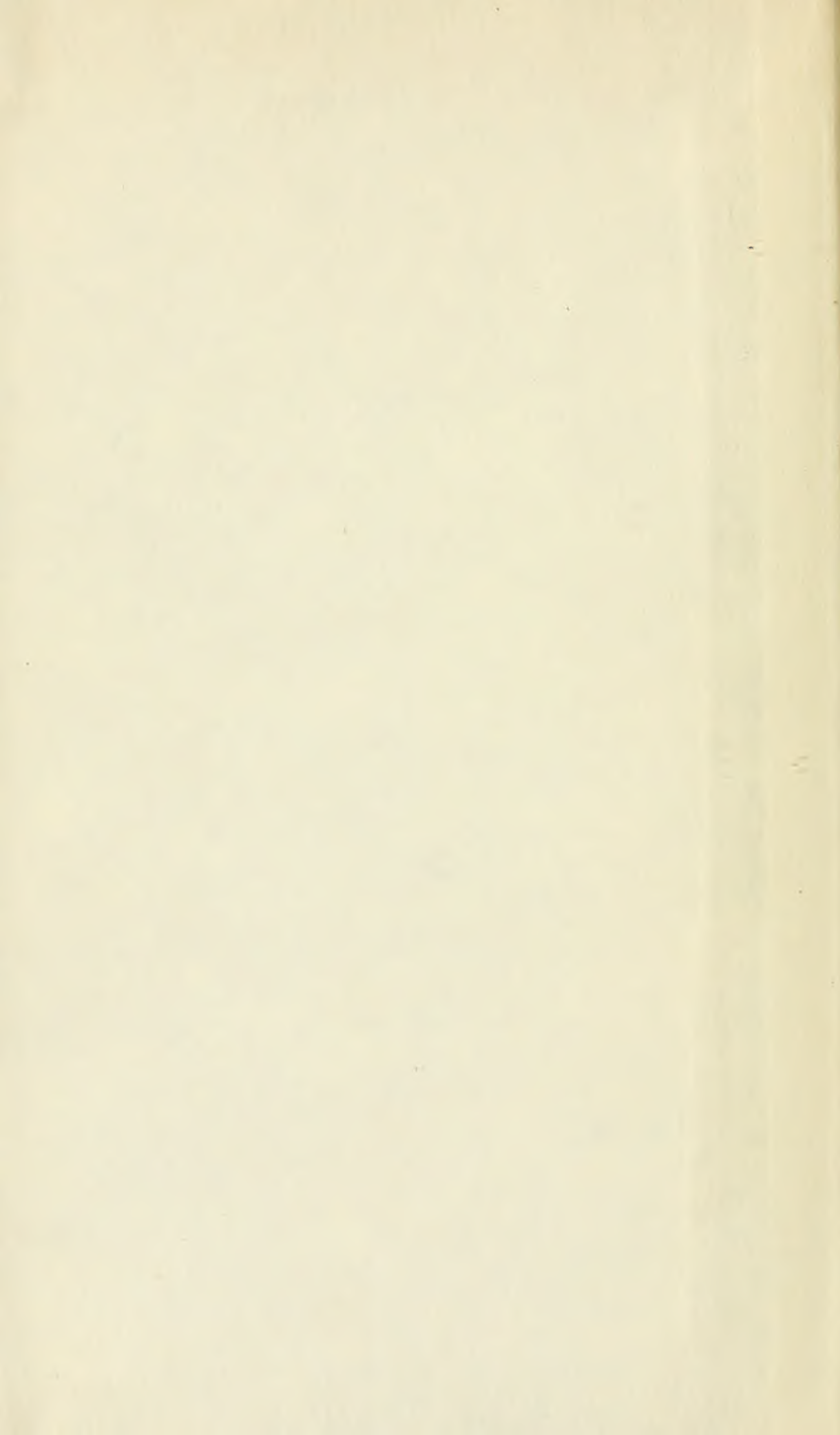
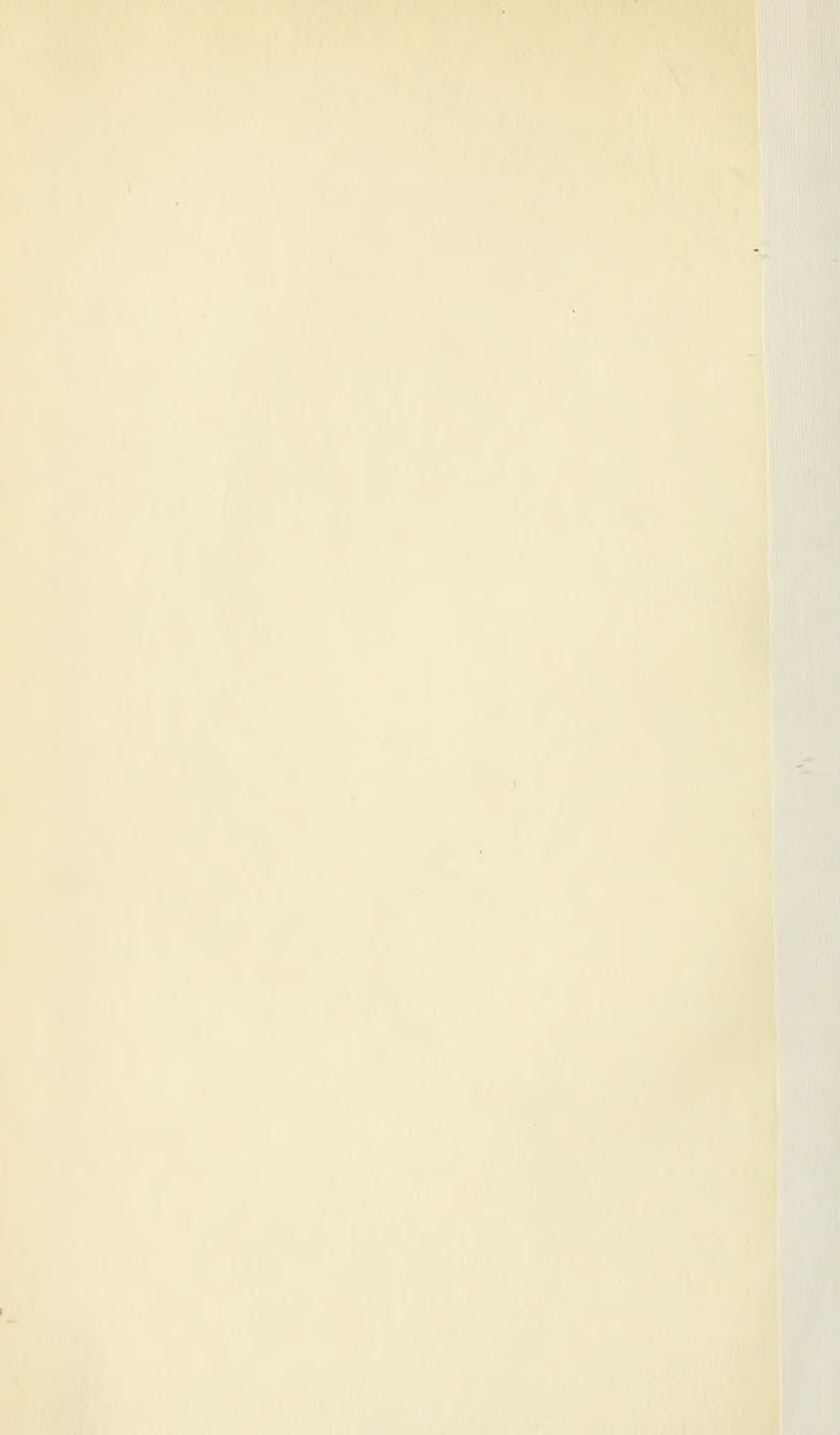








Galerie der Phantasten

Herausgegeben von Hanns Heinz Ewers

Dritter Band

O. Panizza / Visionen der Dämmerung

Dritte Auflage

Visionen der Dämmerung

von

Oskar Panizza

Einleitung von

Hannes Ruch

und 16 Bildern von P. Haase

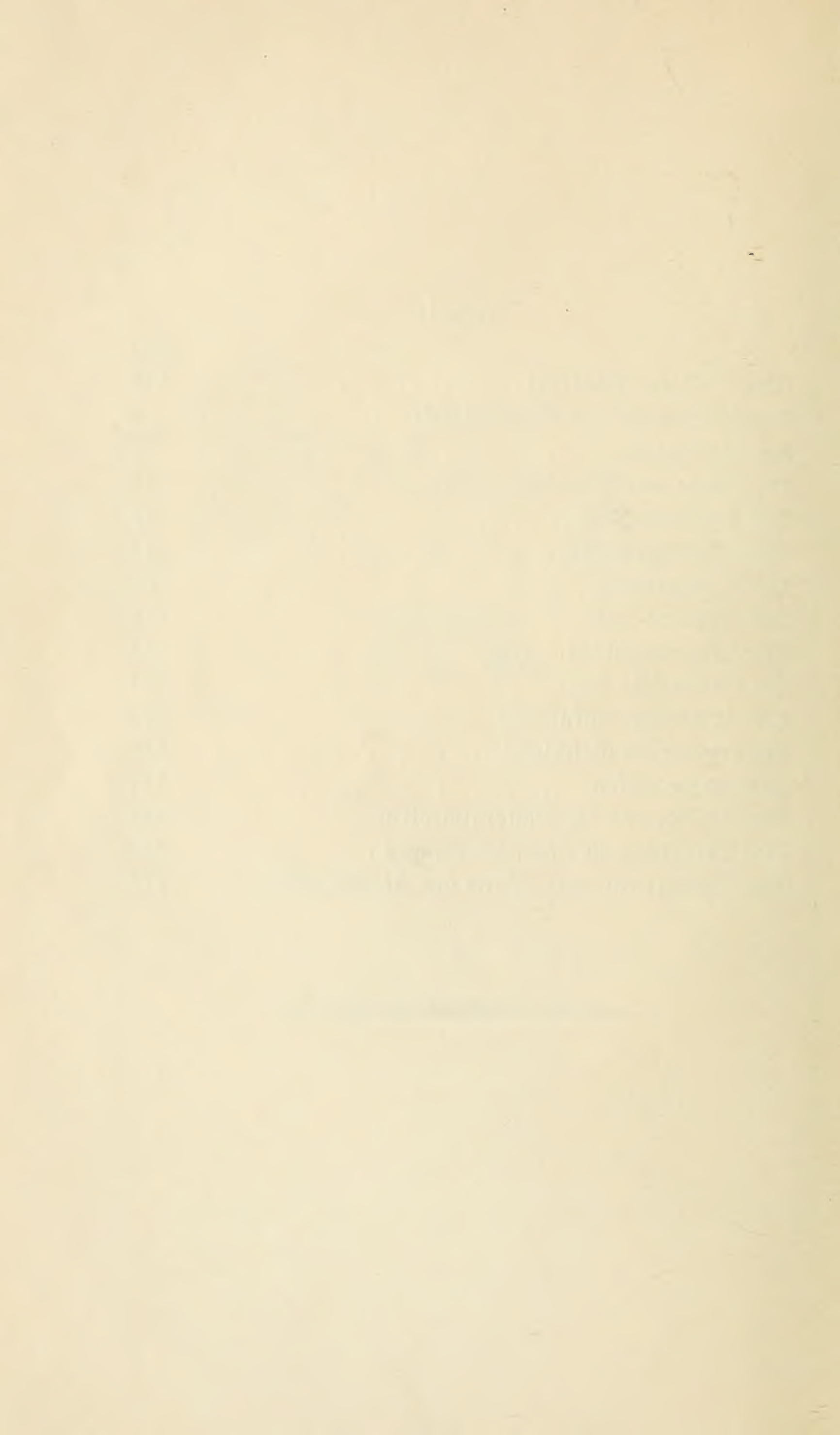


1914

München und Leipzig bei Georg Müller

Inhalt

	Seite
Wer ist Oskar Panizza?	VII
Das Wirtshaus zur Dreifaltigkeit	1
Der Goldregen	27
Die Kirche von Zinsblech	45
Der Korsetten-Fritz	57
Eine Mondgeschichte	83
Der Stationsberg	193
Der operierte Jud'	213
Eine Negergeschichte	243
Ein skandalöser Fall	255
Das Wachsfigurenkabinett	299
Ein kriminelles Geschlecht	329
Indianergedanken	347
Ein Kapitel aus der Pastoralmedizin	357
Das Verbrechen in Tavistock-Square	363
Zum Epilog: ein paar Worte des Herausgebers	375



Wer ist Oskar Panizza?

Im Januar 1891 wurde zu München die „Gesellschaft für modernes Leben“ gegründet. Michael Georg Conrad leitete die Eröffnungsfeier unter großem Andrang des Publikums. Ich gehörte, wohl der Jüngsten einer, zu den Gründungsmitgliedern und übernahm den Posten eines musikalischen Leiters, dessen Aufgabe es war, die öffentlichen und intimen Abende nach Bedarf mit Musik zu verbrämen.

Die Begeisterung für unsere neue, gewichtige „Mission“ teilte ich mit einer ganzen Schar jugendlicher Heißsporne. Es war für uns alle eine gloriose Sturm- und Drangzeit, wie sie keinem von uns je wiederkehrte. Manch einer ist seitdem in den Orkus gefahren. Verdorben und gestorben. Ein Dutzend Nekrologe könnte ich schreiben, wenn man's verlangte. Manch anderer jener Kämpfer aber ist zu Ruhm und Ehre emporgestiegen, die Zeitgenossen drückten ihm den Lorbeer aufs ergrauende Haupt, indes die nachdrängende Generation sich rüstet und brüstet, mit Geringschätzung auf ihn herabzuschauen; mit derselben, stets neu wiederkehrenden Geringschätzung, mit der wir „Moderne“ von 1891 auf Paul Heyse und andere herabgesehen hatten, die damals — ihrerseits — unser Tun und Treiben mit grimmem Hohn und Kopfschütteln betrachteten.

Sic transit . . .

Ungefähr ein halbes Jahr vor Entstehung unserer streitbaren und kampfeslüsternen Phalanx machte ich die Bekannt-

schaft Oskar Panizzas, der — damals noch nominell Irrenarzt — bereits längst mit Leib und Seele der Literatur angehörte. Sein Lebenslauf bis dahin ist in Kürze folgender:

Oskar Panizza, der Sohn eines wohlhabenden Hotelbesitzers in Kissingen, geboren Anno 1853, studierte Medizin, befaßte sich aber schon sehr früh eingehendst mit Philosophie und Literatur. Als Student verbrachte er mehrere Jahre in Paris und London; dort erweiterte er seine sprachlichen Kenntnisse und legte damit den Grund zu einer eminenten Belesenheit und allgemeinem reichen Wissen. In London schrieb er auch seine ersten Gedichte, „Düstere Lieder" (1886), „Londoner Lieder" (1887), „Legendäres und Fabelhaftes" (1889). In München war er als Irrenarztassistent tätig. Dort vollzog sich bald sein definitiver Übergang zur Literatur.

In rascher Aufeinanderfolge schrieb er „Erste Beiträge über Oberammergau, Bayreuth" und viele andere weniger umfangreiche Essays, Skizzen und Novellistisches, sowie die burleske Satire „Aus dem Tagebuch eines Hundes".

Bald hatte sich um ihn ein Kreis von „Auserlesenen" gebildet. Auch ich durfte mir ein bescheidenes Plätzchen erobern, von dem aus ich mit stets wachsendem Interesse den anregenden und geistvollen Unterhaltungen folgte, die unter der Ägide des Pfadfinders und Bahnbrechers M. G. Conrad geführt wurden.

Panizza war ein gern gesehener Gast an unserem Tische. Sein glattrasiertes, sympathisch-offenes Gesicht, das manchmal fast apathisch und nichtssagend dreinschauen konnte, belebte sich wunderbar, wenn eine Idee ihn anregte, wenn er im Gespräche nach Ausdruck rang. Die hellen blauen Augen konnten einen dann verteufelt klug anblitzen, und das fast unausgesetzte, jesuitische Lächeln seines Mundes stand in einem seltsamen Kontrast zu den unglaublichen Derbheiten



Oskar Panizza



und Aufrichtigkeiten, die er vom Stapel ließ, wenn es ans Diskutieren ging. Seine Anwesenheit verbreitete stets eine behagliche Stimmung; man hatte das angenehm-prickelnde Gefühl, neues, kulinarisch reizvoll Tolles vorgesetzt zu bekommen. Dieser erzgescheite Mensch mit dem scharfen Blick geistiger Überlegenheit und großer Welterfahrung, mit dem vitalen Gehirn, dem Hautgout einer dekadenten Weltanschauung und den blasphemischen Kühnheiten übte auf uns denselben Reiz aus, wie die verbotene Lektüre eines Boccaccio oder Casanova, Anno dazumal, als wir noch die Schulbank drückten.

Seine Schriften kannten wir fast ausnahmslos; sie fesselten uns in demselben Grade, wie sie uns befremdeten. Schon damals fanden sich zahlreiche Gegner der Panizzaschen Muse. Und wahrlich: bei dieser ungewohnten, schwerverdaulichen Mischung von bäurischer Derbheit und raffiniertester Feinschmeckerei konnte kein Alltagsmensch auf seine Kosten kommen. Wir aber, die wir das Ungewohnte, Neue suchten, liebten ihn.

Verblüffend wirkte seine stupende Belesenheit und sein ungewöhnliches Gedächtnis. Er war ein großes Nachschlagebuch, das man niemals vergeblich um Auskunft fragte. Seine Gespräche würzte er mit zahllosen Beispielen aus der Literatur aller Länder und Zeiten; er erinnert in dieser Hinsicht an Karl Julius Weber, den Verfasser des ergötzlichen „Demokritos". Panizzas Fähigkeit, alles in der Originalsprache zu zitieren und auch sofort mustergültig aus dem Stegreif zu übersetzen oder zu kommentieren, löste allenthalben Erstaunen und Bewunderung aus. Ich war bald ganz im Banne dieses wunderlichen Menschen und suchte seine Gesellschaft, wo ich nur konnte; damals stagnierte meine mit Vehemenz und Selbstgefälligkeit begonnene Produktivität vollkommen: so rückständig kam ich mir diesem Alleswisser gegenüber vor.

Willenlos überließ ich mich ganz dem heimlichen Grauen, das mir dieser vielgewandte, vielverschlagene Phantast weckte.

So war es vielleicht ein Glück, daß mich bald mein Schicksal von München forttrieb, hinaus in die kaum geahnte Welt, die mich mit ihren Polypenarmen umschlang und mir ach! so oft den Atem raubte. Ich mußte kämpfen, nicht mehr um Worte, Ideen, Prinzipien, sondern — ums tägliche Brot.

„Ja, ja, es geht um die Wurscht, mein Junge!" schrieb mir damals Panizza nach Dollarien, als er gehört hatte, daß ich dort drüben mit Gottes unerforschlichen Ratschlüssen nicht so ganz einverstanden war.

Bald darauf schickte er mir seine 1895 veröffentlichte „Himmelstragödie in fünf Aufzügen: Das Liebeskonzil".

Mit wahrem Heißhunger stürzte ich mich auf den literarischen Leckerbissen. Je mehr mir Sinn und Inhalt klar wurden, desto höher stieg meine panikartige Erregung. Ich war in allen Poren aufgereizt, bis in die tiefste Seele erschreckt, überwältigt, erdrückt von der gigantischen Blasphemik des Werkes.

Es ist — dem Andenken Huttens gewidmet.

Hier ist in hundertfünfzig Worten der Inhalt:

Gottvater erfährt von der sittlichen Verworfenheit am Hofe des Papstes Alexander II. In höchstem Zorn beschließt er furchtbare Bestrafung. Christus, Maria, Maria Magdalena und der Heilige Geist helfen mitberaten; der Teufel, vor den Thron zitiert, muß ein Mittel zur Geißelung der sündigen Menschheit erfinden. Der wählt die Verruchteste unter allen Frauen, Salome, zeugt mit ihr ein himmlisch schönes Weib und schickt es auf die Erde, das Blut der Menschheit zu vergiften. Die Höllentochter erscheint einer Versammlung der päpstlichen Familie während der heiligen Messe ... In trüber Morgendämmerung verläßt sie mit halb entblößter Brust, übernächtig, hohläugig, den päpstlichen Palast. Der

Teufel herrscht sie an: Jetzt zu den Kardinälen! Dann zu den Erzbischöfen! Dann zu den Gesandten! Dann zum Camerlengo! Dann zu den Neffen des Papstes! Dann zu den Bischöfen! Dann durch alle Klöster durch! Dann zu dem übrigen Menschenpack! — Tummle dich und halte die Rangordnung ein! — (Weib langsam ab. Der Vorhang fällt.)

Als ich mich von meiner ersten Betäubung erholt hatte, schrieb ich an Panizza:

„Mensch, wie konnten Sie die Tollkühnheit besitzen, ein solches Buch der Öffentlichkeit anzuvertrauen!! Tausende werden es nicht zu Ende lesen können, man wird Sie mit Haß und Verachtung überschütten. Keiner wird an Ihren Ernst glauben. Man wird Sie, den Gotteslästerer, bespeien und ans Kreuz schlagen. Der Heiland und der Schächer mußten des gleichen Todes sterben!"

Ich prophezeite ihm als Minimum ein Jahr Gefängnis.

Armer Panizza! Meine Rechnung hatte leider gestimmt. Das verhängnisvolle Buch wurde konfisziert, Panizza flüchtete, gedrängt von seinen juristischen Ratgebern, ins Ausland. Bald darauf wurde er unter Kuratel gestellt. Er führte ein verbissenes, ruheloses Dasein und starb fast vor Sehnsucht nach seiner deutschen Heimat, bis er sich zum Entsetzen seiner Freunde selbst den Gerichten stellte, die ihn zu einem Jahr Gefängnis verurteilten.

Als ich nach fünfjähriger Abwesenheit nach Deutschland zurückkehrte, feierten gerade die Münchener Freunde Panizzas Entlassung aus der Gefangenschaft. Etwas blaß und mager war er geworden, doch schien er heiter und guter Dinge. Im stillen Zwiegespräch aber erkannte ich bald den starken Wechsel, den die grauen Stunden der Gefängniszelle hervorgebracht hatten. Aus dem Denker war ein Grübler, aus dem Wissenden ein Zweifler, aus dem Lachenden ein Grinsender geworden. Seine abgedämpfte Stimme und sein

umflortes Auge standen in erschütterndem Widerspruch zu der bowlengeschwängerten Atmosphäre und zu der geräuschvollen Heiterkeit jener Stunden im Münchner Ratskeller.

Wenige Monate nach unserem Wiedersehen flaute unser Verkehr aus mir heute noch unbekannten Gründen ab, bis ich ihn schließlich ganz aus meinem Gesichtskreis verloren hatte. Eines Tages erzählte man, Panizza sei irrsinnig geworden; tatsächlich befindet er sich seit mehr als zwölf Jahren in einer Irrenanstalt.

So weit reichen meine persönlichen Erinnerungen an Oskar Panizza; sie mögen manchem spärlich genug erscheinen. In mir aber hinterließ der Mensch und Dichter tiefgehende, gewaltige, unvergeßliche Eindrücke.

Dieser genialische Kopf besaß nicht nur den durchdringenden Blick des Psychiaters und die unerbittliche Logik des Philosophen, er war auch ganz besonders begabt mit einer ungeheuren Phantasie. Sein Gehirn war ein Land unbegrenzter Möglichkeiten. Seinen unwiderstehlichen Hang zum Zynischen milderte rührende Aufrichtigkeit und gaminhafter Humor. Seine im Grund lutherische Gesinnung hatte er ins Moderne erweitert, ohne seinen fanatischen Antikatholizismus dabei einzuschränken. Diesen polemisierenden und engherzigen Glaubenshaß verquickte er mit überschäumender Phantasie, letztere oft in den Dienst des ersteren stellend. Und mit diesem Rüstzeug angetan, betrat er den Boden der großen Satire. Sein geschichtliches Wissen und seine in ernster Forschung erworbene Kenntnis des Papsttumes und der katholischen Dogmatik prädestinierten ihn zu einem fürchterlichen Gegner von geradezu Döllingerscher Bedeutung. Aber es fehlte ihm einerseits an ernstlicher zielbewußter Konzentration, andererseits beraubte ihn seine haßdurchtränkte Phantasie des objektiven Blickes, und so blieb es bei der Satire. Ihm aber, der alles künstlerische Werkzeug zum Satiriker besitzt,

fehlt — hier zitiere ich Otto Julius Bierbaum, den genauen Kenner Panizzas — eine Hauptsache: der hohe Standpunkt mit dem weiten Blick. Er hat die Wissenschaft vom Verkehrten in der Welt in reichem Maße, er hat witzige Phantasie in schier unendlicher Fülle, er hat die Kunst des treffsicheren Geißelwortes. Er besitzt als Charakter den rücksichtslosen Mut, eine Draufgängercourage von erquickender Mannhaftigkeit, den richtigen furor satiricus, der alles stürmt, was seiner Laune sich in den Weg stellt, seien es Misthaufen, seien es feierliche Ruinen, — aber er hat einen engen Horizont.

Sein Buch „Die unbefleckte Empfängnis der Päpste" (Zürich 1893) ist eine satirische Leistung größten Stiles, wie wir nur ganz wenige besitzen. Es ist vielleicht das Furchtbarste, Kühnste, was jemals gegen den Katholizismus geschrieben worden ist. Wir sehen aber — fährt Bierbaum fort — in diesem Buche nur die Äußerung einer ganz eminenten satirischen Begabung, und wenn uns der Stoff geniert, so geschieht dies darum, weil wir wünschten, daß ein so bedeutender Satiriker sich lieber Angriffspunkte gesucht haben möchte, die es sich wirklich verlohnt, mit so wuchtigem Rüstzeug des Wissens und Könnens anzugreifen. Hierin liegt eben die Schwäche des Satirikers Panizza. Er sieht nicht weit genug. Was hier in ihm rebellt, das ist eigentlich der Lutheraner, nicht der ganz freie Mensch. Im Grunde ist es doch der Lutherzorn, der hier tobt und dogmenstürmt. Die Tendenz der Satire ist Donquichotterie und fordert selber zur Satire heraus, und das ist bedauerlich, weil der Kunstwert der Arbeit so überaus bedeutend ist.

Worin bestand nun eigentlich die Achillesferse im Schaffen Panizzas?

Ich resümiere: diesem seltsamen Menschen fehlte zum Wissenschaftler der eiserne Wille und die Gründlichkeit — doch wußte er unendlich viel mehr wie hundert Gelehrte,

die mit Ausbeutung eines Spezialgebietes, zu dem ihre Begabung hinneigte, sich einen klingenden Namen und allgemeine Achtung erzwangen. Zum Künstler fehlte ihm das göttlich Naive, das Harmlose des Produzierens und vor allem die Sehnsucht nach dem Schönen. Er entbehrte keineswegs der Selbstkritik, wo er einmal an reelle Werte seiner Dichtung glaubte, wo es sich nach seinem Gutdünken verlohnte; dann siebte er mit gewissenhafter Hand, bis eine klare Form erstand, und suchte mit zähem Eifer nach dem Rechten. Oft aber — nur allzuoft! — schleuderte er mit knabenhaftem Leichtsinn Paradoxe in die Welt, an denen er, den Einwendungen aufrichtiger Freunde zum Trotz, eine gewisse boshafte Freude empfand; manchmal aber geschah es aus bloßer Laune. Dieser a-Goethesche Zug (sit venia verbo!) seines Wesens, der in ihm selten die reine Freude am Entstehen einer Kunstform oder an der Wahrung eines einheitlichen Stiles aufkommen ließ, bildete das größte Hindernis in seiner künstlerischen Entfaltung. Und trotz alledem: seine Gedichte, seine Phantastereien, wie auch seine Essays enthalten zahlreiche künstlerische Momente von wahrhafter Größe und Schönheit, unstreitige Werte von köstlicher Eigenart. Seine phänomenale Literaturkenntnis und sein tadelloses Gedächtnis prädestinierten ihn gewissermaßen zum Epigonen, vielleicht sogar zum Plagiator: Keiner aber hat jemals einen ähnlichen Vorwurf ausgesprochen. Man konnte allerdings unschwer die Wurzel erkennen, aus der er seine Kraft bisweilen sog (schon die häufigen Widmungen und Mottos seiner Vorbilder, die er offenherzig genug an die Spitze seiner Opera setzte, verraten zumeist den Ursprung), aber es war noch immer viel Eigenkraft, viel Selbstgeschautes, was da erstand.

Eines aber wurde meines Wissens bei der Aufzählung von Panizzas Eigenarten noch nicht erwähnt, obschon es das auffallendste pathologische Moment bildet: Die nervenzerrüttende

Gedanken- und Ideenflucht, an der er litt; sie unterminierte die Ruhepunkte, die jedes Normalgehirn sich selbst sucht. Der rastlosen Nerverspannung seiner Phantasie konnte er auf die Dauer nicht Widerstand leisten. Seine dekadente Gourmandise, mit der er alles erspähte und in sich aufnahm, was Jahrhunderte an literarischen und künstlerischen Genüssen aufgespeichert hatten, erzeugte die schlimmsten Symptome der Hypertrophie. Allzuleicht ward dieser Boden befruchtet, allzurasch zeitigte die erotische Hitze seines Temperamentes diesen Samen; allzu kunterbunt sah es in dem Wundergarten seiner Phantasie aus; zwischen duftenden Blüten seltsamster Form schoß häßliches Unkraut hervor, krauses, wirres Zeug, Zwitterdinge, für die es keinen Namen gab.

„Ein groß Vermögen schmählich ist vertan", ist Bierbaums Schlußfolgerung in seiner Panizzaschrift (Gesellschaft, August 1893).

Man könnte dieses tragische Wort vielleicht auf das ganze Schaffen Panizzas anwenden. (Bierbaum kannte damals das 1895 erschienene „Liebeskonzil" selbstverständlich noch nicht: sein Urteil wäre anders ausgefallen.) Das „Liebeskonzil" aber ist, allen Tendenzen und Gesetzen zum Trotz, ein Werk von satanischer Größe, nach Form und Inhalt der Kulminationspunkt in des unglückseligen Dichters Schaffen . . .

Noch in seinen besten Jahren schrieb Panizza (Münchener Flugschrift) einen Aufsatz über „Genie und Wahnsinn". Es war seine eigene Diagnose.

Köln, 17. April 1914. Hannes Ruch.



Das Wirtshaus zur Dreifaltigkeit

„Dat is nu all lang heer, wol twe dusend Jahr, da wöör dar en ryk Mann, de hadd ene schöne Fru, un se hadden sik beyde sehr leef, hadden awerst kene Kinner, se wünschden sik awerst sehr welke, un de Fru bedd'd so vell dorüm Dag un Nacht, man se kregen keen un kregen kenn. — ‚Ach', säd de Fru eens so recht wehmödig, ‚hadd ik doch en Kind, so rood als Blood un so witt as Snee.' — — Un as der neunte Maand vorby wöör, do kreeg se en Kind so witt as Snee un so rood as Blood. Dat Kind wöör awerst en lüttge Sähn. Un as se dat seeg, so freude se sik."

Brüder Grimm, Kinder- und Hausmärchen.

Es mag wohl in Franken gewesen sein, wo ich vor mehreren Jahren auf einer meiner Fußtouren zur Winterszeit gegen Abend auf eine lange, hartgefrorene Landstraße kam, die sich schier unermeßlich fortsetzte. Ringsum keine Rauchwolke, die die Nähe einer menschlichen Niederlassung angezeigt hätte. Es wurde dämmerig.

Mein Ranzen war leer, den letzten Imbiß hatte ich schon um Mittag verzehrt. Wir waren im November, und soweit man sah, war Feld und Wald mit einer harten Eis- und Schneekruste überzogen. Meine Nachlässigkeit, nie eine Karte mit mir zu nehmen, nie die Wegstunden zu berechnen, auf die nächsten Gehöfte und Dörfer zu achten, schien sich diesmal in unangenehmster Weise an mir rächen zu wollen. Leute, deren Einbildungskraft stärker ist als ihr Verstand, sollten nie allein zu Fuß reisen. Immer in Gedanken versunken, sehen sie volle Humpen und mit johlenden Menschenkindern erfüllte Gaststuben, während die Karte in drei Stunden im Umkreis kein Wirtshaus angibt. Und die Wirklichkeit bestraft sie dann in empfindlichster Weise für den unerlaubten, geheimen Gedankengenuß. Solche Menschen sollten überhaupt nichts Irdisches unternehmen, keine Häuser bauen, keine Staatspapiere kaufen! — Mögen sie überirdisch spekulieren: dort fallen die Verluste nicht so schrecklich aus!

Mit solchen Gedanken beschäftigt, war ich froh, als ich auf der noch immer endlos sich hinziehenden Straße einen Reisenden mit schwerem Felleisen daherkommen sah. Er sah mich verwundert an, als wir uns begegneten, und frug: „Wie kommen Sie um die späte Abendzeit hierher, wo auf Stunden im Umkreis keine Niederlassung ist? Ich selbst reise nur in der Dämmerung und zur Nachtzeit, weil meine Augen das Tageslicht nicht vertragen; ich bin mit Weg und Steg wohl vertraut. Aber Sie wären verloren!" — Als ich nichts erwiderte, fuhr der Fremde, dessen eindringliche Rede mir Re-

spekt abgewonnen hatte, fort: „Der Himmel hat diesmal für Sie gesorgt. Gleich hinter diesem Bergvorsprung, den Sie in zehn Minuten erreichen, steht ein Wirtshaus; ich komme gerade davon her. Es ist aber gänzlich unbekannt, Sie konnten sich also nicht darauf verlassen! Trotzdem steht es am Weg! Es ist auf keiner Karte verzeichnet, und ich besitze die besten. Ich selbst sah es heute zum erstenmal; gleichwohl ist es uralt, das ‚Gasthaus zur Dreifaltigkeit'! Die Leute scheinen gut eingerichtet, wenn sie auch etwas altmodisch und langsam in ihren Manieren sind; Sie werden dort gut aufgehoben sein. Gehaben Sie sich wohl!" — Während der letzten Worte hatte er mit den Füßen wiederholt auf den kalten, eisigen Boden gestampft, da es ihn zu frieren schien. Er nahm rasch Abschied, und wir trennten uns nach verschiedenen Seiten. „Erlauben Sie noch eine Frage," rief ich ihm nach, „in was handeln Sie? Ihr Ranzen ist voll und schwer!" „Gebetbücher! Gebetbücher!" rief er schnell zurück. „Aber nicht mehr lang, nicht mehr lang . . . die Zeiten . . ." Den Schluß der Phrase konnte ich nicht verstehen; der Wind jagte sie ihm vom Mund weg. Ich eilte vorwärts. In der Tat traf ich, als ich den nächsten gegen die Straße sich vorschiebenden Hügelrücken erreicht hatte, auf eine kleine Talmulde, in der versteckt und zurückgezogen ein Häuschen stand. Ein schwacher Lichtschimmer drang aus den niederen Parterrefenstern. Der erste Stock, der mit einem spitzen Giebeldach, ähnlich den Bauernhäusern in der Umgegend, abschloß, war dunkel. Als ich näher kam, entdeckte ich über der niederen hölzernen, braun angestrichenen Tür die zierliche Aufschrift auf weißem Kalkgrund: „Gasthaus zur Dreifaltigkeit". Kein Wirtshauszeichen sonst, kein hervorragender Arm mit dem Hexagramm oder dem schäumend gefüllten Bierseidel. Aber auch sonst nichts in der Umgebung, was ich als auffallend hätte bezeichnen müssen. Hinter dem Häuschen ein Misthaufen,

ein Zeichen, daß die Leute etwas Landwirtschaft trieben. Ein kleines eingefriedetes Gärtchen. Ein paar abgegrenzte Felder mit der jungen Wintersaat. Und vor dem Häuschen ein hübscher hoher Taubenschlag, auf dessen gotische Spitze besonders viel Fleiß verwendet worden zu sein schien.

Es war übrigens jetzt fast dunkel geworden. Ein harter, trockner Ostwind pfiff durch meinen dünnen Rock. Ich ging an die Tür und klopfte. Nach einiger Zeit hörte ich ein lautes Schlürfen auf dem Hausflur, und ein alter Mann mit schneeweißen Haaren, die zitternde Hand auf die Krücke gestützt, öffnete die Tür. „Kommen Sie endlich?“ rief er, ohne mich näher ins Auge zu fassen, als man alten Bekannten gegenüber tut, „Sie sind lange in Spanien gewesen, und durch ganz Frankreich gekommen, haben England bereist, wollten schon einmal nach Norwegen, laufen das ganze Jahr fast in Deutschland herum, kennen jedes Städtchen und Fleckchen, schauen jeden Kirchturm an, gucken in jeden Tümpel! Und endlich kommen Sie in das weltentlegene, fränkische Gasthäuschen zur Dreifaltigkeit, wohin Sie ja doch kommen mußten, ich habe solange auf Sie gewartet!“ — Der steinalte Mann, der so verwunderlich mit mir sprach, hatte inzwischen die Zimmertür geöffnet, und ich trat in einen nach Art der Landwirtshäuser mit einem großen, schwerfälligen Tisch, einigen braunen, knorzigen Stühlen, großem Kachelofen, lautpickender Uhr, einigen Heiligen- und Schlachtenbildern und einem Kruzifix ausgestatteten Raum. „Ich will gleich meinen lieben Sohn rufen;“ fügte er hinzu, „er wird sich freuen Sie zu sehen; er wird wohl noch oben studieren; er studiert mir leider viel zu viel.“ — Damit öffnete er die Tür, und rief ins obere Stockwerk: „Christian! — Christian, mein lieber Sohn, komm doch etwas herunter, der junge Mensch ist da, auf den wir so viele, viele Jahre warteten.“ — Ich war nicht wenig erstaunt über diesen merkwürdigen

Willkomm, und wollte eben meiner Empfindung durch eine Frage an den Alten Ausdruck verleihen, als oben leise eine Tür geöffnet wurde. Ein zaghafter Schritt kam die Treppe herunter, und gleich darauf trat ein bleicher, junger Mensch mit auffallend schönen Zügen ins Zimmer, aber zaghaft und von fast mädchenhafter Zurückhaltung. Er trug einen langen weißen Mantel, der nach Art der Mönche mit einem einfachen Strick um den Leib zusammengehalten war. Mit offen entgegengestreckter Hand und einem unsäglich freundlichen Blick trat er auf mich zu, und sagte: „Gott grüße Sie!“ dabei mit der Hand auf den alten Mann verweisend. „Christian!“ rief dieser mit fast schluchzender Stimme, wobei er seine Krücke fallen ließ und beide Hände ineinanderschlug, „Christian, mein lieber Sohn, wie siehst du aus! Du hast wieder die ganze Nacht gewacht, oder studiert, oder dich abgehärmt; mein Gott, wenn du mir stürbest! Christian, wenn du uns wegstürbest, und uns, mich und deine Mutter allein zurückließest! Alles wäre verloren, alle unsere Hoffnungen vernichtet, die ganze Wirtschaft ginge zum Teufel!“ — In diesem Augenblick hörte ich draußen, hinterm Haus, aus einem engen, abgeschlossenen Raum kommend, ein dumpfes, scheußlich klingendes, höhnisches Gelächter, halb Grunzen, halb Meckern, wie von einem Bock, der aber menschlichen Ausdruck in seine Stimme legen kann. Alle im Zimmer wurden kreidebleich; und auch ich trat, betroffen über die Menschenähnlichkeit der Stimme, einen Schritt zurück, und blickte fragend den Alten an. „Es kommt vom Schweinestall,“ sagte dieser, wie um mich zu beruhigen, „wir haben dort einen Kerl eingesperrt, der sich über uns lustig macht, und den wir hier füttern, damit er nicht sonst irgendwo auf den Feldern und in den Dörfern der Umgegend Schaden anstiftet. Er ist sonst ungefährlich.“ — „Vater!“ rief aber gleich darauf der Junge mit bittender, sanft flehender Stimme, „Vater,

liebster Vater, nenn' seinen Namen nicht mehr, ich bitte dich, du weißt, er will unser Verderben!" „Er macht mir keine Sorge," entgegnete der Alte, der inzwischen wieder seinen Krückstock zu sich genommen hatte, „aber du machst mir Sorge; geh' jetzt nur, geh' hinaus zu deiner Mutter, und sag' ihr, sie soll das Essen auftragen; es sei auch ein Gast da." — Der Junge in seinem weißen, schleppenden Gewand ging gesenkten Kopfes und feierlichlangsamen Schrittes aus dem Zimmer. Der Alte und ich waren wieder allein. „Der Junge macht mir Sorge," bekräftigte dieser wieder, indem er humpelnd auf und nieder ging, „er ist zart wie eine junge Palme. Kein Wunder bei dieser Lebensweise; statt daß er hinaus aufs Feld geht und mitarbeitet, hockt er oben und studiert Konkordanzen und Vulgaten. Die bleichen, eingefallenen Wangen! Die platte, schwache Brust! Oft hustet er, daß es nimmer schön ist. Der Junge macht mir Sorge."

Ich war über alldem, was ich bis jetzt gesehen und gehört, so im Innern betroffen und verwirrt, daß ich nicht wußte, wo anfangen, um alles in ein vernünftiges Bild zusammenzufassen. Ich war fest überzeugt, daß mich der Alte für einen anderen ansah; sonst war der Begrüßungsakt undenkbar. Auf der anderen Seite mußte ich mir eingestehen, daß vieles, was er mir bei der Haustüre gesagt, buchstäblich und bis auf Kleinigkeiten wahr war. Höchst verdächtig kam mir aber auch das freundliche, fast feierliche Entgegenkommen des jungen Schwindsüchtigen in seinem weißen Talar vor. Er hatte so etwas Kindlich-Zerstreutes in seinem Auge, Sehnsüchtig-Verlangendes, Welt-Entrücktes und dabei Liebe-Von-sichgebendes, daß ich überzeugt war, jeder andere an meiner Stelle wäre ebenso empfangen worden. Ich schloß daraus auf den Geisteszustand des jungen Menschen, und kam zu keinem günstigen Urteil. Ich meine, der zarte, junge Mensch kam mir der Welt gegenüber nicht widerstandsfähig genug vor. Auch

das verwandtschaftliche Verhältnis zwischen diesem „Vater“ und „Sohn“ war mir nicht klar. Der Alte konnte unmöglich der Vater dieses jungen Mannes sein. Alles dies beschäftigte mich intensiv während der paar Augenblicke, die der Alte polternd und schlappend im Zimmer auf und ab ging. Und ich hätte gern gefragt, um mich zu orientiren, wenn mich nicht die Angst zurückgehalten hätte, durch zu vieles Fragen und Aufdecken des Sachverhaltes hinsichtlich meiner Person meine Lage zu verschlechtern. Jetzt war ich gut und aufs herzlichste aufgenommen. Kam irgend etwas auf, das zeigte, daß der Alte sich hinsichtlich meiner Person einer Täuschung hingegeben hatte, so fürchtete ich, von dieser seltsamen Familie vor die Tür gesetzt zu werden. Denn darüber war ich mir längst klar geworden: es war eine verdächtige Herberge, in die ich hier geraten war. Ich konnte nicht umhin, jene düsteren Szenen aus dem „Wirtshaus im Spessart“, und das noch schlimmere Verfahren jenes klassischen Wirts aus dem Altertum, des Prokrustes, mit seinen fatalen Betten, mir ins Gedächtnis zurückzurufen, als die Tür aufging, und eine junge Frau mit einer großen dampfenden Schüssel hereintrat. Der alte Mann hielt in seinem erregten Auf- und Abpoltern inne, schaute die Eingetretene von der Seite an, und sagte dann, zu mir gewandt: „Das ist Maria, meine Tochter Maria!“

Er räusperte sich dann noch, als wolle er fortfahren; unterdrückte aber, was er sagen wollte, und setzte seinen geräuschvollen Marsch durchs Zimmer fort. Ich sah die junge Frau an; ihr Gesicht hatte entschieden jüdischen Schnitt. Zusammengewachsene Augenbrauen, leicht vorstehende Backenknochen, die aber die Harmonie ihres nicht winzig angelegten Gesichts keineswegs störten; edelgeformte Nase, mandelförmig geschlitzte Augen mit einer zerfließenden, schwarzen Kirsche als Augapfel, dazu zwei kräftige, fleischige Lippen, die entschieden Sinnlichkeit verrieten. Pechschwarze, wellige Haare, stark

verwirrt und zerzaust, vervollständigten den orientalischen Typus; aber mehr noch, als alles dies, tat das jene Gesamt-Schläfrigkeit, die auf ihrem Antlitz lag, als wäre eine weiche Hand von oben über das ganze Gesicht gefahren. Sie erwiderte meinen neugierig forschenden Blick mit einem spöttisch schlauen Mienenspiel, wie jemand, der wohl einsieht, daß er in einer seiner unwürdigen Stellung ist, diese Stellung aber nicht zugeben will, und sich nun mit künstlicher Verachtung hilft. Die junge Weibsperson war in der Tat fast in Lumpen gehüllt, und schien die Dienste einer Magd zu verrichten. Wieweit persönliche Schlamperei mit ihrem Anzug zu tun hatte, ließ sich nicht feststellen.

Was die junge Frau hereinbrachte, war eine Schüssel mit dampfenden, schön aufgesprungenen Kartoffeln, die sie nebenhin auf eine Art Anrichte gestellt hatte, während sie eben jetzt die Schublade des großen, schwergebauten Tisches aufzog, und Tischgeräte, Messer, Gabeln und Salzfaß herausholte. Nachdem sie gedeckt, und die große, heiße Schüssel mitten auf den Tisch gestellt hatte, verließ Maria das Zimmer, wobei ich feststellen muß, daß die rückwärtige Ansicht ihrer Toilette noch um ein gut Stück schlampiger war, als die vordere. „Die Dirne", sagte der Alte, indem er bei mir stehenblieb, „ist ein Unglück für mein Haus!" „Wieso", fragte ich naiv, „kocht sie schlecht?" „Ach nein, ihre ungesäuerten Brote macht sie recht gut, aber sonst, ja sonst! Ach Gott, die Frauenzimmer, wenn sie etwas hübsch sind, sind alle so, die haben den Teufel im Leib!" „Hå, hå, hå, hå, hå!" grunzte und lachte es in diesem Moment wieder hinten vom Hause her, und stieß wie mit eisernen Gliedern an den Schweinestall, so daß ich heftig erschrocken zusammenfuhr. Auch der Alte starrte mit glotzigem Gesicht vor sich hin, während zugleich heftiges Schluchzen von draußen von der Küche her, wohl von dem empfindlichen Menschen kommend,

herüberklang. „Mein Gott," sagte ich, „in diesem Hause ist es nicht geheuer; man wird hier seines Lebens nicht froh." Bei diesen Worten schaute mich der Alte aufs neue mit glasigen, herausgetriebenen, wässrigblauen Augen an, so daß ich kein Wort mehr zu erwidern wagte. Zum Glück ging gleich darauf die Tür auf; Maria kam mit einem Krug Wasser und etwas Brot, während der junge Schwachbrüstige, der mit verweinten Augen hinter ihr sichtbar wurde, ein weiteres Gedeck für mich hereinbrachte. Alles setzte sich nun, und lautlos begann die karge Mahlzeit. Die Leute benahmen sich, als wären sie unter sich. Kein Versuch, mich ins Gespräch zu ziehen. Gleichwohl fleißiges Anbieten, zuzugreifen. So kam keine Unterhaltung zustande. Der Alte, welcher bisher noch am offensten gegen mich war, schien in Gegenwart der anderen ebenfalls schweigsamer zu werden. Auch unter sich sagten sich die Leute kein Wort. Mir war nicht klar, ob dieses Benehmen das regelmäßige, oder im Hinblick auf mich eher ein zurückhaltendes war. Die Kost war gering zubereitet.

Der Alte hatte vor dem Essen mit einigen sonderbaren Grimassen und gellenden Tönen, wie es, glaube ich, bei den Juden Sitte ist, einige hebräische Phrasen schematisch hergeplärrt, und hatte sich dann schleunigst über die Kartoffeln hergemacht, die er schon während seiner Liturgie eifrigst beäugelt hatte. Ganz im Gegensatz hierzu hatte der junge Schwindsüchtige, allem Irdischen abgewandt, unter einigen schwärmerischen, zum Himmel empor gerichteten Armbewegungen, wenige Gebetsworte mit großer Innigkeit vorgetragen, die am meisten unserem protestantischen „Komm Herr Jesu, sei unser Gast! . . ." entsprachen; während die nachlässige Jüdin mit großer Gleichgültigkeit dem allem zusah, und sich dann ebenfalls mit schlechter Laune und wenig Appetit auf ihren Platz niederließ. Und nun hörte man lange nichts als ein einsilbiges, monotones Geschmatz. Schließlich nahm aber

doch der Alte das Wort und entschuldigte sich gegen mich wegen der geringen Mahlzeit: man hätte nichts anderes im Hause, das Rauchfleisch sei ausgegangen.

„Hunger", entgegnete ich, „ist der beste Koch; freilich zu den aufgesprungenen Kartoffeln gehört nach fränkischer Sitte ein fetter schweinener Preßsack." Die Leute wurden auf diese Rede hin alle drei starr wie Glas, und „Hů, hů, hů, hů, hů!" meckerte und blökte es wieder hinten vom Schweinestall her, und schien sich voll Behagen auf dem Mist hin- und herzuwälzen. Ich wurde immer angstvoller über diese scheußliche Erscheinung. „Herr," sagte der weißgekleidete Jüngling zu mir mit unsäglicher Milde, „sprechen Sie das Wort nicht mehr aus. Dem Reinen ist alles rein. Aber der böse Feind merkt auf jeden unserer Gedanken, um uns zu verderben."

Von diesem Moment an war mir klar, daß irgendein widerliches Geheimnis in diesem Hause verborgen sei. Der Kerl, der hinten im Schweinestall eingesperrt war, übte eine Art Kontrolle über das Tun und Treiben dieser Leute, war eine Art Fluch, der diesen drei fortwährend auf dem Nacken saß. Aber wer und was waren diese drei selbst? Und was trieben sie? Und woher die Verschiedenheit ihrer Leibesgestalt, ihrer Charaktere? Es war mir auffallend, daß sie, wenn sie einen Moment unter sich waren, hebräisch sprachen, und fleißig dabei gestikulierten, Rücken und Arme sogar hin- und herbogen und herüber- und hinüberschlenkerten; auch die Bäuche vorstreckten und den Kopf einzogen, knängsende und klingende Laute dabei von sich gaben, wie es die Orientalen tun, wenn sie feilschen oder in Affekt kommen. Besonders Maria war in diesem exaltierten Zeug die Stärkste; und meist war die gegenseitige Verständigung durch eine so vielseitige Ausdrucksweise im Nu erreicht. Sie schauten dann blitzschnell zu mir herüber, ob ich sie etwa verstanden, oder ihre Gedanken erraten habe. Christian, der sanfte Brust-

Franke in seinem weißen Talar schien von allen diesen Gebaren am wenigsten angenommen zu haben; oft spitzte zwar auch er die Unterlippe, brachte den Unterkiefer vor, und beugte den Oberkörper nach rückwärts, als wolle er einen jener unartikulierten hebräischen Laute hervorbringen, der eine ganze Phrase auszudrücken schien; aber es blieb bei den Bewegungen, die er in dieser Umgebung wohl nur durch Nachahmung erworben hatte. Wenn er einem seiner schwärmerischen Gefühlsausbrüche freien Lauf ließ, dann sprach er ein prachtvoll schönes Deutsch, und zeigte in Verzückungen, Armkreuzen, Augenaufschlag, eine lechzende, zum Himmel hinauf gewandte Körperstellung, wie sie moderner und protestantischer nicht gedacht werden konnte. Er bildete so den vollsten Gegensatz zu den rutschenden, grobsinnlichen, unflätigen Bewegungen der anderen. — Christian war blond, und von heller germanischer Hautfarbe. Aber die Gesichtszüge waren der Maria sozusagen heruntergerissen ähnlich. Wenn ich dem jungen, sympathischen Burschen einundzwanzig Jahre gab, und Maria etwa fünfunddreißig, so war es im hohen Grade wahrscheinlich, daß letztere die Mutter des armen Schwindsüchtigen war, wobei für ihre Mutterschaft zwar ein etwas jugendliches, aber bei Orientalen durchaus nicht ungewöhnliches Alter herauskam. Damit stimmten auch gewisse geheime Zärtlichkeiten, die Maria dem Jungen wiederholt zuteil werden ließ. Soweit war ich mit meinen Nachforschungen aus Gesichtern und Vorgängen in dieser merkwürdigen Stube zufrieden. Aber wie stand die Sache nun mit dem Alten? Er nannte den Christian fortwährend seinen lieben Sohn. War dieses Verhältnis nur symbolisch gemeint? Die Maria hatte er mir schon als seine Tochter vorgestellt. Der Alte war nicht weit von den Achtzigern, und noch sehr rüstig; auch in seinem Temperament höchst leidenschaftlich. Sollte der bejahrte Mann der Vater

des Christian sein? Und mit so einer jungen Dirne, wie Maria damals gewesen sein muß! Die er ausdrücklich seine Tochter nannte!? — Auch der Junge nannte den Alten: Vater! Freilich in seinen exzessiv sentimentalen Anreden klang dieses „Vater“ wie eine ideale, verehrungsvolle Begrüßung. Hier wollte also nichts stimmen. Und ich verzweifelte, in diesem komplizierten Verwandtschaftsverhältnis aufs Richtige zu kommen.

Das Essen war jetzt abgetragen. Christian war mit Maria draußen in der Küche, wo man Teller klappern und abspülen hörte. Im Zimmer war's still geworden. Die Wanduhr tickte einförmig. Der Alte, an einer Brotrinde seitlich mit einem erhaltenen Backzahn kauend, schlappte wieder mürrisch auf und ab, hie und da das weißlockige Haupt schüttelnd, als wollte er einen Gedanken verscheuchen. „Nein,“ rief er endlich, „so geht's nicht weiter! So geht mir die Wirtschaft zugrunde. Der junge Mensch, der liebe, süße, sanfte Junge, auf den ich all mein Hoffen gesetzt habe, er stirbt mir so in dieser kalten, nordischen Luft!“ - „Ist es Euer Sohn?“ fragte ich schnell, um mir diese Gelegenheit nicht entgehen zu lassen. Der Alte blieb stehen und schaute mich an. „Sohn?“ wiederholte er. „Er ist mein lieber Sohn, an dem ich Wohlgefallen habe; er ist nicht mein leiblicher Sohn; er ist,“ fügte er leise hinzu, indem er beschwichtigend und Vorsicht ratend nach der Küche deutete, von wo noch immer Tellergeklapper und Wassergepantsch herüberklang, „er ist das Kind von der Dirne da draußen, die ich mit vierzehn Jahren in mein Haus nahm!“ Bei diesen Worten nahm seine Miene einen zornigen Ausdruck an, als wäre er über diesen Zusammenhang nichts weniger als erfreut. Aus dem hinüberweisenden Arm wurde eine drohende Faust. — Ich wollte eine Frage mit vorsichtig gedämpfter Stimme anschließen, aber er winkte heftig ab. Er winkte immerzu, und deutete mit der anderen Hand

und dem ausgestreckten Krückstock nach der Küche, bis ich schwieg. Zum Zeichen, daß ich auch ferner schweigen solle, klappte er mit der hohlen Hand sich selbst drei= bis viermal vor den festgeschlossenen Mund; ich tat dasselbe, zum Zeichen, daß ich ihn richtig verstanden habe. Nun war er zufrieden; und ich begab mich ruhig an meinen Platz am Tisch. — Nach einiger Zeit kam der Alte dann zu mir hergehumpelt, und fragte mich ins Ohr: „Sprechen Sie Aramäisch?“ — „Nein!“ erwiderte ich. „Potztausend nein!“ entgegnete der Alte. „Nun ja, dann können wir uns auch nicht ungestört unterhalten. Die zwei gehen aber sowieso bald zu Bett. Es ist schon um die dritte Stunde!“ In der Tat kam bald darauf der junge Mensch herein. Indem er verzückt die beiden Arme ausbreitete, rief er, seine leuchtenden Augen über alle im Zimmer gleiten lassend: „Seid gegrüßt und gesegnet für den Rest des Abends, seit behütet und bewahrt während des Dunkels der Nacht! Über uns alle wache der Engel des Friedens!“ Währenddem stand die schlaue Jüdin hinter ihm, und beobachtete, welchen Eindruck seine Worte machen würden. Dann zog sie ihn von hinten am Kleid hinaus; und beide, hörte man, verließen dann den unteren Teil des Hauses über die Treppe, und begaben sich nach oben.

Jetzt war es ganz still geworden. Eine schwadende Oellampe goß einen dickgelben Schimmer über die eckigen Kanten und Vorsprünge des Zimmermobiliars, reichlich gemischt mit fetten, schwarzen Schatten. Der grüne Kachelofen in der Ecke strahlte noch eine behagliche Wärme aus. Ruhig ging das Ticktack der heiser gewordenen Wanduhr weiter; und ruhig in Gedanken verloren, schlappte der Alte in seinem losen, schafpelzgefütterten Hausrock auf und ab. „Es ist mir lieb,“ sagte er plötzlich, indem er aus einem Wandschrank einen großen, gefüllten, schweren Krug und zwei Gläser nahm, und zu mir an den Tisch brachte, „daß Sie

heute hier sind; darf ich doch wieder ein Gläschen trinken, um mein Elend zu vergessen. Allein hat es mir der Doktor verboten: ich läge sonst betrunken, wie Noah, am nächsten Morgen unter dem Tisch. Der Wein ist aus der Umgegend und gering; aber er ist rein; er ist gerade in voller Gärung, nehmen Sie sich daher in acht!" Indem hatte sich der Alte zu mir an den Tisch gesetzt und beide Gläser vollgeschenkt; es war ein molkig-weißer Most mit einem Stich ins Grüne, aus dem in reichlicher Menge Stickgase aufstießen. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, daß der Alte starkes Handzittern hatte, so daß ich schon Angst für den Inhalt des Kruges bekam, wenn er ihn in die Hand nahm; doch mit jedem folgenden Glase wurde Hand sowohl wie Sprache sicherer.

„Die jungen Leute", versuchte ich das Gespräch einzuleiten, „gehen schon früh zu Bett!" „Ach!" erwiderte der Alte, indem er den Krückstock weglegte, und sich fest auf seinen Stuhl plazierte. „Es ist eine Familie in der Familie! Die zwei hocken zusammen, und trennen sich von mir, und kochen und flüstern miteinander, und intriguieren gegen mich. Ich fühle, wie jeden Tag die Zügel mehr meinen Händen entgleiten; hätte ich meinen Jähzorn nicht, ich hätte das Regiment längst verloren!" „Maria scheint demnach von wenig dankbaren Gefühlen erfüllt zu sein?" „Ich habe die Dirne vor reichlich zwanzig Jahren als kurzrockiges Ding bei mir aufgenommen, und nun setzt sie mir den Burschen daher!" „Maria ist die Mutter von Christian?" wagte ich mich kurz mit der Frage heraus. „Trinken Sie, junger Mann! Trinken Sie," rief der Alte schnell dazwischen, indem er sich einschenkte, da mein Glas noch voll war, wobei wieder heftig der Schnabel des Steinkrugs an seinem Glasrand hin- und herschlepperte. Ich ließ mich aber nicht irremachen. „Der junge hübsche Mann", begann ich wieder, „hat viel Ähnlichkeit mit der Jüdin."

— „Mit der Jüdin?“ — fragte der Alte mißtrauisch, das Wort „Jüdin“ stark betonend. „Was wollen Sie damit sagen? Ich bin selbst Jude! Beleidigen Sie mein Geschlecht nicht!“ — „Nichts lag mir ferner,“ beteuerte ich, „ich nannte sie Jüdin, weil ihre Züge das zehnfach beschwören.“ „Ja,“ nahm der Alte das Gespräch wieder auf, „sie war eine der Schönsten ihres Stammes; aber daß mir die Rotznase, die nach hier zu Land üblichen Begriffen knapp mannbar war, den Burschen hierhersetzt ... den ich übrigens jetzt sehr liebgewonnen habe, und wie meinen eigenen Sohn ansehe. . .“ — „Von wem hat Maria den Jungen?“ fragte ich frischweg. — „Ja,“ wiederholte der Alte mit einer Mischung von Hohn und Bitterkeit, als bedauere er, daß er nicht von ihm sei, „von wem hat Maria den Jungen?...“ „Der Junge muß einen Vater haben!“ eilte ich rasch vorwärts, in der Hoffnung, durch eine witzige Wendung das Gespräch flüssiger zu erhalten. „... muß einen Vater haben!“ wiederholte mein Wirt mechanisch und nachdenklich. „Der Junge ist blond,“ begann ich wieder, „ist weißhäutig, ein echtes, nordisches Kind; vielleicht hat ein durchziehender blonder Handwerksbursche, der vielleicht unfreiwillig, wie ich hier, übernachtete, die Jüdin verführt.“ — „Um Gottes willen! Die Kleine war damals höchstens vierzehn Jahr!“ Während dieser Worte hörte ich deutliche Laute aus dem Schweinestall dringen. Der Alte hörte sie auch und ergriff sein Weinglas fester. — „Dann vergewaltigt!?“ ergänzte ich. — Der Alte stand auf, und winkte heftig mit der Hand ab. Er ging dann zur Tür und lauschte hinaus. Als alles ruhig blieb, kam er zurück, setzte sich wieder und fragte mich: „Sprechen Sie nicht ein bißchen Hebräisch?“ — „Keine Silbe!“ antwortete ich. — „Wenn Sie etwas Hebräisch sprächen, könnten wir uns so leicht verständigen. Die Sachen, um die es sich hier handelt, sind so komplizierter Natur!“ — „Du lieber

Himmel," erwiderte ich, „die Sachen, die wir jetzt besprechen, sind in allen Sprachen, unter allen Himmelsstrichen dieselben. Die Frage ist, wer hat den bildhübschen Burschen gezeugt?" — „Maria sagt, es sei kein Mann gewesen!" — „Hå, hå, hå, hå, hå!" — grölte und schnalzte es jetzt wieder drüben vom Schweinestall herüber, und schien Purzelbäume zu schlagen.

Ich fuhr wie emporgerissen von meinem Sitz auf, unschlüssig, was mir mehr Ekel und Bangigkeit verursache, die Antwort des Alten oder die Stimme jenes unsichtbaren Scheusals. Mein Wirt war ebenfalls still und kleinlaut geworden, sah düster vor sich hin, und hielt krampfhaft den steinernen Krug fest. Im ganzen Haus war es totenstill; nur die Uhr schlug ihren Tick-Tack-Gang unentwegt weiter. Ich setzte mich langsam wieder nieder. Und längere Zeit sprach niemand ein Wort. — Aber zuletzt überwog die Neugierde bei mir, und das sichere Gefühl, daß nur eine gewisse Dosis Mut dem Alten sein Geheimnis zu entlocken vermöge. — „Kein Mann sei es gewesen!?" begann ich mit gedämpfter Stimme, aber examinierenden Tones gegen den Alten hingebeugt. „Wenn kein Mann, was denn dann?"

Der Alte zuckte verlegen die Achsel, als wolle oder könne er nicht antworten, und schaute verlegen, aber auch etwas weinduselig und tränenfeucht auf sein Glas. „Wenn es kein Mann war," wiederholte ich mit inquirierender Stimme, „was war es dann?" — „Ein Etwas!" preßte mein Wirt gezwungen und flüsternd hervor. — „Was für ein Etwas?" fiel ich sogleich ein. Neues Achselzucken. „Vielleicht ein Hauch, — ein Odem, — ein Unsichtbares, — eine Kraft," begann jetzt der Alte, und schien gereizt und feurig zu werden, „wer kann es wissen? Maria erzählte mir, sie sei eines Nachmittags in jenem Zimmer dort eingeschlafen! Es war heiß; die Fenster standen offen, die Läden waren zu. Sie war damals erst wenige Wochen bei mir, ich wußte nicht, ob sie log. Kinder lügen so-





oft, und sie war fast noch ein Kind, so jung, so jung!" Der Alte hielt inne. — „Weiter! Weiter! Was geschah?" fragte ich drängend. — „Maria hatte sich ihrer Kleider entledigt, plötzlich, so erzählte sie, habe sie, wohl im Schlaf, einen Sturmwind über das Haus gehen hören! Der eine Laden riß auf und plötzlich . . ." — „Plötzlich — was?!" fragte ich. „Plötzlich", hub der Alte wieder an, „sah sie eine kräftige, weiße Gestalt, mit lichten Haaren vor sich stehen, die sich über sie hinüberbeugte, ihr zuflüsterte, ihr Schmerz verursachte, bis sie, die Dirne, plötzlich aufschrie. Dann war alles verschwunden. Als sie aufstand, waren ihre Kleider in Unordnung und ein schwefliger Schwaden füllte das ganze Zimmer. Draußen aber war heller Sonnenschein. Nach neun Monaten brachte mir die Dirne diesen blonden Buben!" Hier hielt der Alte inne, und trank mit großer Befriedigung sein gefülltes Glas leer. — „Haben Sie gar keinen Knecht damals in Dienst gehabt?" fragte ich absichtlich etwas barsch, um die weinselige, sentimentale Stimmung zu verscheuchen. — „Niemand war im ganzen Haus, und niemand in der Umgebung! Es kommt auch sonst nicht so leicht jemand in unsere Gegend, denn wir sind verschrien!" — „Und die Dirne bleibt dabei, daß sie ohne Selbstverschulden und bewußten Verkehr mit einem Manne in andere Umstände gekommen sei?" — „Nicht nur das," bekräftigte der Alte, „sie macht auch ein großes Wesen um die ganze Sache; will niemandem die Worte mitteilen, die jenes unbegreifliche Wesen ihr zugeflüstert; hält das Ganze für ein Wunder und den Jungen für ein Wundergeschöpf! Und wer ihn sieht, muß es bekräftigen." — „Und Sie glauben das alles?" fragte ich mit höchstem Erstaunen. „Ich mußte wohl," betonte der Alte. „Ohnehin war ihre Stellung im Hause und ihr Ruf in der Umgebung verloren! Und jetzt," fügte mein Wirt mit Nachdruck hinzu, „nach zwanzig Jahren, wäre meine Stellung im Hause dahin, wollte

ich aufhören ihr zu glauben; jetzt, wo ich auf meinen Altenteil angewiesen bin, und froh sein muß, daß man mich duldet." — „Somit ist es ein Mirakel aus Not!" fragte ich fast mit Entrüstung. — „Die Sache ist mir über den Kopf gewachsen," fuhr der Alte auf und schlug mit beiden Händen verzweiflungsvoll auf die Knie, „die Sache kann nicht mehr rückgängig gemacht werden! Wunder ist Wunder: die Dirne glaubt daran, der Sohn glaubt daran, ich glaube daran; die Umgebung glaubt daran, wenn sie auch heimlich lacht und mit den Augen zwinkert. Und das schönste ist, die Dirne wartet jedes Jahr in demselben Zimmer, an demselben Tag, um dieselbe Stunde, in denselben Kleidern auf die Wiederkehr dieses mysteriösen Wesens. Und es wird kommen!"

Inzwischen war es spät geworden. Der Alte machte keine Anstalten, zu Bett zu gehen. Im Gegenteil, er schenkte sich nach seiner großen Rede noch einmal frisch ein, und schien jetzt erst, wo er sich einen gewissen festen Standpunkt erobert, einer weiteren und energischen Diskussion entgegenzusehen. Um so müder war ich selbst; teils durch die Wanderung, teils durch den Gang der Debatte. Diesem Alten gegenüber war ja doch keine Aussicht, zu einer ruhigeren und vernunftgemäßen Auffassung der Sache zu kommen. Schließlich, wenn ich ihn mit sogenannten Vernunftgründen zu stark bedrängte, mochte er jähzornig werden, das war ja seine Force. So stand ich denn auf und bat den Alten, mir ein Nachtlager anzuweisen. „Geben Sie's schon auf?" bemerkte dieser und griff nach seinem Krückstock. „Ja, junger Mann, werden Sie älter! Sie glauben, weil Sie durch die Luft schauen, sei nichts drin? Zwischen uns und der Himmelsschicht stecken Tausende von Dingen; aber man muß sie sehen können!"

Ich ging auf diese Erörterung nicht weiter ein; der Alte zündete ein Talglicht an und schritt humpelnd und räuspernd vor mir her zur Tür hinaus. Auf dem Gange kamen wir zur

Rechten zuerst an einer schlechtgehaltenen, schwarzgeräucherten Küche vorbei. Dann ging's zur engen Stiege, die in einem scharfen Winkel nach oben führte. Knapp vor dieser Stiege lag noch eine kleine schmale Tür. — „Hier", bemerkte der Alte und wies mit seiner Krücke auf den Eingang, „ist jenes Zimmer, wo vor reichlich zwanzig Jahren das Unbegreifliche passiert ist. Junger Mann, Sie wären vielleicht einmal froh, ein solches schmales, winziges Zimmerchen Ihr eigen zu nennen!" Dann ging's pustend und kollernd nach oben. — „Übrigens," bemerkte der Alte, oben angekommen und mich schwerfällig bei den Schultern nehmend, „lassen Sie sich die Sache nicht allzu sehr bekümmern; sagen Sie auch morgen früh nichts zu meiner Tochter und zu meinem lieben Sohn. Sie haben's nicht gern. Es ist auch alles noch zu jung ... Und nun schlafen Sie wohl ... Dort ist Ihr Zimmer ... Hier nehmen Sie das Licht!" — Ich nahm eilig das heftig in der Luft hin und her schlenkernde Licht, und ging in das angedeutete Gemach, wo ich nichts Außergewöhnliches bemerkte. Eine blaugeweißte Stube, ein schiefer, wackliger Tisch mit alten Tintenflecken, ein gußeiserner kleiner Ofen mit geknicktem Rohr, eine gelbgestrichene Bettlade auf vier hohen dünnen Füßen mit zunderweichen Leintüchern und einem zentnerschweren, rötlichkarrierten Federbett, ein Nachttischchen mit quittengelbem Potschamber, und ein Stuhl mit aufgerissenem geblümten Überzug. Es war kalt, und fröstelnd legte ich mich in das knisternde raschelnde Bett. Ich hörte unten noch einiges Gepolter, dann war es totenstill im Hause.

Aber ich konnte nicht einschlafen. Das Geheimnis dieser drei Leute, das sonderbare Verhältnis unter ihnen, der Umstand, daß der Alte, vordem unumschränkter Herr in seinem kleinen Besitztum, den Intrigen der schlauen Jüdin unterlegen sein sollte, beschäftigten fortwährend mein Inneres. Daß der Junge, sagte ich mir, gänzlich unter dem Einfluß

der Mutter heranwuchs, war natürlich; jede Mutter macht ja aus ihrem Sohne, was sie will. Aber, was nicht anerzogen war, das war das schwärmerische, überspannte Wesen des jungen Menschen, der immer wie geistesabwesend aussah. Woher hat er das, da doch niemand im Hause in der Richtung geartet ist und sich so benimmt? Nehmen wir an, der junge Mensch käme zum Militär; würde er nicht wegen geistiger Perversität zurückgestellt werden müssen? Wie stand es auf der anderen Seite mit jener geheimnisvollen Geburt? So was macht wohl ein junges Mädchen einem weis; aber so was glaubt nicht jedermann. Die Dirne mußte doch, auch bei einem außerehelichen Kind, angeben, wer der Vater ist. Was gab sie denn an? Sollte am Ende der Alte selbst . . .? Und dann aus Furcht wegen der Minderjährigkeit der Person diese Mär ersonnen haben? Da lag es doch näher, einem durchreisenden Handwerksburschen die Sache aufzuhalsen!

Kurz, da paßten die Steine nicht aufeinander. Und dann, wie verhielt es sich mit jenem im Schweinestall eingesperrten Scheusal? Noch einmal ließ ich die ganze Episode, wie sie mir der Alte erzählt, vor mir vorübergleiten. Ich mußte gestehen, sie war prachtvoll ersonnen. Die Manier der Frauenzimmer, Wirkliches und Phantastisches durcheinander zu mischen, so daß man nicht wußte, wo das eine anfing und das andere aufhörte und entweder das Ganze annehmen oder aber verwerfen mußte, war zu charakteristisch. Niemand wird darin etwas finden, wenn sich eine junge Dirne an einem heißen Wochennachmittag halb auszieht und in ihrem Zimmer bei halbverschlossenen Läden aufs Bett legt. — Mir fiel das Zimmer ein, auf das der Alte im Heraufgehen hingewiesen hatte. Ich sagte mir: du gehst jetzt fort von diesem Haus und erzählst überall von dieser seltsamen Mär, und jeder wird dich dann nach dem Zimmer fragen. Ich beschloß daher, mir dieses Zimmer anzuschauen. Und da am nächsten

Morgen wohl kaum Zeit und Gelegenheit war, so beschloß ich, sofort hinunterzugehen. Ich stand also auf und stand bald strumpfig auf dem Gang. — Wenn ich entdeckt würde!! Doch ich hatte schon meine Ausrede, wohin ich mitten in der Nacht zu gehen beabsichtigte. — Meine Stiefel standen noch vor der Tür, wie ich sie hingestellt. Kein Laut im ganzen Haus. Ich ging zur Stiege. Die erste Sprosse knerzte vernehmlich. Doch ging ich weiter. Ich kam auch glücklich hinunter; tappte an der Wand umher, und fand den Türgriff. Ich drückte: die Tür war verschlossen; kein Schlüssel steckte. Ich wurde zornig und beschloß um jeden Preis in das Zimmer einzudringen. Schon oben war mir in meinem Zimmer eine gewisse Lidschäftigkeit des Schlosses aufgefallen, das Schloß war genau in jenem Zustand, wie Möbel, Wände, Hauseinrichtung und das ganze Haus selbst. Gleichwohl schien dieses untere Schloß etwas besser fundiert. Ich hob die Tür empor, um auf diese Weise vielleicht die Sperrvorrichtung über das Widerlager hinwegzuhebeln. Auch das war vergebens. Als ich, mich aber gegen die Stiege stemmend, nochmals das, wie ich wohl fühlte, schlecht konstruierte und locker befestigte Schloß forcierte, sprang die Tür plötzlich mitsamt dem Eisen auf, und ich stürzte halbvorwärts in einen eiskalt durchströmten Raum, während ein — Tauber mit zornigem Gurren und heftigem Flügelschlag durch das zur Hälfte offene Fenster das Weite suchte. Der Mond stand auf dieser Seite des Hauses und warf einen kalten, bläulichen Streifen durch den offenen Spalt. Von der ersten Überraschung erholt, sah ich einen ebenso einfachen Raum, wie die übrigen Zimmer des Hauses. In der vom Fenster abgewendeten Ecke stand ein Bett mit brennroter Wolldecke, zerknittert und zerrauft, wie wenn jemand darin gelegen habe. Die Decke, ebenso wie der ganze Boden, waren über und über mit Taubendreck bedeckt. Rückwärtig an der Wand hingen

an ein paar Nägeln blausackleinene, abgeschabte Kleider, sowie ein rotwollener Unterrock, wie sie die Bauernmädel in Franken tragen. An der Wand ein blindes, zerbrochenes Stück Spiegelglas. — Draußen, durch den einen geöffneten Fensterflügel flirrte das eiskalte, bläuliche Mondlicht über den harten Boden. Hinter dem Hause, mir unsichtbar, hörte ich unterdrücktes, zorniges Gurren vom Taubenschlag her. Aber noch eines anderen Gesellen wurde ich hier ansichtig, und auch bald anhörig: der Schweinestall lag auf zwanzig Meter gerade vor mir. War es nun das angeifernde Mondlicht oder das laute Geräusch, welches mein Sprengen der Tür verursacht hatte, die Bestie, die dort eingesperrt war, hatte den Kopf durch ein über der Tür des Schweinestalls angebrachtes Guckloch durchgesteckt, und winselte von dort mit einer wahnsinnigen Gier, sei es zum Mondlicht hinauf, sei es zu mir herüber. Den Kopf selbst konnte ich nicht deutlich erkennen, weil durch eine das Guckloch überragende Verschalung des Stalles vom Vollmond ein schwarzer Schlagschatten auf das Guckloch selbst geworfen wurde. Aber ich sah die zundriggelben Augen und hörte den harten, pfundigschweren Schädel wiederholt wider die Verschalung stoßen. Das geifernde Brüllen, das in dieser nächtlichen Totenstille aus dichtester Nähe zu mir herüberdrang, war untermischt mit jenen grunzenden, bellenden, höhnischen Lauten, die mich schon am Abend in der Stube so erschreckt hatten. Durchkältet und angeekelt verließ ich das Zimmer wieder und schloß die Tür so gut es ging. Ich ging zurück in mein Bett und schlief schlecht und beunruhigt den Rest der Nacht.

Als ich aufstand, sah die Sonne bereits in mein Zimmer. Ein heißer, widerlicher Küchengeruch drang von unten herauf. Ich zog mich rasch an, müde und geärgert von den Erlebnissen des letzten Abends und der vergangenen Nacht. Nach allem mußte ich mir sagen: so interessant dieses Gast-

haus hinsichtlich seiner Insassen war, so ungenügend war es in seiner Einrichtung und Verpflegung. Und wenn ich auch keine besondere Ansprüche machte, als einer, der auf Schusters Rappen reist, so sah ich doch auf ein gutes Bett und eine kräftige Suppe. Mit diesen Gedanken trat ich aus dem Zimmer, um meine Stiefel zu holen. Sie waren nicht einmal geputzt. Jetzt wurde ich ärgerlich. „Christian!" rief ich laut und befehlend über den Gang. „Christian!" Und als der Gerufene die Stiege heraufkam: „Die Stiefel sind nicht einmal gereinigt! Was für eine Wirtschaft!" — Der junge Mann kam in seinem weißen Habit herauf, und indem er mir die Stiefel aus den Händen nehmen wollte, rief er voll schmerzlichen Pathos und mit von Schluchzen unterbrochener Stimme: „Ihre Sorgen, Herr, drehen sich um ein Paar Stiefel und ihren Glanz, aber mir, Herr, stecken die stachlichen Sporen eines ungesättigten Wahns im Fleische; der Schmutz der gesamten Menschheit wühlt in meinem Herzen, und das Mitleid mit der ganzen Welt will mich nicht mehr verlassen! ... Nehmt mich mit Euch, Herr, ich verderbe in diesem Hause; niedriger Schmutz und Eigennutz will mich ersticken; nehmt mich mit Euch, Herr, in die große Welt, damit ich für sie sterbe!" Damit fiel der junge Mensch, der in diesem Augenblick von engelgleicher Schönheit war, auf den Boden und umfaßte meine Knie. Ich sah jetzt, daß der arme, junge Mann krank war; entriß ihm schnell meine Stiefel und ging in mein Zimmer zurück.

Eine Viertelstunde später saß ich unten in der Stube bei einem bitteren Eichelkaffee und einem steinharten Stück Brot. Die Jüdin ließ sich nicht mehr sehen; ich hörte sie aber in der Küche herumhantieren. Der Alte saß zitternd und lallend, und vollständig unfähig des Gebrauches seiner Glieder im Lehnstuhl; die Augen verquollen und tränenselig. Er suchte mich zum Reden zu bewegen. Ich aber vermied jedes Gespräch.

Es drängte mich, fortzukommen aus diesem unglückseligen Hause. Als mein Ranzen gepackt war, zahlte ich Herberge und Beköstigung. Ich muß gestehen, der Betrag war gering. Der Alte gab mir mit Mühe und Not die paar Batzen heraus, von denen ich erst später zu meiner nicht geringen Verwunderung sah, daß es ausländisches Geld und mit den Bildnissen des Königs Herodes und des römischen Kaisers Augustus geschmückt war. Der Alte lallte mir noch ein paar Worte nach, als ich ihm zum Abschied die Hand schüttelte; die Jüdin in der Küche schmiß die Küchentür zu, als ich auf den Gang trat und oben hörte ich den jungen Menschen noch bitterlich schluchzen, als ich die Haustür öffnete.

Draußen kam mir alles prosaischer und interesseloser vor, als den vorherigen Abend. Es war ein frischer kalter Tag, der einem alle Phantastereien aus dem Kopfe trieb. Ich ärgerte mich jetzt unwillkürlich über alles, was ich erlebt hatte, und worüber ich nachgedacht hatte. Ich eilte vorwärts, ohne mich umzusehen. Und bald hatte ich die Landstraße erreicht. Ein eiskalter Wind pfiff vom Osten her. Keine zwanzig Schritt von mir, aber entgegengesetzt der von mir einzuschlagenden Richtung, saß ein Steinklopfer bei seiner Arbeit und hämmerte tüchtig darauf los. Ich konnte nicht umhin, auf ihn zuzugehen. „He! Alter," rief ich ihn an, „kennt Ihr das Wirtshaus da hinten im Wald? — „Jo, jo!" antwortete er im besten Fränkisch, „Sell is a Abdeckerei!" — „Abdeckerei?" fragte ich verwundert, „Was ist das: eine Abdeckerei?" — „No, wo mer halt die alte Gäul und die räudige Hünd darschlägt!" bemerkte er und lachte spöttisch über meine Unwissenheit. Dann fuhr er fort: „Des is nix G'scheit's!... Die Leut' häße's halt die ‚Gifthütten'!" — „Gifthütte?" fragte ich, „Weshalb?" — „No, es künnt eba nix Gut's 'raus, und geht nix Gut's nei!" — Als ich verwundert stehenblieb und ihn ansah, sagte er weiter: „Vo dera Leut' weeß mer net

wo's har sen, und vo wo's daß lebe!" – „Nun," entgegnete ich, „ich bin heiler Haut herausgekommen!" — „Sen S' froh!" rief der Steinhauer und schwenkte heftig seinen weiß angelaufenen Hammer, — „Sen S' froh, und mache S' weiter, und gucke Se nimmer 'rûm, und vergasse Se de Schinderhütt'n!..." — „Hå, hå, hå, hå, hå," klang's blökend drüben vom Wald her aus dem Schweinestall. — Unwillkürlich trieb's mich fort; ich grüßte den Steinklopfer und schritt rüstig meine Straße weiter, ohne auf eine Stunde wieder umzusehen.



Der Goldregen

Wenn's Zehn-Mark-Stück'l regent
Und Zwanz'g-Mark-Stück'l schneibt,
Na bitt' i unser'n Herrgott,
Daß's Wetter so bleibt.
Altbayrischer Vierzeiler.

Es war an einem Samstagnachmittag, und wahrhaftig nichts Besonderes in der Welt los. Es war auch nichts angekündigt, weder was Politisches, noch was Kommunales, nichts am Hof, und nichts in der Stadt. Es war auch sonst kein hervorragender Tag; ich meine keine Gedenkfeier, kein kritischer Tag nach Falb, kein 29. Februar; es war auch kein Komet am Himmel. Mit einem Wort, es war ein ganz gewöhnlicher Samstag, und es regnete. Ich sage dies ausdrücklich, damit nicht hinterher einer kommt, und mir vorwirft, ich hätte auf billige Art eine gewisse Spannung im Publikum erzeugt. — Daß ich genau bin: es hatte so gegen drei Uhr etwas geregnet, und der Boden war sozusagen wieder trocken.

Ich wohne an einem großen Platz. In der Mitte ein Springbrunnen, ringsum eine Masse Metzger-, Krämer-, Melber-, Schuster-, Schneider-, Charcutier-Läden. Am Samstagnachmittag schleppen die Dienstmädel all das Zinngeschirr und das Zeug auf die Straße, putzen es, und scheuern und fegen; und das gibt ein Gemantsch und ein Gequatsch, und ein Spritzen und Schimpfen, und Gekicher und Zotenerzählen . . . Mir macht das Ding Spaß, und so wird sich niemand wundern, wenn ich sage, ich ging an jenem Nachmittag ganz langsam über diesen Springbrunnplatz, um in einem nahegelegenen Café bei einer Schale warmen Zichorienwassers das Abendblatt zu lesen. Wie ich aus dem Haus trete, fällt mir ein sonderbarer Schwefelgeruch auf; ich denk' aber an nichts weiter und gehe fort. Eben auf dem Platz angekommen, betrachte ich den Himmel, um Witterungsschau zu halten, und bemerke, daß der ganze Horizont mit einer grieselig-gelben Schicht überzogen ist. Aber solche Reflexe trifft man ja öfters nach dem Regen, wenn die Sonne gegen Abend im Westen noch einmal herauskommt. Ich geh' also weiter. In der Mitte des Platzes angekommen höre ich einige

raschelnde, springende, abplatzende Punkte auf meinen Stiefeln, als wenn's kieselte; gleichzeitig hör' ich etwas Ähnliches auf meinem Filzhut herumtrommeln. Ich schau' hinauf: da ist diese ganze gelbe Schicht, von der ich eben sprach, uns bis auf Häuserhöhe nachgerückt! Und wie ich den Boden betrachte, sammeln sich kleine, gelbe, erbsengroße, grieselige, halbausgehöhlte Körner. In der ganzen Luft liegt ein Schwaden so brenzligen Gestankes, als wenn die Hölle ihre Läden geöffnet hätte, so daß ich und mehrere Passanten sofort die Schnupftücher zogen und hustend sich das Ding vom Leibe hielten. Jetzt noch ein Moment — und plötzlich stürzte dieser quittengelbe Körnerregen mit einem solchen Hagelschlag nieder, daß alle Leute mit einem gilfigen Schrei in die Häuser entwichen, und der große Platz mit einem Male leer war. Die tausende von Zinngeschirren, die den Häusern entlang aufgestellt waren, gaben, als wären sie mit Stimmgabeln geschlagen, einen einzigen, sehr hohen, langgedehnten, pfeifenden Ton, wie etwa das Pikkolo, von sich; als hätten sich eine Million Kanarienvögel abgesprochen, einen übermenschlich hohen Flageoletton durch gegenseitiges Ablösen eine Stunde hindurch auszuhalten. Dutzende von Menschen, die den naiven Gedanken gehabt hatten, einen Regenschirm aufzuspannen, kamen vollständig zerschlissen, mit nacktem Eisengestell und blutender Wange herübergestürzt, um in einem Haustor Schutz zu suchen. Ich selbst hatte mich unter eine sehr dicke Eiche geflüchtet, die an dem Beginn einer dicken Allee stand. Aber schneller, als ich dies niederschreiben kann, waren sämtliche Blätter und kleinere Zweige heruntergeschmettert, und lagen vor mir am Boden, während das gelbe Höllengezinsel mir die Hutkrämpe durchschlug, wie Salz in den Nacken pfiff, und selbst die abspringenden Körner mir noch, wie Schrote, das Gesicht verletzten. Jetzt riß ich auch aus und lief quer über die Straße, in das nächste Haus.

„Jessas Maria!“ kam eben ein Frauenzimmer mit nackten Armen und aufgeschürztem Rock schreiend vom hinteren Hof her. — „Die Welt geht unter! Unser Pfarrer hat's fei letzten Sonntag g'sagt, es passiert noch die Woch' was. Ihr Leut! Ihr Leut!“ Dann schlug sie vor Entsetzen ihre bläulich-versporten Hände zusammen — sie war eine Wäscherin — und fügte in einem gezwungenen, breiten Hochdeutsch hinzu, als hätte sie's dem Pfarrer nachgesprochen: „Das Värdärben kommät über uns, und die Drangsal värnichtät uns!“ — „Sie dumme Gans!“ rief in diesem Moment ein älterer Herr, der am Mund blutete und vor Aufregung über das Geschehene selbst am ganzen Leib zitterte. „Tun Sie auch noch die Leut' konfus machen, und aus 'em Häusel bringen; wo eso schon e jeds halbert narrisch is. Gehen's 'nauf, Sie Heulmaierin, und legen's Ihne in Ihr Bett, wenn S' nix Besser's wissen!“ — Ich schaute jetzt um mich: in der Tat standen da etwa zwei Dutzend Leute im Hausflur, alle mit bleichen Gesichtern, einige ihre blauen Flecken an den nackten Armen betrachtend, andere Bluttupfen abwischend, andere mit starren Augen und gelbleuchtender Gesichtshaut hinaus auf den Platz schauend, wo die schwefelgelben Schrote noch immer herabsausten. Der akustische Reflex von den Dächern klang geradezu unerhört, wie Kindergeschrei und Gänsequiekssen. Drüben, auf der Westseite an der gegenüberliegenden Häuserreihe, sahen wir jetzt, wie an einigen Fenstern die Fenstersplitter herausgenommen und hinuntergeworfen auf die Straße wurden; wie andere Leute die Läden zuzumachen sich bemühten. Und überall kreidebleiche entsetzte Gesichter! — „Es scheint ein atmosphärischer Niederschlag zu sein,“ sagte jetzt in unserem Hausflur ein Herr, der den besseren Ständen angehörte, „der, vielleicht meteorischer Natur, aufgelockert in hohen Regionen schwebte und durch eine plötzliche Kälteströmung kondensiert und niedergerissen wurde.“ — „Es wird schon

wieder heller!" meinte ein anderer, der ziemlich verwegen auf der Schwelle von Trottoir und Hauseingang stand, und dem sowieso schon eine Schloße die Nasenspitze blutig gerissen hatte. — Einige von den Weibsleuten schüttelten jetzt aus ihren Röcken und Ärmeln einige der seltsamen Körner, hoben sie auf und zeigten sie herum. Es waren erbsengroße, an einigen Stellen glänzende, an anderen matte, grieselige, ausgelöcherte, unregelmäßige Kügelchen, die sich im Umfang oft ums Doppelte übertrafen, und die ganz entschieden einen metallischen Charakter hatten. Sie waren auffallend schwer im Verhältnis zu ihrer Kleinheit; daher auch die aufgerissenen Wangen, durchlöcherten Hüte, glatt abgezogenen Regenschirme und entlaubten Bäume.

Indessen wanderten die Kügelchen von Hand zu Hand; sie waren nicht kalt, wie viele erwartet haben mochten, sondern leicht abgekühlt, laulicht; auffallend war, daß einzelne deutlich abgeplattet waren, was nur durch Aufschlagen entstanden sein konnte; das Metall mußte also sehr weich oder beim Herabfallen noch in lockerer Fügung gewesen sein. Man wog wiederum die Schrotchen, von denen einzelne wie Weckchen eingebogen waren, in der Hand, und dann schaute man sich gegenseitig an; jetzt nahm ein Herr sein Taschenmesser heraus und zerschnitt, nachdem er an dem kleinen Ding einigemal ausgerutscht war, mit einiger Mühe, aber doch quer durch eines der Körner, wobei die Masse sich ziemlich nachgiebig erwiesen hatte: eine glatte, glänzende, gleichmäßig feingekörnte Schnittfläche kam zutage. In diesem Moment hörte ich — ich hörte es nicht, aber ich fühlte es, ich wußte es —, schlug jedem von uns fast laut und vernehmlich das Herz. Jeder hatte nur einen Gedanken, nur ein Wort auf der Zunge. Aber keiner sprach es aus; keiner wollte diese Blamage auf sich nehmen, diesen horrenden Gedanken zu äußern, und jeder glotzte nur mit einer scheusäli-

gen, weißäugigen Gier auf den Westen- oder Hemdknopf seines Gegenübers, um sich und seinen fürchterlichen Instinkt nicht zu verraten.

Jetzt kam aber was ganz Neues: draußen hatte das Gehagel merklich nachgelassen. Es war wirklich lichter geworden. Das Gekreisch von den Dächern wich einem milden Klirren. Über den Platz drangen einige weibliche Stimmen, in denen etwas Aufseufzendes, Erlösendes lag. — Währenddem schossen zwei Bäckerjungen in weißen Schürzen, hemdärmelig, jeder ein Holzschaff auf dem Kopfe, an unserer Haustür vorüber. Ich hörte, wie drei, vier, von den Schroten bollernd in ihren Zuber fielen. Sie hatten gut ihren Kopf schützen; denn dem einem, hatte ich bemerkt, war die Oberlippe ziemlich in der Mitte gespalten, und das Blut lief ihm ins Maul und herunter auf die Brust und auf die Schürze. Und einer von ihnen, hatte ich gerade noch gehört, hatte zum anderen gesagt: „Mei Lieber, desmal geht's uns an!" — Ich schaute zurück in den Hausflur: die Männer alle mit fieberhaften Augen und kurzatmigem Röcheln, hinten die Weibsleut, die Hände zwischen den Schurz gepreßt, wie Rehgeise, ängstlich und neugierig. — In diesem Augenblick hörte ich ein „He da!" Ein Herr neben mir hatte es gesagt. Ich folgte seinem Blick, der auf eine Stelle des großen Platzes zeigte. Jeder wollte nun sehen. Es entstand ein Gedränge. Wir öffneten das Tor, das nur halbflüglich offen war, nun ganz. Die Menge quoll heraus. Und nun erblickten wir drüben, am anderen Ende des Platzes, einfach etwas Unerhörtes. Beim Kaufmann Hasselbeck, einem Mann, den ich seit meiner Jugend kannte, und der allseits große Achtung genoß, kamen Hausmägde, Knechte, Lehrbuben, das ganze Hausgesinde mit Kesseln, Butten, Zubern, Kochtöpfen und anderen Tragmitteln aus dem Haus heraus, und schöpften mit beiden Händen das gelbe Zeug, das jetzt etwa zwei Zentimeter dick

den Boden bedeckte, in ihre Geschirre; dabei entstand ein fürchterliches, gellendes Geschrei; einige schienen, von nachfolgenden Metallschloßen getroffen, verwundet zu Boden zu stürzen, und blieben, die Hände über den Kopf gelegt, eine Zeitlang wie betäubt sitzen. Herr Hasselbeck, in seiner kleinen gestickten Mütze, stand unter dem Hauseingang und schrie und kommandierte mit heftigen Gesten auf den Platz hinaus. Ich konnte aber nichts verstehen, so schrecklich war der Lärm; ich sah nur seinen Mund wie einen Schlauch sich auf- und zumachen. Diese Szene hatte kaum so lange gedauert, wie man bis hundert zählen kann, und war, wie ich vermute, vom ganzen Platz aus gesehen worden. Plötzlich öffneten sich fast sämtliche Haustüren, und, mit einer Mischung von Lauten, die ich nicht beschreiben kann, halb Pfeifen, halb Jauchzen, kamen die Menschen wie Hyänen heraus und machten sich über die gelben Haufen. Die einen hatten zwei Hüte auf, die anderen ein Sofakissen umgebunden, die dritten hatten sich mit Handschuhen und Pelzkappen bewaffnet, wieder andere einen Schal umgehüllt, die Weibsleute einfach den obersten Rock bis über den Kopf gezogen. Und nun ganfte und grabste alles, was nur Hände hatte, in die Taschen, in die Schürzen, in Nähkörbchen, in Tischschubladen. Einige waren so ungeschickt, irdene Schüsseln zu nehmen; wenn diese von einer Schloße getroffen waren, platzten sie auseinander. Ein Gilfen, ein Schreien drang über den Platz, unbeschreiblich. Es war nicht nur Aufregung. Ein „Ai!“ — ein „Ui!“ — ein „Aitsch!“ — im höchsten Diskant über den ganzen Platz gezetert, zeigte, daß es Schmerz war: die Leute wurden trotz der Umhüllung von den Schloßen verletzt. Wir selbst waren durch einen Sturm der schreienden Hausbewohner von hintenher aus unserem Tor gejagt worden, und jeder schützte sich nun, wie er konnte. Ich lief die Südseite der Häuser entlang, drückte den Hut ins Gesicht und die Hände in die Taschen.

Übrigens fielen die Körner jetzt immer seltener. Hinten im Westen brach die Sonne durch; und wie schnurgerade Blitze sausten die goldenen Körner durch die Luft. Auf dem Boden alles gelb und glitzernd. Man meinte, das Zeug müsse schmelzen. Aber es schmolz nicht. Die Körner wurden härter und kälter. Und die Sohlen schmerzten beim Gehen.

Ja, jetzt wußte freilich jeder, woran er war. Und nur mitleidig hörte man eine Frau baarhäuptig über den Platz eilen, die fortwährend, halb schluchzend wimmerte: „Ihr Leut', ihr Leut', was soll das wer'n, wenn das Geld unter die Leut' kommt!" Sie hatte zwei Kinder auf den Armen, rechts und links eines, beide vom übergestülpten Rock zugedeckt; sie selbst war baarhäuptig, und einige der Schrote hatten ihr buchstäblich die Kopfhaut gespalten. Sie schien eine Arbeitsfrau, die bei diesem elementaren Ereignis, welches ihr das Weltende dünken mußte, nichts Wichtigeres tun zu müssen glaubte, als ihre Kleinen nach Haus zu bringen. Sie hatte keine Zeit, selbst etwas von dem Gold aufzulesen. Sie lief nur immer zu in ihrem dünnwandigen abgewetzten Rock, durch den man die Beine sich bewegen sah, und rief ununterbrochen im Klageton: „Ihr Leut', Ihr Leut', was soll das wer'n, wenn das Geld unter die Leut' kommt!"

Jetzt fielen fast keine Schloßen mehr. Die Hausfrauen und feinen Damen erschienen oben und schauten mit verwunderten Augen auf das Treiben. Auch sie hatten jetzt das bessere Teil erwählt. Sie schickten ihre Dienstmädchen herunter und ließen holen, was noch zu holen war. Mein Gott, es war noch viel da. Und im weißen Schürzchen, mit aufgestrüpelten Ärmeln, ein Körbchen oder eine Schüssel in der Hand, kamen die Zöfchen und Küchenmädchen herunter. Inzwischen war das Gedränge auf dem Platz enorm gewachsen; alles kehrte und wetzte am Boden herum. Da waren einige

Kerle in roten Schlipsen und roten Taschentüchern, die scharrten und stopften in die Taschen, was das Zeug halten wollte.

„Sie dummes Luder!" sprach einer dieser Rotgeschlipsten zu einem feinen, eben herzugetretenen Dienstmädchen, „Sie werden doch nicht für andere sammeln. Geht Ihnen denn noch kein Licht auf? Jetzt ist's Zeit, für sich zu sorgen!" — „Ach Gott," antwortete diese, fast eingeschüchtert, „die Gnädige hat mich doch heruntergeschickt!" — „Was, ‚Gnädige'," glotzte der Sozi das zarte Mädchen an, „scharren Sie für sich zusammen, was 's Zeug hält, dann brauchen Sie keine Gnädige!" — „Ach Gott," rief das arme Ding, „meine Herrschaft schaut doch oben zu!"

Jetzt wurde das Gedränge wirklich lebensgefährlich; bereits waren an einigen Stellen Händel und Raufereien vorgefallen. In den anderen Straßen der Stadt schien es nicht so stark geregnet, geschneit, gehagelt zu haben, weil sich alles auf den Platz um den Springbrunn zusammendrängte. Ich selbst nahm jetzt eines der Körner in die Hand. Sie schienen während des Runterfallens oder im Aufschlagen sich stark verändert zu haben. Wenn man sie am Boden liegen sah, machten sie alle gleichen Eindruck. Nahm man sie aber in die Hand, sah jedes anders aus. Jedes war etwas anders eingekerbt und gekrümmt. Und eine ganz feine, sozusagen meteorologische Ziselierung bedeckte die meisten; wie man es auf eigens in dieser Richtung behandelten goldenen Hemdknöpfchen manchmal findet.

Ich war noch in diese Betrachtungen versunken und hatte mich an das mich umgebende Gewühl und die seltsamen, unartikulierten Laute bereits sattsam gewöhnt, als plötzlich eine neue Bewegung durch die Massen ging: jenseits vom Tor her, welches den Springbrunnplatz gegen die innere Stadt abschloß, hörte man schweres Rädergerassel mit Kommando-

rufen. Gleich darauf erschien Militär, zunächst Artillerie mit einigen vierspännig bespannten Geschützen, ein, zwei Bataillone Infanterie, einige Stabsoffiziere, Auditeure, berittene Gendarmen, der Polizeidirektor, mehrere Würdenträger. Zuletzt kam der König mit großem Gefolge. Alles in prunkenden, gestickten Uniformen. Ein entsetzliches, rabenähnliches Gekreische, aus dem man nicht entnehmen konnte, ob es Beifall oder Entsetzen über die gestörte Raublust war, begleitete und empfing diesen Zug. Obwohl die Gier, einzusammeln, diese Tausende von Menschen auf dem Platz einzig beseelte, hielt doch alles, angesichts der geräuschvollen neuen Ankömmlinge, inne und wartete, was nun geschehen solle. Ein weißbetreßter Offizier zu Pferd zog eine Rolle hervor und verkündete nach vorausgegangenem Trommelschlag mit strenger Stimme eine lange Litanei; was, konnte ich nicht vernehmen. Aber ein klirrendes Johlen und Pfeifen, welches die Verlesung des Schriftstücks begleitete, ließ mich vermuten, daß es auf Beschränkung der Sammellust dieses goldenen Himmelsbrotes abgesehen war. Und in der Tat hörte ich bald darauf von einigen aus dem Gedränge herauskommenden Menschen das Wort weitergeben: „Der König verlangt die Hälfte für sich!" — Nun machte sich auch bald die Wirkung der gegebenen Order geltend. Die Infanterie ging mit quergehaltenem Gewehr langsam vor und schob die gröhlende, pfeifende, fluchende Masse vor sich her. Hinten, auf dem freigewordenen Raum, sah man Diener und Lakaien in des Königs Uniform in Sieben und Körben auffammeln, was noch zu holen war. Die Körner wurden dort herumgereicht. Auch der König ließ sich welche geben. Herren in Zivilkleidung, wie es schien, eidlich bestellte Chemiker, zogen kleine Fläschchen mit einem wässerigen Inhalt heraus und prüften die Substanzen. Alle Offiziere drängten sich herum und beobachteten. Schließlich wurden den Herren vom Gefolge, wie auch dem König, die

Probe in einem gläsernen Röhrchen hinaufgereicht. Die Sache schien entschieden zu sein. Es war Gold.

Ein Mensch neben mir in blauer Bluse, die Hände in den Hosentaschen, der der ganzen Prozedur zugesehen hatte, lachte jetzt höhnisch auf: „Jessas, des wissen mer scho lang, daß 's Gold ist; scho vor 'er Stund war der Sandelbeck, der Tandler aus der Gruftgassen mit sei'm Flascherl da und hat's g'sagt!“ — Allein die zurückgestaute Menge hatte sich bald ein neues Terrain erobert. Ein gewandter Junge, anscheinend ein Schlosserlehrling, hatte soeben, wie man vom Platz aus sehen konnte, das letzte Drittel der Dachrinne eines der Häuser erklommen und mußte in wenigen Augenblicken das Dach selbst erreichen. Mit einem einzigen gellenden Schrei hatte die Masse Menschen plötzlich diese neue Sammelquelle entdeckt. Jetzt stürzte alles in die Häuser zurück, wer am Platz wohnte, und bald sah man, öffneten sich die Mezzanin-Wohnungen und Dachluken, und strümpfig stiegen schmale Menschen heraus, um sich langsam und vorsichtig der gefährlichen Rinne zu nähern. Das Gerinsel war natürlich meist von den glatten Ziegeln zurückgeprallt und bis zum Dachrand hinabgekollert. Einige Unvorsichtige bekamen das Übergewicht und stürzten hinab aufs Trottoir. Ohne Laut. In der ungeheuren Aufregung und bei dem entsetzlichen Lärm paßte niemand auf solche Kleinigkeiten auf.

Der Himmel war jetzt immer heller geworden. Aber hoch oben, sah man, schwebten noch große Massen dieses zitronengelben Wolkenstoffs. Und konnten sich jeden Moment entladen. Darauf schienen die meisten auch zu warten. — Der König mit seinem Gefolge hielt hoch zu Roß unbeweglich auf seinem zuerst eingenommenen Platz, seine Proviantwagen füllten sich allmählich mit den gelbglitzernden Schroten. Aber ein vorsichtiger Beobachter konnte jetzt schon entdecken, daß eine trübe Wolke des Mißmuts sich auf all diese Gesichter zu legen begann. Der

König war in vollem Ornat, die Krone auf dem Haupt. Alle Uniformen glitzerten von Gold- und Ordensdekorationen. Und dieses viele gelbe Metall, diese vielen gelben Tressen, diese höchstwertigen Dekorationen, alle in Gelb, schämten sich auf einmal vor dem im Überfluß vom Himmel Gefallenen. Sie wurden gemein. Und die Menge, die schon die Taschen voll und nichts mehr zum Sammeln hatte, stand umher und belächelte spöttisch die über und über mit Gold betreßten Herrschaften.

Doch nun trat ein ganz neues Moment in Szene: hinten, von der langen Allee her, kamen mit einmal drei, vier Getreidebauern im Galopp hereingefahren; ihre Rosse waren ganz mit Blut bedeckt; in den Halftern staken die Goldkörner wie hineinkrustiert; die Bauern, selbst im Gesicht teilweise schwer verwundet, hatten Säcke übergebunden. Der vorderste, ein stämmiger Bursche, rief, gerade als er auf den Platz hereingestürmt kam, mit lauter Stimme: „Hint' bei Dingolsheim liegt das gäl Zeug schuhhoch auf der Straßen!" — Auf diesen Ruf hin ließ die Menge die Wagen und Getreidesäcke, die sie bereits aufgeschnitten hatte in der Meinung, sie seien mit dem Goldstoff gefüllt, gehen und stürmte in der angegebenen Richtung fort. Andere wurden stutzig. Der Platz entleerte sich etwas. Das militärische Aufgebot, und die Anführer und Würdenträger waren über die Meldung nicht wenig überrascht, winkten die Bauern herzu, konferierten und gestikulierten von ihren Pferden herüber und hinüber. Inzwischen kamen neue Menschenmassen, wie es schien aus anderen Stadtteilen, wo der Goldhagel nicht oder nur gering niedergegangen war, hereingeflutet, Körbchen und Schüsseln im Arm, und begannen aufzulesen, was noch zu holen war. Und es lag überall noch der gelbe Stoff herum. Manche zogen Fläschchen mit Königswasser aus der Westentasche und prüften zunächst die Körner. Alle schienen befriedigt. Die meisten machten zunächst große Augen und begriffen nicht,

weshalb das Militär herkam. Einzelne, als sie des Königs ansichtig wurden, wollten, durch die Übung gedrillt, ihr „Hoch!" loslegen. Doch es blieb ihnen in der Kehle stecken. Sie meinten wohl doch im letzten Moment, die Gelegenheit sei nicht günstig und zu außergewöhnlich. — Jetzt begann vom Himmel wieder, wie vor zwei Stunden, jener verdächtige zitronengelbe Schwaden sich herabzusenken, der das erstemal die entsetzlichen gelben Schloßen zur Folge gehabt hatte.

Ich dachte an Deckung und ging wie zufällig, da die vollständig zerfetzte Allee keinen Schutz mehr bot, gegen das andere Ende des Platzes, welches der Stadt abgewandt war, und wo eine große Bauhütte, die eine Seite ganz offen, genügend Schutz und Raum gewährte. Dort angekommen, bemerkte ich, mit nicht geringer Bewunderung, eine Gruppe kleiner, untersetzter, etwas nachlässig gekleideter Leute, die offenbar alle zusammengehörten und sich verstanden, und von denen nicht ein einziger an dem aufgeregten Trubel sich zu beteiligen schien. Mir kam plötzlich ein lächerlicher Gedanke: ich meinte, die Leute da hätten das ganze Ding in Szene gesetzt und beobachteten nun von einem geschützten Ort aus, wie Feuerwerker, ob alles programmäßig ablaufe. Apathisch, ruhig, gleichgültig standen diese Menschen da. Sie sahen sich alle gleich, schienen aus ein und derselben Masse gemacht, ja selbst ihr Kleiderschnitt stimmte zusammen. Da mußten auch die Gedanken gleichgerichtet sein. Ihre Köpfe saßen tief in den Schultern, die Beine waren kurz und wackelig, der Oberkörper wuchtig, breit. Grauköpfe und Graubärte; die Lippen fleischig und umundum ausrasiert; Nasen pointiert; Augen klein und vigilant; angenehm schnarrige Organe. Die Rocktaillen saßen etwa ein Schuh tiefer als die Körpertaillen; die Schöße waren lang, glänzend und abgerieben. Schiefes Stiefelwerk; breitgeschwollene Hände; die ganze Erscheinung humoristisch.

Und folgendes etwa konnte ich vernehmen:

„Lassen S' es gehn! Lassen S' es gehn! Erinnern Se sich gefälligst, was ich ihnen gesaagt habe: das Silber geht noch höher!“ „Gott, wie reden Se daher? Was helft mich das Silber? Mer brauche neue Metallicher?“ — „Nu, haben Se neue Metallicher?“ — „Ob mer haben neue Metallicher?! Mer haben das Platin, mer haben ...“ — „Krause, sehen Se mal nach, wie Platin steht?“ — „Platin steht zweitausend=neununddreißig das Kilo.“ — „Gott, meine Herren, es helft Ihne nix, wann Se des Platin so eruffstreibe. Es gibteres nit genug!“ — „Platin genuch, um en Mond drauß zu mache, und Ihren dumme Kopp dazu!“ — „Ka Beleidichung! 's Gered ist umasonst! Mer muß sich entschließe. Ich hab' fünfzig Pud Platin bei meim Schwager Salomon in Odessa liche. Ich gäb's um zwatausendunsechzig!“ — „Ich nähm's, ich nähm's.“ — „Gott, wie de Leut kreische. In Paris hem se scho vor fufzig Johr Minze aus Platin gemacht; ham 's widder uffstecke müsse; des Zeug war zu schwar; da könnt mer sich alle Woch e nei Hosetasch mache lasse müsse!“ — „Gott, wie Se redde! Schaue Se doch de Misemaschin an! Wie das Zeug vom Himmel runner droppt. Mer brauche neie Metallicher, wie ich Ihne gesagt hab!“ — „Herr Goldstein!“ — „Gehesemerewegg mit ‚Ihrem Herr Goldstein‘. Ich bin ka ‚Herr Goldstein‘ mehr. Ich will nix mehr wisse von Gold!“ — „Na, also Herr Silberstein! Was maane Se zum Rhodium?“ — „Was maan ich zum Rhodium? Was waß ich vom Rhodium!“ — „Es ist e silberichs Metallich; is rar und gibteres doch genug; is zach; is so schwar wie Silber; wird nix oxidiert von der Luft ...“ — „Herr Frank! Wisse Sie was von Rhodium? Werd Rhodium gehandelt?“ — „Rhodium können Sie in Rußland kaufen, soviel Sie wollen!“ — „Hawe Sie a Notierung?“ — „Rhodium stand vorige Woche dreihundertneunzig das Pfund.“ — „Gott, die werde





doch in St. Petersburg noch nix von dem Goldg'schlamaßl da wisse?!" — „I wo!" — „Also, meine Herre, wer sich beteilige will: Zwa e halbe Million Goldbarre verkaaf ich in Petersburg à tout prix; und Rhodium werd uffgekauft, was zu hawe ist."

Ein Depeschenbote kommt. Alles stürzt zu Herrn Nathansohn, an den das Telegramm gerichtet ist; sie fahren mit einem Gekreisch auseinander.

„Rochem-Meschore! In Frankfort wisse se nix von de ganze Misemaschin! Es Silber steht um de alte Preis!" — „He, Depeschejingelche, eile Se sich, da hawe Se a Zehnmarkstück, schicke Se mer die Depesch ab, aber aß dringend, aß möglich!" — „Kaafe Se, Herr Goldstein, was Se kaafe können. Berufe Se sich aach uf men Schwacher, Feitel Stern, in de Eschenheimer Gaß!" — „Hawe Se kei Angst, Herr Cohn, es wird alles recht; es kriecht jeder sei Sach!" — „Meine Herre, mer habe da noch fünf, sechs Platinmetalle, es Iridium, es Ruthenium, es Palladium; di Sache gehe eruf, wie es helle Feuer. Und wie steht's mit em Molybdän, mit em Wolfram!" — „Es Ruthenium is zu grau, da wird sich nix mache lasse! Und es Wolfram, da gibteres zu viel. Des ist so gemein wie Kobalt oder Nickel." — „Ei, da werd halt mit Silber legiert. Die Dinger sein alle kostbar! Gott, wer hat das voraussehn können! Was e Tag! Was e Tag!" — „Gott, Herr Nathansohn, schaue Se nur Ihr Bübche an, wie des in dem Zeug rumwühlt!" — „Moritz, pfui, Gassebub, willste den Dreck lieche lasse!" — „Vatter, des ist doch Gold! Schau doch, wie de Leut grapse!" — „Pfui, naseweiser Bursch, schmeiß den Dreck hin, es gibt kei Gold mehr; Gold is Dreck; siehste net, daß der ganze Himmel voll is?!"

In der Tat, der Himmel hatte sich jetzt wieder zitronengelb herabgesenkt. Viele flüchteten schon in die Häuser. Ich kehrte auf den großen Platz zurück. Die Leute schauten sich mit

großen gläsernen Augen an. Keines wußte, was geschehen sollte. Von Dingolsheim kehrten gruppenweise die Menschen zurück, die Taschen und Kappen bis zum Platzen gefüllt. Und vom Himmel herunter schienen neue Massen zu drohen. Vor den Wirtshäusern lagen die Leute besoffen; andere gröhlten und schrien: jetzt gehe eine neue Zeit an, das goldene Zeitalter sei zurückgekommen. Auf der anderen Seite sah ich Weiber und Arbeiter heftig gestikulierend aus einzelnen Läden herausstürzen. Ich erkundigte mich, was Neues los sei: die Ladeninhaber, hieß es, nehmen weder Zehn- noch Zwanzigmarkstücke mehr an; sie verkauften nur gegen Silber. Eine fürchterliche Angst bemächtigte sich jetzt aller. Das Militär hatte den Platz wieder freigegeben und ordnete sich eben zum Einrücken. Vorne sah ich die Kavalkade des Königs zum Tor hineinreiten. Oben an einem Laternenpfosten war eine königliche Bekanntmachung angeschlagen, des Inhalts, der König werde mit den Ministern angesichts des unerhörten elementaren Ereignisses und des reichen, göttlichen Segens, der vom Himmel geflossen, sofort beraten, was zum Wohl seines geliebten Volkes zu tun sei. Der Preis für das Gold solle bekanntgegeben werden, alles werde heute abend noch im Rathaus zu erfahren sein. — Nun ordnete sich alles. Das Militär zog dem König nach. Das Volk zog dem Militär nach. Der Himmel senkte sich gelbglühend immer tiefer hernieder. Und bald war der große Springbrunnplatz still und verwaist.

Nur eine letzte Gruppe kam ganz hinten nach. Es waren die Grauköpfe. Und kurzbeinig, stolpernd, mit den schlappenden, langen Rockflügeln humpelten sie daher. Und im Chor gröhlten sie mit heiserer Stimme, sich gegenseitig vergewissernd und sich gegenseitig befestigend: „Iridium zwahundert und einunddreißig; — Antimon hundert und sechzig; — Rhodium zwahundert und zwaundzwanzig; — Palladium acht-

hundert gradaus; — Molybdän siwehundert und in die sechzig; Wolfram neinhundert und siweneverzig; — Silber tausend und in die Siebzig; — Platin zwatausend, zwahundert und achtzig!“



Die Kirche von Zinsblech

„Sind angenehm in Leibkleidern als nackend, doch tödliche Farbe, gehen zerteilt an beiden Orten den Platz hinauf, lassen sich bloß sehen, als ob sie erscheinen, ungeredet und gehen alsdann wieder hinab in das Grab.“

Luzerner Osterspiel, Totenauferstehung.

Auf einer meiner einsamen Wanderungen durch Tirol hatte ich mich eines Abends vergangen. Infolge eines schief stehenden Wegweisers fand ich mich bei längst eingetretener Dunkelheit noch mitten im Walde, während ich bei untergehender Sonne längst am Orte meines Ziels hätte eintreffen sollen. Ich kam zwar endlich in ein Dorf, welches ich aber weder in dieser Gegend vermutete, noch, soviel ich mich erinnerte, auf einer meiner Karten verzeichnet fand. Es mochte jetzt gegen elf Uhr nachts sein. Alle Haustüren waren verschlossen; die Fensterscheiben schwarz. Aus Besorgnis um ein Nachtquartier klopfte ich an eine Scheibe, deren bleiernscheppernndes Geräusch die Worte „Zinsblech! Zinsblech!" vernehmen ließ. Dies war aber nur der Laut auf den kleinen runden Scheiben mit Bleieinfassung; die größeren Scheiben, an die ich klopfte, um Einlaß zu erhalten, tönten „Pinzgau! Pinzgau!" Nirgends die Antwort einer menschlichen Stimme. Nach wenigen Schritten stieß ich auf die Ortstafel, neben welcher das einzige Licht im Dorf zu brennen schien, bei dessen Schein es mir gelang zu lesen: „Gemeinde Zinsblech; Landgericht Pinzgau". Es folgten noch einige Bemerkungen bezüglich Aushebungsbezirk, Steuereinziehung usw. und am Schlusse hieß es: „Das Ortsgeschenk wird in Haus Nummer sechshundertsechsundsechzig gereicht." — Nachdem ich mit meinem Geklopfe „Zinsblech! — Pinzgau!" mehrere, gänzlich menschenleere Straßen durchwandert hatte, wobei mir das Unglück passierte, eine Scheibe einzuschlagen, die auf diesen Mord ihres Ichs mit dem gläsernen Sterbeseufzer „Grinzsau!" antwortete, kam ich an die Kirche. Ein großes, hochaufsteigendes Gebäude im nüchternromanischen Stil mit wuchtigen Formen; außen rohbemörtelt; das Dach von Schiefer; am Ende ein hoher Turm mit in Zacken aufsitzendem Turmhelm, dessen sich verjüngende Spitze ein goldenes Kreuz und auf dem Kreuz einen Hahn trug. Merkwürdigerweise

stand die Kirchentür, die mit Schweinfurter Grün angestrichen war, sperrangelweit offen. Ich trat ein und ging, nachdem ich unglücklicherweise an den kupfernen Weihkessel angestoßen war, der mit dem schilpendabgewetzten Laut „Pinzfrech!“ antwortete, vorsichtig durch die Kirchenstühle auf den Altar zu. Vor dem Altar lag eine dicke, wollige Plüschdecke. Alles war mäuschenstill. Ich war so ermüdet, daß ich mich versuchsweise hinlegte.

Obwohl es beim Eintritt ganz dunkel war, konnte ich doch schon nach kurzer Zeit allgemeine Umrisse, Nischen und Vorsprünge unterscheiden. Die Altäre waren geschmückt mit den in Landkirchen üblichen, eingerahmten Tabletten, auf denen lateinische Sprüche waren, mit versilberten Leuchtern, Klingelspiel, alles in einfachster, wenig kostspieliger Form; auf Sockeln an der blanken, weißgetünchten Wand herum standen einige Apostel, Märtyrer und Ortsheilige mit ihren gewöhnlichen Werkzeugen und Symbolen. Gesichter, Haltung und Gewandung waren in jener übertrieben brünstigen und pathetischen Darstellungsweise, wie sie das Spätrokoko um die Mitte dieses Jahrhunderts bis in die letzte Dorfkirche brachte. Rechts von dem langen Fenster, auf das mein Blick unwillkürlich vor dem Einschlafen gerichtet war, stand ein Petrus mit einem scharf zur Seite gewandten, vollbärtigen Kopfe, in dessen eigentümlich grinsenden Zügen sich Stolz und Verschmitztheit ausdrückte; halb schien es, blickte er auf den auf der anderen Fensterseite stehenden Jeremias, der traurig und verlegen seine Papierrolle gesenkt hielt, halb zum Fenster hinaus, seinen großen, schwarzen Schlüssel krampfhaft in das Mondlicht haltend, das scharf am Rand des Kirchendaches herabgleitend, langsam durch das linke Seitenschiff der Kirche strich. — Mit diesem Bild schlief ich ein.

Wie lange ich geschlafen, kann ich nicht sagen; ich erhielt plötzlich einen Stoß in die Seite, wie von einem harten

Gegenstand. Erwachend bemerkte ich vor mir einen Mann in einem langen, roten Gewand. Unter dem Arm trug er ein großes, schiefes Holzkreuz; dieses Holzkreuz war an mich angestoßen. Der Mann kümmerte sich um mich gar nicht, sondern schritt ernst und gemessen dem Altare zu. Und nun erkannte ich, daß er nur einer unter vielen war, die in einer langen Reihe geordnet aus den Kirchenstühlen herauskamen in der Richtung zum Altar. Die ganze Kirche war taghell und prächtig erleuchtet. Auf allen Altären brannten Kerzen. Vom Chor herab tönte ein langsameinschläferndes Gesumse der Orgel. Weihrauch und Kerzendampf lagerten sich in festen, bleigrauen Schwaden zwischen den weißgetünchten Pfeilern und der Wölbung. In dem Zug der geheimnisvoll dahinschleichenden Menschen bemerkte ich eine Menge seltsamer Gestalten. Da ging an der Spitze eine junge, prächtige Frau in einem blauen, sternbesäten Kleid, die Brüste offen, die linke halb entblößt. Durch Brust und Kleid hindurch ging ein Schwert, so zwar, daß das Kleid gerade noch getroffen war, als sollte es dadurch emporgehalten werden. Sie blickte fortwährend mit einem verzückten Lächeln an die weiße, kalkige Decke empor und hielt die Arme in brünstiger Gebärde über die Brust gekreuzt, so daß man den Eindruck gewann, als jubiliere sie innerlich über irgendeinen Gedanken. Wobei ich nochmals bemerke, daß das Schwert links, bei der linken Armbeuge, bis zum Heft fest in der Brust stak.

Dies war die vorderste Person. Aus der hinter ihr folgenden Reihe fielen manche durch ihre wunderliche Tracht auf. Die meisten hatten bestimmte Werkzeuge in der Hand. Der eine eine Säge, der andere ein Kreuz, der dritte einen Schlüssel, der vierte ein Buch, einer gar einen Adler, und ein anderer trug ein Lamm auf dem Arme mit herum. Niemand wunderte sich über den anderen, keiner sprach mit dem anderen. Aus dem Schiff der Kirche führten drei Stufen zu der erhöhten





Estrade, wo der Altar stand. Jeder wartete mit seinem in bestimmter Haltung getragenen Werkzeug, bis der vordere die drei Stufen droben war, um nicht mit ihm zusammenzustoßen. Was mich am meisten wunderte: Niemand kümmerte sich um mich. Ich blieb völlig unbemerkt. Und selbst der Mann, der mit seinem schiefbalkigen Kreuz an mich angestoßen war, schien davon nichts bemerkt zu haben. Eine zweite weibliche Person fiel mir durch ihre pathetische Haltung im Zuge auf: eine blonde Frau, nicht mehr jung, mit hübschen aber abgewitterten, abgelebten Zügen. Sie trug ein ganz weißes Kleid, ohne Falbe oder Borde; in der Mitte mit einem Strick gebunden. Dieser Strick war aber vergoldet, die Brüste vollständig entblößt. Doch schaute niemand auf diese üppig quellenden Brüste hin. Reiche, blonde Flechten, vollständig aufgelöst, wallten den ganzen Rücken hinab. Sie trug den Kopf tief auf die Brust gesenkt, und schaute verzweifelt auf ihre, nicht wie gewöhnlich gefalteten, sondern nach auswärts umgeknickten Hände — — die Geste, die auf dem Theater Verzweiflung darstellt. Tränen perlten fortwährend von ihren Wimpern, fielen von da auf ihre Brüste, dann auf das Kleid und auch noch auf die manchmal unter dem Kleid hervorkommenden Füße. — Es wäre unmöglich, alle die aufzuzählen, die hier so still und selbstverständlich, wie zu einer regelmäßigen Übung, hinaufwanderten; aber der Mensch mit der verkniffenen Fratze, der anfangs seinen Schlüssel so energisch in das Mondlicht hielt und den ich vor dem Einschlafen unwillkürlich noch auf dem Postament betrachtet hatte, war auch dabei.

Trotz des eintönigen Orgelspiels war mir seit dem Erwachen ein zischelndes Geräusch hinter meinem Rücken am Altar nicht entgangen. Ich blickte jetzt um und bemerkte dort einen hochaufgeschossenen, ganz weiß gekleideten Menschen, der fortwährend in den an ihm vorbeiwandernden, teilweise vor ihm

haltmachenden Zug hineinflüsterte: „Nehmet hin und esset! Nehmet hin und esset!“ Es war eine unsäglich feine Figur: schlank, grazile Glieder, geistvolles Profil, griechische Nase. Dunkle, glattgescheitelte Lockenwellen fielen über Schläfe, Ohr und Nacken; ein durchsichtiger, jünglinghafter Flaum bedeckte Kinn und Lippen. Doch bemerkte ich an seinen Händen Blut. Er stand am äußersten linken Ende des Altars und schob den je zu zwei vor ihm stillstehenden und auf einem roten Schemel knienden Menschen des Zuges ein rundes, weiß angestrichenes Stück in den Mund, während diese unter brünstigem Augenaufschlag an die Decke blickten. Er flüsterte immer zu: „Nehmet hin und esset! Nehmet hin und esset!“ Und „Nähmet hin und ässet!“ prallte es von den halbkugelförmigen Hohlwänden hinter dem Altar zurück. Soweit war alles gut. Auffallend war mir zwar, woher dieser Mensch die weißen runden Stücke hernahm. Er langte wohl fortwährend in den Brustlatz seines Gewandes hinein, dort konnte aber ein Vorrat von den weißen Münzen unmöglich sein; einmal, weil dieses Austeilen ewig fortging und kein Ende nahm, ferner auch ein Unterkleid, wie man deutlich sehen konnte, nicht da war, und weil schließlich die Dünnbrüstigkeit dieses abgehärmten Menschen eine so exzessive war, daß, was sich im Profil darbot, notwendig dem Körper selbst angehören mußte. Auch bewegte er die feine, höchst schlankgebaute Hand so tief nach innen, daß für mich, soweit meine allerdings der Täuschung fähigen Sinne in Betracht kamen, kein Zweifel bestand, daß er die kreidigen Zwölfkreuzerstücke aus seinem Körper selbst nahm.

Ich sagte, soweit war alles gut: die Leute, die Frau mit dem Schwert in der Brust voraus, marschierten hinter dem Altar herum, um auf der rechten Seite wieder zu ihren Plätzen in den Kirchenbänken zurückzukehren. Aber was war denn auf dieser rechten Seite? — Dort stand ein ähn-

licher Mensch — mehr ein mythologischer Zwitter als ein Mensch — in einem schwarzen, protestantischen Predigertalar, vorn am Hals die viereckigen, weißen Tabletten oder Bäffchen, hinter denen ein schwarz behaarter Hals zum Vorschein kam. Hinten am Gesäß teilte sich das Predigerkleid, und ein schwarzer, affenartiger Wickelschwanz rollte sich dort heraus von so respektabler Länge, daß er, die Breite des Altars überspannend, mit dem Rücken des auf der linken Seite amtierenden weißen Menschen in stete Berührung kam. Unten guckten zwei hufartige Füße heraus, und oben auf dem Predigerhals saß ein Kopf, dessen wilder Haarwuchs verbunden mit einem gelben Kolorit, eingefurchten, denkfaltigen Zügen, und einer stumpfigen Nase einem deutschen Professorengesicht an Häßlichkeit wenig nachgab. Eine goldene Brille komplettierte diese aus Ärger, Bitterkeit und Ekel zusammengesetzte Physiognomie. — Eigentümlich war es, daß er fast pendelartig dieselben Bewegungen und Gesten machte, wie sein weißes Gegenüber auf der anderen Altarseite. — Er hielt einen schwarzen Becher in der Hand, aus dem er seiner ähnlich wie drüben vorbei-paradierenden Gesellschaft zu trinken gab. Dabei rief er in einem heiseren, gröhlenden Ton der jedesmal vor ihm knienden Person zu „Nehmet hin und trinket!" Und jedesmal führte er den Becher hinter sich herum, am Gesäß vorbei, um ihn dann der nächsten Person an die Lippen zu setzen. Was war nun aber das für eine Gesellschaft auf dieser rechten Seite! Eine merkwürdige und ganz anders geartete als drüben! Da war ganz vorne ein Mensch mit einer langen Nase und zurückweichendem Kinn, einen Dreimaster am Kopfe, den ausgemergelten Körper in eine französische Uniform à la Louis XV. gesteckt, mit zurückgeschlagenen roten Rockflügeln, einen Degen zur Seite, in der rechten Hand einen Krückstock, und zu allem Überfluß noch unterm linken Arm eine Flöte. Er hielt den Kopf immer

schief, sah sehr ausdrucksvoll drein, und schien genau zu wissen, was er tat. — Da war ferner ein feiner, eleganter Kerl in spanischem Kostüm, Trikots bis fast an die Lende, Pluderhosen, gestepptes, panzerartiges Wams, darüber einen goldbordierten kurzen Mantel à la Philipp II., Schnallenschuhe, Samthut mit Straußenfeder. Das Gesicht war gealtert, aber noch leichtfertig aufgelegt. Einen gezückten, blanken Degen in der Rechten tänzelte er, die Champagnerarie aus Mozart trällernd, die drei Stufen zum Altar hinauf, mit Wohlwollen auf die Zeremonien des schwarzgeschwänzten Predigers sich vorbereitend. Unter den Frauenzimmern bemerkte ich eine in einem weißen, griechischen Gewand mit goldener Falbel, die Arme nackt und mit goldenen Spangen, die Brüste verführerisch halb entblößt; auf dem blonden feingeschnittenen Haupt ein Königsdiadem, und unter dem Arm eine Lyra. Mit ihren fröhlichen, fast ausgelassenen Manieren bildete sie einen wirksamen Gegensatz zu der blonden, schluchzenden Frau auf der anderen Seite. — Es waren noch manche wunderbare, wie es schien, aus allen Gegenden und Zeiten zusammengewürfelte Gesellen da. Da war einer in einem langen, dunkeln, schleppenden Magistergewand, ein Barett auf dem ernsten Gesicht, eine düstere, grübelnde Scholastenmiene, unter dem Arm ein geheimnisvolles Buch mit ägyptischen Lettern, der mit zu Boden gewandtem Blick schweigend in der Reihe einherging. Gleich hinter ihm ging ein junges Mädchen mit mildem, weichen Gesichtsausdruck, die einen abgehauenen, bärtigen Kopf auf einer Schüssel trug. Der Kopf schien der eines Denkers zu sein; das Mädchen lächelte und schien mit heiteren Gedanken beschäftigt zu sein. Aber weitaus die hervorragendste Figur in dem ganzen Zug war ein untersetzter, starkknochiger Mann mit rundem glattrasiertem Gesicht und Stiernacken im schwarzen Predigergewand, der mit emporgeworfenem Kopf und selbstbewußter Miene ein-

herging, unter dem linken Arm eine Bibel, unter dem rechten eine Nonne; dies war überhaupt das einzige Paar im ganzen Zug.

Schon oben sagte ich: Soweit war die Sache ganz gut. Und die Sache wäre auch weiterhin ganz gut gewesen: der linke Zug ging rechts um den Altar herum, der rechte links herum, um auf diese Weise in ihre Kirchenstühle zurückzukehren. Wie aber, wenn diese zwei Züge von so entgegengesetztem Charakter sich hinter dem Altar begegneten? Und das mußten sie! — Ich versäumte leider dieses Zusammentreffen. Fortwährend beschäftigt mit dem Durchmustern besonders des rechten Zuges hörte ich plötzlich eine gelle heisere Lache aufschlagen. Ich wandte mich um, und sah den schwarzgeschwänzten Menschen, der auf der rechten Seite den Kelch mit dem verdächtigen Inhalt kredenzte, sich mit einer höhnischen Fratze nach der anderen Seite umsehen, wo der weiße, sanfte Mann bleich und starr wie ein Toter stand. Hinter dem Altar sah ich die Spitzen beider Züge sich mit verdächtigen Mienen gegenseitig messen. In diesem Moment verlöschten sämtliche Kerzen. Ein dicker, schwefliger Dampf verbreitete sich im ganzen gewölbten Haus; das einschläfernde Summen der Orgel wurde von einem keifenden, gilfenden Aufschrei, wie von einem blechernen Akkord unterbrochen, als hätte man eine der Orgelpfeifen mit einem Beil verwundet. Es entstand ein fürchterlicher Tumult; ich hörte harte Körper stürzen, Werkzeuge aufschlagen, Leuchter und Schüsseln zu Boden fallen, vernahm weibliches Wehklagen, männliche Kernflüche, Lachen und Schreien. Dazwischen rief eine mokante, kropfige Stimme, die, glaube ich, dem Schwarzen angehörte, mit einem eigentümlichen, jüdelnden Jargon: „Ja, ja! — Nähmet hin und äßet! — Ja, ja! — Nähmet hin und trinket!“ — Halb aus Furcht erschlagen zu werden, halb aus Unmöglichkeit in der stickigen Luft weiter zu atmen, tappte

ich mich im Finstern dem Ausgang zu, der, wie ich wußte, zur Rechten lag. Im Vorübergehen streifte ich am Weihkessel an, der mit einem „Spring Sau!" mir den Abschied gab, und gelangte glücklich ins Freie.

Es war noch immer Nacht; doch sah man im Osten die Dämmerung heraufkommen. Ich eilte so rasch wie möglich diejenigen Gassen entlang, von denen ich glaubte, daß sie mich am schnellsten ins Freie brächten. Ich kam an einem erleuchteten Fenster vorbei, Bäcker schoben dort gerade auf langen Brettern das neue Brot in die Röhren; ich war nur froh mich wieder in irdischer Gesellschaft zu finden. Doch eilte ich, aus dem Dorf zu kommen, holte, auf der Landstraße angekommen, tüchtig aus, und gelangte nach mehrstündigem Marsch gegen Morgen in eine kleine Ortschaft von harmlosem Aussehen mit freundlichen Leuten, überall offenen Türen, und einer wenig hervorstechenden Kirche, dagegen mit einem vortrefflichen Wirtshaus, wo ich nicht säumte mich zu erfrischen.

* * *

Acht Tage später las ich — inzwischen in die Kreisstadt gelangt — im Amtsblatt folgende Bekanntmachung:

„In vergangener Nacht wurden in der hiesigen Ortskirche grauenhafte Zerstörungen angerichtet. Die Bildsäulen der Heiligen und Kirchenväter wurden von ihren Sockeln gestürzt, die Embleme ihnen aus der Hand gebrochen, Arme und Beine abgeschlagen ꝛc. — Da die ziemlich leicht zugängliche Armenbüchse unberührt war, auch sonst Wertvolles nicht entwendet wurde, stellt sich das Ganze als ein Akt rohen Mutwillens und moralischer Verderbtheit dar. Verdacht richtet sich gegen einen Handwerksburschen, der spät nachts ins Dorf kam und es gegen Morgen in der Richtung nach —* verließ. Es wird gebeten, auf diesen

zu vigilieren. Derselbe, von dem jede nähere Beschreibung fehlt, ist im Betretungsfalle festzunehmen und anher einzuliefern."

Gemeinde Zinsblech. Landgericht Pinzgau.
Der Bürgermeister ** (Datum.)



Der Korsetten-Fritz

Aus alten Märchen winkt es
Hervor mit weißer Hand,
Da singt es und da klingt es
Von einem Zauberland.

Heine.

Ich bin der Sohn eines protestantischen Pfarrers. Ich wuchs in einem ganz kleinen Städtchen auf. Wir waren vielleicht achthundert Seelen. Jedes kannte das andere; fast bis auf die Gedanken. Von früh auf leitete mein Vater selbst meine Erziehung; ich mußte Lateinisch lernen, wogegen sich mein Kopf, wie gegen ein exotisches Gift, sträubte.

Die sicherste und intensivste Erinnerung aus dieser Zeit ist ein gewisser Zustand, eine Disposition meines Kopfes, eine Art psychischer Anfall, der mich jedesmal in der Kirche überraschte. Mein Vater predigte ganz anders, als er zu Hause sprach. Auf der Kanzel hatte er eine plärrende, heulende Redeweise, zu Hause war er knapp, bestimmt, koramisierend. So befand ich mich in der Kirche einer ganz anderen Persönlichkeit gegenüber. Und die Wirkung war eine ganz neue. Kaum hatte die Gemeinde mit ihrem Rockgeräusch sich auf die Bänke niedergelassen, kaum erfüllte das geistliche Geheul meines Vaters widerprallend mit doppeltem und dreifachem Echo das kleine Gotteshaus, so war meine Seele entflohen. Und auf mir nur zu bekanntem Weg, und immer auf demselben, lief sie fort, und trieb sich umher, und suchte etwas, und lief auf die Dörfer in der Umgebung und wollte überall eindringen, in die Häuser, durch die Fenster der Menschen, in die Schränke, ja sogar in die Menschenleiber, und wollte überall horchen, und suchen, und spähen, ohne zu wissen, was! Das Schluß-„A-mån!" — und meine Seele kehrte wie der Geier zurück! Ich erwachte, vor mir lag das Gesangbuch mit seinen schwarzen Lettern. Am Altar waren die Kerzen tief herabgebrannt; mein Vater wischte sich den Schweiß von der roten Stirn, die Leute rutschten feierlich und ergriffen und auf dem Chor begann die Orgel ein leises Smorzandospiel. — Dies ist die intensivste Erinnerung aus meinen Kinderjahren: dieses Davonlaufen der Seele bei jeder günstigen Gelegenheit; dieses Herumsuchen nach etwas Unbekanntem, nach

etwas Aufzustöberndem und dieses Nichts-nach-Hause-Bringen.

Später, als es Zeit war, in die Lateinschule einzutreten, kam ich in ein kleines Provinzstädtchen. Zu Leuten, die mich ebenso streng von allem, was man Welt nennt, abschlossen, wie mein Vater, und die mir ebenso unermüdlich wie meine Eltern eintrichterten: Zweck meines Daseins sei, Doktor der Theologie zu werden, und Sonntags Leute in Seidenkleidern und schwarzen Tuchröcken mit frappierendem geistlichen Inhalt zu füllen, plärrend und pfauchend, wie mein Vater. Dieses Programm war mir vollkommen geläufig, ich hatte mich auch vollständig mit ihm ausgesöhnt. Aber was meine Seele dazu sagen werde, jenes Wandertier, welches auf eigene Faust auf Eroberungen ausging, und jeder Klausur, jedem Stubenarrest spottete, das wußte ich natürlich nicht.

Ich heiße Fritz. Als die Lateinschule mit vierzehn Jahren absolviert war, mußte man mich irgend wohin bringen, wo ein Gymnasium war. Dies tat mein Vater nur schweren Herzens. Denn das nächste Gymnasium war die Residenz. Eine Residenz, in der damals Künste und aller mögliche Luxus in reichster Blüte stand. Und vor dieser irdischen Blüte der Welt wollte mich mein Vater um jeden Preis bewahren. In der Residenz wohnte ein Onkel von mir, von nicht minder rigorosen Grundsätzen, wie mein Vater. Zu diesem wurde ich, nach Vorausgang eines eingehenden Briefwechsels, endlich gebracht, und hatte von hier aus, unter strengster Überwachung, sozusagen unter Klausur, das nahgelegene Gymnasium zu besuchen.

Die Häuser, die Eisenbahnen, das Schreien einer fieberhaften Menge, die geheimnisvollen Telegraphendrähte hoch quer in der Luft, die Schaufenster, die prunkenden Kirchen, die erstaunlichen Lettern mit ihren Behauptungen an den Straßenecken, und was ich sonst auf der Reise und bei der

Ankunft an großstädtischem Leben erwischte, machte auf mich einen fast lähmenden Eindruck. Ich schluckte alles hinunter, und wartete, wie es wirkte, und sagte gar nichts. Ich sah, man beobachtete mich, wie eine Taube, der man Zigarrenrauch in die Nasenlöcher geblasen. Ich wußte aber auch, ich ahnte, daß in dieser Stadt ein kolossales Geheimnis für mich verborgen lag.

Soweit ging alles gut. Meine Leistungen in der Schule waren zwar wenig zufriedenstellend. Man schob es auf den plötzlichen Wechsel von Lehrer und System. Täglich wurde ich zur Schule gebracht und abgeholt; unter den höhnischen Bemerkungen meiner Kameraden. Mit niemandem durfte ich verkehren. Nur meine Tante, eine Frau, die wohl damals schon mein Inneres durchschaute, mit jener instinktiven Sicherheit, die den Männern abgeht, nahm mich auf ihren Ausgängen und Kommissionen mit. — Ich war etwa vierzehn Tage in der Residenz, und ziemlich genau fünfzehn Jahre alt, als mich eines Abends meine Tante im Flüsterton fortschickte, ihr ein Paket zu holen, welches sie in einem Hause hatte liegen lassen, und das sie noch für den gleichen Abend zu einer Einladung benötigte. Es war sechs Uhr. Ich flog wie ein Reh. Diesmal zum erstenmal standen ich und jenes Ding in mir, welches quasi ohne jeden Zusammenhang mit der Welt, als Seele, sozusagen auf eigene Verantwortung, in mir fungierte, miteinander im Einklang. Wir eilten auf Windesfüßen. Der Auftrag war bald vollbracht. Einmal im Besitz des Pakets, merkte ich erst, daß ich unbewußt so geeilt war, um zeitlich einen Vorsprung zu gewinnen. Ich beschloß. ihn so gut wie möglich auszunützen. Ich wollte etwas von der fürchterlich tosenden Welt sehen. In der Ferne lag ein großer, dampfender, hellerleuchteter, mit Menschenlärm und Wagengemurmel erfüllter Platz. Dort beschloß ich hinzugehn. Zum erstenmal war ich mit meinem Instinkt ganz allein und

souverän in der Welt. Ich konnte hin und zurück, ohne mich in der Zeit auffällig zu verspäten. Ich hatte ja noch Zeit genug. Bereits war ich auf dem Wege, und eben im Begriff, auf einer der Straßen den großen Platz zu gewinnen, als ich plötzlich, gerade knapp vor der Ecke, vor einem großen Glasfenster, wie vom Blitz getroffen, stehenblieb, und fassungs- und willenlos, wie ein angeschossenes Tier, dort hineinstarrte, und mich, mein Paket, meine Umgebung, meinen Auftrag vollständig vergaß.

Ich will jetzt Obacht geben, ganz genau alles so zu beschreiben, wie ich es sah, und wie ich es empfand. Hinter dem riesengroßen, spiegelblanken, aus einem Stück bestehenden Glasfenster saßen, oder schwebten, oder staken ein bis zwei Dutzend Menschenleiber, das heißt Ausschnitte von Menschenleibern, ohne Kopf, ohne Beine, aber nicht gerade geschlachtet, sondern mehr abgehackt, ausgeschälte Rümpfe mit darangelassener Hüfte, aber blutlos, sogar höchst säuberlich, glänzend, seidig, furchtbar graziös und elegant, und wie zum Umarmen und Küssen eingerichtet. Also keine Menschenschlächterei, sondern — wie soll ich sagen! — leichenartig konservierte Hüften mit vorgequellter Brust, Menschenmumien, aber unter Berücksichtigung und Konservierung des kostbarsten Mittelstücks; alle in verschiedenen Farben, vom schneeigsten Weiß bis zum tiefsten Beinschwarz; die Farben nicht angestrichen, sondern das natürliche Produkt ihres Inhalts; also herausgeschwitzt und erhärtet; die Ränder prachtvoll wieder mit anderen Farben eingefaßt. Besonders ein orangegelber Leib nahm meine ganzen Sinne gefangen, er war schwarz gerändert, die Hüftenschwingung zart. Die dünnste Stelle konnte man fast mit Knabenhänden umspannen, die Ausladung der Brust war kühn und gewaltig; das Ganze eine hoheitvolle Figur, ein Idealwesen. „Magst du herkommen, wo du willst,“ rief ich innerlich mit einem über-

quellenden Impuls, „und wenn du auch nur ein Stück bist, so bist du doch prachtvoll, du gleißendes Orangewesen! Wenn ich dich besäße, dann wäre wohl mein Glück gemacht!" — So sprechend beugte ich mich ganz über die querlaufende Eisenstange, welche vor der Riesenscheibe zum Anhalten diente, um mein süßes Orangewesen mit den Augen ganz zu verschlingen. Aber jetzt kam mir doch ein Stück Besonnenheit, und ich begann nachzudenken, woher diese Bruchstücke von Individuen wohl kämen. Sollte irgendwo eine so kostbare Menschenrasse leben, begann ich zu grübeln, von der ich noch nichts weiß, und die man mir verborgen gehalten hat? Also eine farbige, glitzernde Menschenrasse, ähnlich der Art, die man unter den Vögeln Kakadus und Kolibris nennt? Aber warum hat man Kopf und Hals weggehackt? Und die Beine ausgeschnitten? Offenbar weil eben die Leiber das Schönste sind. Es sind eben Menschenbälge! Aber nicht federartig, wie die Vögel, sondern seidenartig glänzend, Menschenhülsen von einem eigenartigen Geschlecht! Könnte man da nicht hinkommen, wo die leben? Und glücklich sein? — Ich schaute jetzt genauer hin. In der Tat, der Inhalt dieser Leiber, obwohl blühend weiß und flockig wie frische Schlagsahne, war doch künstlich, war angefüllt! — Oh, ich lasse mich nicht so leicht täuschen! — Es sind also veritable Menschenhülsen — gewiß! Man kann doch das Blut und die Eingeweide nicht darinlassen! Und man füllt es mit Weiß aus, um die Kostbarkeit der Rasse anzudeuten. Ob wohl solche Exemplare noch lebend anzutreffen sind? fuhr ich weiter für mich zu fragen fort. Und wo die sich aufhalten mögen? In einem fernen Land, wo ewiger Sonnenschein herrscht, mag sie wohl in der Luft schweben, diese federleichte, graziöse Sippe! Und wird dort von Schurkenhand eingefangen und abgehäutet! — Einerlei, fuhr ich nach einigem Bedenken fort, jetzt sind sie da; und jetzt gilt es, sie zu erwerben. Denn offenbar,

darüber war ich mir klar, ist das, was hinter diesen Riesenscheiben aufgestellt ist, zu verkaufen? Aber wer kann so kostbare Menschen kaufen? Wohl nur ein König! Mein Gott, rief ich, was wird dieser orangene Menschenvogel kosten? Gewiß einige zehntausend Gulden. Die werde ich nie besitzen. Und so werde ich im Leben nie glücklich sein!

In diesem Augenblick geschah etwas Entsetzliches. Zwischen meinem Orangemenschen und seinem dunkelblauen Kameraden nebenan erschien plötzlich ein schwarzbärtiger, gelockter Judenkopf, der mich mit einem ausgestopft-süßlichen Lächeln angrinste, und unversehens von hinten mit zwei Armen mein Orangebild umfaßte und es liebkosend nach hinten trug. Ich war außer mir vor Wut. Und eben wollte ich mit geballter Faust die Glasscheibe zerschmettern, um das Ideal meines Lebens zu retten, als ein brauner, eiserner Vorhang zwischen mir und der Glasscheibe mit schrillem Geräusch niederging, und mich mit einem Ruck vor die Felsenwand „Sesam öffne dich!" brachte.

Ich schaute um mich. Es war stockfinster. Nur wenige Menschen eilten schnellen Schritts vorüber. Der große Platz war leer, wie ausgestorben. Mein Paket? Ich hatte es noch in der Hand. Ich lief zitternd vor Erregung nach Hause. Es ging auf zehn Uhr. Natürlich kam ich zu spät. Aber dieses Zuspätkommen, welches unter anderen Umständen mich tief beunruhigt hätte, ließ mich fast teilnahmslos. So hatte das vorausgehende Ereignis auf mich gewirkt. Man forschte mich aus, wo ich gewesen. Man inquirierte mich. Onkel und Tante waren außer sich, daß ich die erste Gelegenheit des Vertrauens so schmählich mißbraucht hatte. Ich erklärte mit großen Augen, ich hätte eine seltsame Begegnung gehabt, die mich festgehalten hätte. Man schüttelte den Kopf und wollte Näheres wissen. Ich konnte und wollte nichts Näheres sagen. Ich bat nur, zu Bett gehen zu dürfen. Ich hätte keinen Appetit.

Dies wurde endlich zugestanden. Im Nu war ich in meiner kleinen Schlafkammer und hatte mich gleich darauf tief in die Bettdecken gewickelt.

In der Nacht träumte mir. Es erschien jener Rumpfkörper, in goldenorangenes Licht getaucht, am Fußende meines Bettes. Wie ein strahlendes Wesen aus dem Jenseits. Wie eine odische Erscheinung. Ich weiß nicht ob träumend oder wachend, ich erhob mich von der Lagerstatt und starrte das entzückende Bild mit offenen Augen an. Ich rutschte vor und streckte die Hände mit vibrierendem Verlangen dem Bilde entgegen. In diesem Augenblick aber erschien der Judenkopf mit einem höhnischen, wie ein Taschenmesser zugeklappten Mund, und zog von rückwärts leis und lautlos das prachtvolle Bild an sich. Mit einem Schrei erwachte ich.

Von diesem Morgen an war ich ein ganz anderer Mensch. Ich hatte jetzt plötzlich einen Inhalt gewonnen. Meine Seele vagierte nun nicht mehr herum. Wenn sie sich überlassen war, wußte sie, an wen sich zu halten. Sie entfloh in jene dämmerige Gasse, vor das glänzende Schaufenster, und plauderte mit jenem Orangewesen, dem fabelhaften Menschenrumpf, dem entzückenden Überbleibsel aus einem fernen, vielleicht indischen Geschlecht. Leider war meine Seele mit dieser phantastischen Arbeit so übermächtig, so exklusiv tätig, daß meine Aufmerksamkeit, die Fähigkeit, meine Geisteskräfte anders zu konzentrieren, immer schwächer wurde und zuletzt ganz unterlag. Nicht nur in der Klasse, beim Übersetzen des Cicero oder Ovid, in der Kirche, zu Hause, wenn mein Onkel ernste Aufsätze vorlas, sondern sogar beim Mittagessen war ich schweigsam, die Äußerlichkeiten mechanisch verrichtend, meinem Inneren zugekehrt. So kam ich in den Geruch — zumal auch meine Noten in der Klasse immer ungenügender wurden — eines talentlosen, faulen, dummen Menschen.

Darüber verging etwa ein Vierteljahr. Mein Orangeideal

hatte ich nicht wieder seit jenem Abend gesehen. Noch auch ein anderes seines Geschlechts.

Eines Nachmittags waren Onkel und Tante ausgegangen. Es war Sonntag. Die Köchin war allein noch zu Hause und schickte sich, wie ich vermutete, an, ebenfalls auszugehen, da es ihr freier Nachmittag war. Ich sollte zu Hause bleiben und lernen. Mißmutig ging ich im Zimmer auf und ab. Plötzlich kam mir der Gedanke — da ich den ganzen Sonntagnachmittag allein zu Hause bleiben sollte —, mir noch ein Glas Himbeerwasser von der Köchin geben zu lassen. Es war Sommer, und ein heißer Tag. Die Köchin hatte den Schlüssel zu diesen Süßigkeiten. Eben hatte ich die Türklinke in der Hand und war im Begriff über den Korridor zu gehen, als mich ein weiterer Gedanke auf einmal leise auftreten ließ. Die Köchin war eine hübsche Person. Sie hatte große, dunkle, vielsagende Augen. Ich war über die Unterschiede zwischen Knaben und Mädchen sehr wohl orientiert. Ich hatte durch Zufall sogar diese Abweichung in der Bildung der Scham bei kleinen Mädchen schon beobachtet. Was mich, nebenbei gesagt, hier einzig verdroß, war, daß die Urinbereitung mit jenen differenzierten Organen vergesellschaftet war. Das heißt, ich konnte mir nicht klarmachen, warum zur Entleerung des Urins bei Knaben und Mädchen verschiedene Organe notwendig seien. — Ich wollte also durchs Schlüsselloch der Köchin ins Zimmer schauen, um zu sehen, wie sie aussehe, was sie treibe. Nahe bei der Tür angelangt, hörte ich schon nesteln und rutschen und herumwirtschaften. Aber kaum hatte ich das Auge ans Schlüsselloch gebracht, als ich, starr vor Entsetzen, und unfähig, mich auf den Füßen zu halten, beinahe mit dem Kopfe gegen die Tür gefallen wäre. Ich lief eilig ins Wohnzimmer zurück, wo ich keuchend mich an einem Möbel anhielt, um das Gesehene zu verdauen, zu überlegen, mir klarzumachen: die Köchin stand mit nackten Armen in ihrem Zimmer, an

ihrem Bett, der Hals war ebenfalls nackt, das Hemd tief ausgeschnitten. Zwei weiße, helle, lebende Kugeln sprangen dort, wo das Hemd aufhörte, hervor, und von diesem Rand an abwärts hatte die Köchin, sowohl gegen die Arme sich verbreiternd, als nach unten den ganzen Leib verhüllend, eine jener farbigen, eingefaßten, starren, getrockneten Menschenhülsen, wie ich sie damals hinter der Glasscheibe gesehen! Und nur das eine konnte ich nicht begreifen, wie die Köchin diesen fremden Menschenüberzug über sich hinübergebracht hatte, war sie doch ein starkes Frauenzimmer, der Überzug hingegen knapp und eng! Auch war mir nicht entgangen, daß dieser hohle Balg an Farbenpracht bei weitem hinter jenen zurückstand, die, wie mein orangenes Ideal, damals in der Abendbeleuchtung in jener Straße geglänzt hatten. Und nicht übersehen hatte ich das ernste, strenge, fast pathetische Gesicht, das die Köchin bei ihren Manipulationen gemacht hatte. — Ich setzte mich jetzt auf den bequemen Lehnstuhl im Zimmer und überließ mich ganz meinen Empfindungen und Erwägungen.

Eine der wichtigsten Entdeckungen, das war mir klar, hatte ich jetzt gemacht. Also die Köchin hatte sich in den Besitz eines solchen abgebalgten Menschenüberzuges zu setzen gewußt. Er war nicht so schön wie die anderen; stammte vielleicht von einem im Norden wohnenden, schwerfällig im Nebel sich bewegenden, mythologischen Geschlecht, während mein Orangeliebling, darüber konnte kein Zweifel bestehen, sich vorzeiten in einem sonnigen Klima wie ein Kolibri in der Luft geschaukelt hatte. Also Menschenbälge werden vom Norden wie vom Süden her zu uns gebracht, importiert; und bis zur Köchin herab kauft sich jede so einen Überzug und zwängt ihn sich über den Leib. Warum? Ja, das weiß der Himmel! Und die nordischen Bälge sind mehr grau, dickfaserig, schwartenähnlich, derb, wahrscheinlich billiger, für den Köchinnengeldbeutel berechnet; die südlichen mehr kolibri-

artig, farbig, heller, aufgelockerter, goldiger und geschmeidiger, für Fürstinnen und Baronessen berechnet, und natürlich unbezahlbar. Und Juden sind es, die diese entfernten Menschenrassen abschießen lassen, die Bälge importieren und verkaufen und daran ihr Geld verdienen. Aber wie müssen diese Menschen aussehen? Oder sind es gar keine Menschen, sondern Vögel? Oder eine Mischrasse? Diese Geschöpfe haben also, fing ich jetzt an zu konstruieren, einen höchst zarten, grazilen Leib, das heißt, Hüfte, Taille, Brust und die zwei höchst interessanten, an ihr hervorspringenden, schäumenden Kugeln; rechts und links von der Brust fliegen zwei weiße, nackte, schlanke Arme heraus, zum Rudern, zum Fliegen. Farbige fledermausartige Flughäute verbinden diese ihrer ganzen Länge nach mit dem Körper, wie aufgebauschte Regenschirme, und zwischen den zarten Perlmutterfingern gibt es noch weiche, durchsichtige Schwimmhäute. Oben an die Brust setzt sich ein blendendweißer, vielleicht schon befiederter Hals an; dann folgt ein Mäulchen von Korallenfarbe, ein spitzes schlankes Näschen, hinter blaugrünen Wimpern versteckte schwarze Augenpunkte, zitronengelbe Augenbrauen. Und dies alles umspült, umflattert, umwogt, je nachdem der Wind geht, von einem Wald, von Wellensträhnen blauschwarzer Haare, die die Perlmutteröhrlein, die Wangen, Kinn, Gesicht, die Brustballons, ja stellenweise die ganze Gestalt in ein Netz von dunklem Wirrwarr einhüllen. Und Laute von einem süßen „Pi-pi-pi-pi-pi!“ wird dieses Flattergeschöpf vielleicht von sich geben. Unten, unterhalb der Hüfte, folgen natürlich keine Beine, die ja überflüssig wären, sondern ein Ruder- oder Luftschwanz, der zweispaltig in eine Flosse endet, silbern beschuppt ist und mit bläulichen und grünen Reflexen um sich schlägt und die Richtung angibt. Unter Kanarienvögeln und geschwänzten Affen treibt sich dieses kostbare Geschöpf auf einer Insel in einem Urwald herum schaukelt und gaukelt,

schnalzt und zwitschert, und erfüllt die Luft mit Farben und Tönen. Das war die Rasse, aus der ich mein Orangeideal abstammen ließ, und alle die anderen farbigen Bälge, die bei uns von den Frauenzimmern aus weiß der Himmel welch neidischen Gründen auf dem bloßen Leib getragen werden. — Weit weniger gern vertiefte ich mich in die nebelhafte, nordische Spezies, die seehundähnlich, mit grämlichem, naßglattem Gesicht in der aufgelockerten, mit Schnee- und Kristallnadeln erfüllten Luft umherschoß, und von deren fettigem, tranigem Leib jener Panzer abpräpariert war, den ich an unserer Köchin durchs Schlüsselloch hindurch gesehen hatte.

Das war mein System, auf das ich nicht weniger stolz war, als jene großen Philosophen, von deren Denksystemen ich knapp hatte reden hören. Mit mißtrauischen Augen betrachtete ich jetzt jedes weibliche Wesen, welches in unser Haus auf Besuch kam; um festzustellen, ob sie sich, und aus welcher Gattung, mit einem farbigen Menschenleib umgebe. Ich war auch fest überzeugt, daß ich das einzige männliche Wesen sei, welches durch eine glückliche Kombination von äußeren und innerlichen Ereignissen zu der Kenntnis dieser infamen Menschenschlächterei gekommen sei. Trotzdem hütete ich mich, irgend jemand etwas von meiner Entdeckung zu verraten. Aber ein ungemessener Stolz erfüllte mich, und mit Verachtung blickte ich auf alle die Männer, die lateinisch- und griechischgeübten Professoren meiner Umgebung, die mit dünkelhaften Blicken in die Welt hinausschauten und keine Ahnung hatten von dem, was in ihrer nächsten Nähe vorging. Umgekehrt schienen mir die Augen der Frauen, die oft mit eigentümlichem Einverständnis auf mir ruhten, etwas anzudeuten, als wüßten sie wohl, daß ich hinter ihre Schliche gekommen sei.

Worin mir jedoch dieses ganze innere Leben, dieses Nach-

grübeln, dieses Entdecken meiner Seele auf eigene Verantwortung hin, von verschiedenem Nachteil war, das war mein Studium. Meine Fähigkeit zum Aufmerken war fast erloschen. Sah ich doch, daß weder die großen Schriftsteller noch die großen Mathematiker und Geographen eine Spur jener Kenntnis hatten, die mir weitaus die wichtigste meines Lebens schien. Nur die abenteuerlichen Erzählungen eines Odysseus, die Begebenheiten bei der Circe, sein Besuch bei den abgeschiedenen Seelen oder die Metamorphosen bei Ovid konnten mich festhalten. Kam so eine Schlacht, bei der ich außer der Jahreszahl auch die Gefangenen und Gefallenen merken mußte, oder die Berechnung eines sphärischen Dreiecks, dessen Wert ich für mich mit dem besten Willen nicht einsehen konnte, so holte ich rasch die sämtlichen weiblichen Individuen meiner Bekanntschaft herbei, entkleidete sie und examinierte die Farbe, Einfassungen und Abnähungen ihrer erotischen Bälge. Oder ich ließ mir von dem Judenkopf meine Orangefreundin bringen, die ich längst mit einem Wachskopf versehen hatte, und deren blauen Fischschuppenschwanz und meergrüne Arme ich vergnüglich zwischen mir und dem Klassenprofessor hin- und hertanzen sah.

So wurde ich achtzehn Jahre alt. Noch hatte ich keinem Menschen eine Mitteilung meiner Entdeckungen und verborgenen Erwägungen gemacht. Ich war jetzt in der obersten Klasse des Gymnasiums. Bis dahin war das Aufrücken sozusagen von selbst erfolgt. Man kam in die vierte Klasse, weil man ein Jahr lang in der dritten gewesen war, und in die dritte, weil man so lang in der zweiten war. Jetzt aber, zum Verlassen des Gymnasiums, hatte man ein schweres, eingehendes Examen in allen Fächern zu bestehen. Wie das mit mir werden sollte, das wußte ich nicht.

Eines Tages kamen wir in die Religionsstunde und hörten zu unserer freudigen Überraschung, daß der Religionslehrer

krank sei und wir also nach Hause gehen könnten. Dies war eine gefundene freie Stunde, die ich wieder einmal zu meiner Verfügung hatte und so viel wie möglich auszunützen gedachte. Mein erster Gedanke war: Du machst deinem Orangeidol einen Besuch. Aber wie dahin gelangen! Seit meinem ersten damaligen Besuch in der Abendstunde waren zwei oder mehr Jahre dahingegangen, unter so strenger Klausur war ich die ganze Zeit über gewesen. Der Weg war mir in Vergessenheit geraten. Wie ihn finden und wie irgend jemandem den Begriff von dem beibringen, was ich wollte. Einem Mitschüler, der mir am vertrautesten war und mit dem ich ein Stück des Nachhausewegs gemeinsam hatte, teilte ich so viel mit, als zur unumgänglichen Orientierung notwendig war. Er hörte mich stumm und starr vor Erstaunen an. Etwas von meinem geheimen System muß doch mit hindurchfiltriert sein. Dann sagte er ruhig und mit einer gewissen Gelassenheit, ich solle nur mitgehen; wenn er mir auch nicht dieselbe Menschenleiberausstellung zeigen werde, jedenfalls werde es eine ähnliche sein. Ich folgte. Und nach etwa einviertelstündiger Wanderung kamen wir durch eine Menge enger und finsterer Gassen zu einem großen, spiegelglatten Glasfenster, in dem wahrhaftig eine große Kollektion der von mir sehnlichst begehrten ausgestopften farbigen Menschenbälge zu sehen waren. Aber es war weder dieselbe Kollektion, noch so elegant, farbig und kostbar wie die von mir in Erinnerung gehaltene. Mein Orangewesen war nicht darunter. Trotzdem glotzte ich wie fasziniert diese stummen Wesen an. Ich hatte meine Schulbücher unterm Arm. Mein Freund stand hinter mir, mich beobachtend. Allmählich, merkte ich, blieben hinter uns mehrere Leute stehen. Es war ein Samstag; aus dem Trubel und dem Geschrei, der in der ganzen Straße herrscht, entnahm ich, daß die Leute vom Markte kamen. Dicke Köchinnen und Bürgerfrauen schwankten schwerfällig vorbei; ein Geschimpfe ent-

stand, weil die Passage nicht frei war. Ich hatte mich ganz dicht an die Glasscheibe gelehnt, um das mir besonders gefallende Stück herauszusuchen. Meine Nase blies einen großen Hof auf die Glasfläche.

Allmählich hörte ich hinten kichern und flüstern. Dazwischen vernahm ich die Stimme meines Freundes, der mit großer Ruhe und gedämpfter Stimme mit den stehengebliebenen Leuten redete. Einige Seufzer, die meiner Brust entstiegen, mögen von den Hinterstehenden gehört worden sein. Das Gedränge und Geschimpfe wurde nun immer ärger. Nun wurde mir doch unheimlich. Ich merkte, daß mein Freund nicht mehr neben mir stand. Auch hatte ich mich an dieser mehr starkkalibrigen, farbenarmen und schwerfälligen Kollektion gemästeter Menschenbälge genügend satt gesehen. Meinem Ideal entsprachen sie nicht. Ich wandte mich um und wollte gehen. In diesem Augenblick emfing mich ein höllisches Gelächter, in dem Hohn, Spott, Mitleid, Verachtung, Schadenfreude alles durcheinanderklang. Ich blickte in lauter geöffnete Mäuler mit faulen Zähnen und dampfenden Schleimhäuten. Die ganze Straße war vollgekeilt mit Weibern, die keuchend ihre Armkörbe emporhielten und mich mit eng zugekniffenen Augenspalten anguckten. Eine Menge von Stimmen und unartikulierten Lauten drang auf mich ein, bis ich zuletzt eine breiig vorgebrachte Rede vernahm: „Gelten S', junger Herr, de san schön; a soichtene müssen S' Ihnen aussuchen!" — Ich wurde blutrot im Gesicht. Und kaum hatte ich mich durch das Gedränge durchgearbeitet, so lief ich, so schnell ich konnte, davon, Denkmaterial wieder für zwei Tage im Kopf. Mein Freund war verschwunden. Durch fleißiges Erfragen der Straße fand ich mich nach Hause. Als ich mit geröteten Wangen und fliegendem Atem ankam und man mich fragte, wo ich herkomme, antwortete ich: „Aus der Religionsstunde."

Am nächsten Morgen, als ich zur gewohnten Zeit in die Klasse trat, empfing mich ein vierzig- bis fünfzigstimmiger Ruf: „Korsetten-Fritz! Korsetten-Fritz!" — Die ganze Geschichte war ausgeplaudert worden. Ich hatte jetzt einen schweren Standpunkt. Und unangenehmer, als die Hänseleien, die nun begannen, berührte mich, daß mein so sorgfältig gehütetes System, das Pflegekind meiner Phantasie, in diese rohen Hände und Münder gekommen war. Und als ein Glück empfand ich es jetzt, daß durch die strenge Überwachung, das Abgeholtwerden vom Gymnasium, mein Verkehr mit meinen Mitschülern auf ein Minimum beschränkt wurde. So blieb ich für sie ein Rätsel, ein barocker, sonderbarer Mensch; und in dieser Isolierung befand ich mich am wohlsten.

So kam das Schlußexamen herbei. In allen Fächern hatte ich begründete Aussicht, glänzend durchzufallen, mit Ausnahme des deutschen Aufsatzes. Da ich von früh an mich daran gewöhnt hatte, meine Gedanken und Empfindungen schriftlich niederzulegen, hoffte ich hier durchzukommen. Als deutsches Thema erhielten wir „Die Bestimmung des Menschen". Ich weiß noch, ich starrte diese Worte wohl eine Viertelstunde an, aber es fiel mir nichts ein. Ich wußte nun, daß auch der Aufsatz verlorene Arbeit sei. Aber ich grübelte ruhig weiter, um zu sehen, ob sich gar keine Gedanken angesichts dieses weltbewegenden Themas einstellen würden. Und es kam nichts. Ich merkte jetzt, von Minute zu Minute deutlicher, daß nicht nur der Aufsatz eine schlechte Arbeit werden würde, sondern daß auch gar keine Aussicht für eine regelrechte, tüchtige, ehrliche Behandlung des Themas da sei! „Die Bestimmung des Menschen"? — Ich wußte sie nicht! Hinter mir zupften mich meine Mitschüler, die gewohnt waren, im deutschen Aufsatz von mir Hilfe zu bekommen, und flüsterten: „Du, was ist die Bestimmung des Menschen?" — Ich wußte es nicht; und sie wußten es auch nicht. — Die Ant-

wort, die ich in der Christenlehre vor zehn Jahren gegeben hätte: gottesfürchtig zu leben und selig zu sterben — die war mir wohl geläufig; aber das war ja nur eine schöne Rede, eine Phrase, die jeder im Notfall im Mund führt und keiner glaubt. — Trotzdem mußte mein Aufsatz in zwei Stunden fertig sein! In meiner Verzweiflung begann ich zu schreiben: „Die Bestimmung des Menschen ist, die Rätsel, mit denen ihn diese Welt umgibt, zu lösen und sich zur ruhigen Geistesklarheit durchzuringen"; so auf meine persönlichen Erlebnisse und den Gegenstand meiner Zweifelsqualen anspielend. Und nun begann ich, rückhaltlos die Erlebnisse meiner letzten Jahre, innerer und äußerer Natur darzulegen, meine Annahme eines zweiten Menschengeschlechts, meine Visionen und Peinigungen, bei Tag und bei Nacht, meine Beschäftigung mit jenen Orangewesen. Ich schloß die hingeworfene Studie emphatisch: „Das ist unsere Bestimmung, das ist unser Fluch, zu grübeln und zu spintisieren, die Schliche und Verhüllungen unserer Nebenmenschen aufzudecken, den Kern aus der Schale zu brechen, die Panzer abzureißen! Ein Geschlecht läuft neben uns her, seltsam gebildet, mit ausladenden, outrierten Formen; die Blicke dunkel und verzehrend, die Haut schneeweiß, fuchtelnde Arme, auf der Brust zwei ungebärdige Ballen, die seltsam in der Kleidung versteckt werden; über Hüfte und Leib schillernde, seidene, farbige Überzüge von unbekannter, geheimnisvoller Herkunft; weiterhin sonderlich gebildet, alles glatt und weich, zart und behert! Und dies Geschlecht läßt die Phantasie nicht mehr los, verwirrt die Gymnasiasten, löscht ihnen das Gedächtnis aus, will sie dem Verderben zuführen. Löse die Rätsel, zerreiße die Schleier, decke alles auf — das ist die Bestimmung des Menschen, um zu Ruhe und Frieden zu gelangen! Im übrigen, selbstverständlich, lebe gottesfürchtig und stirb selig, wie wir es auswendig gelernt haben!"

Den folgenden Tag und bevor noch das mündliche Examen begonnen hatte, wurde ich auf das Rektorat gerufen, wo man mir mitteilte, daß ich wegen „unziemlicher Ausdrücke und unsittlicher Anspielungen im deutschen Aufsatz“ zwei Stunden Arrest zudiktiert erhalten hätte. Gleichzeitig wurde mir eröffnet, daß die Prüfungskommission durch außerordentliche Rücksichtnahme die begangenen Unziemlichkeiten durch den Arrest für getilgt erachte, ich aber für den deutschen Aufsatz selbst wegen der darin gezeigten „Selbständigkeit in Behandlung schwieriger und abgelegener Themata“ die erste Note erhielte. — — Die erste Note wog so schwer, zumal der deutsche Aufsatz doppelt gerechnet wurde, daß alle übrigen „Vierer“ oder letzten Noten von ihrem „Ungenügend“ etwas ablassen mußten. Und da ich, durch den Vorgang mutig geworden, im mündlichen Examen frisch und vorweg antwortete, so gelang es mir, gerade noch mit der letzten zulässigen Gesamtnota das Absolutorium zu erhalten, und damit das Reifezeugnis für die Universität.

Ein Vierteljahr später befand ich mich auf der Hochschule einer mitteldeutschen Residenzstadt, die wegen ihres jovialen ungebundenen Charakters besonders berühmt war. Ich war jetzt bald neunzehn Jahre alt, und von der väterlichen Zensur und verwandtschaftlichen Überwachung endlich befreit, hoffte ich, jetzt hinter alle die Rätsel und Geheimnisse zu kommen, mit denen meine Phantasie sich bis dahin so abgemüht und gemartert hatte. Ich hatte mich an einen jungen, süddeutschen Studenten angeschlossen, der nicht, wie ich, Theologie studierte, sondern sich dem medizinischen Fach zugewandt hatte, und der weit besser als ich im großen Leben Bescheid wußte. Nach etwa vierwöchentlichem Verkehr nahm mich mein Freund eines Abends spät beim Nachhausegehen unterm Arm und flüsterte mir merkwürdige, unerhörte Dinge ins Ohr: von dem Besuch eines versteckt gelegenen Hauses, wo auf ein be-

stimmtes Klingelzeichen hin ein Haufen prachtvoller, schillernder, verführerischer Geschöpfe mit weißer Haut und goldenen Haaren hervorbreche, um dem Gaste seine Dienste anzubieten. Man gebe ein Geschenk, ein Gastgeschenk, das sei so üblich. Man wähle sich eines der Geschöpfe aus. Mit der verschwinde man dann auf eine Stunde. Alles übrige ergebe sich von selbst. Ich solle nur unverzagt sein! — Wie ein Blitz fuhr es mir durch den Kopf: Sollte ich hier einen Eingang in jenes Reich der Kolibrigeschöpfe finden, nach deren Existenz ich seit fast sechs oder sieben Jahren im geheimen fahndete? — Mit pochendem Herzen folgte ich meinem Freund, der sich über meine Unkenntnis und mein Verzagtsein nicht wenig belustigte. Wir gingen abseits von der Hauptstraße durch schwarze Gassen, dann durch schwarze Gäßchen, es wurde immer stiller. Durch das Sträßchen, durch das wir zuletzt gingen, lief in der Mitte eine Gosse; wir mußten rechts und links weit ausschreiten, um uns nicht zu beschmutzen. Keine Menschenseele begegnete uns. Endlich hielten wir an einem himmelhohen, schwarzen, nur drei Fenster breiten Haus, zu dem eine steinerne, wacklige, geländerlose Stiege emporführte. Mein Freund schellte. Gleich darauf öffnete sich die Tür leise; ein Flüsteraustausch und wir gingen einen steinernen, nur mattbeleuchteten Gang entlang, dann eine holperige, steile Treppe empor. Ein Griff auf eine Türklinke: mein Freund schob mich in einen hell und blinkend erleuchteten Raum, in dessen Wandspiegeln sich ein tausendfach facettiertes Licht brach, und in dem uns ein helles, nie vernommenes Kichern und Lachen umschwirrte. Auf den Sofas und weichen Lederstühlen saßen und lagen prächtige, kostbargeartete, helle, phantastische Wesen mit purpurroten Lippen, blitzendweißen Zähnen, langen Haarsträhnen, kalkweißen Halskrausen und nackten Armen, sie schauten uns mit hellen, bachklaren Augen an, als sähen sie heute zum erstenmal Menschen in runden

Beinrohren und eingezwängten Tuchröcken. Mein Freund sprach längere Zeit leise mit einer vornehmen Dame in Schwarz, die in jeder Hinsicht dem gewöhnlichen Menschengeschlecht anzugehören schien; dann, auf einen Wink, sprang eines der schlankesten, aalglatten Geschöpfe mit einer gilfenden Lache auf, schlang ihren weichen, langen Arm um meinen Hals und schleppte mich fort aus dem Zimmer, eine Stiege höher, in ein kleines, ebenfalls prachtvoll erleuchtetes Gemach, in dem alles aus Kristall zu sein schien. Eine Menge Fläschchen, Näpfchen und Väschen mit irisierender Oberfläche standen umher, und die Luft drang mir, wie mit tausend schweren Gedanken beladen, in die Nase. Ehe ich mich's versehen, hatte das schlüpfrige Geschöpf eine Hülle nach der anderen abgeworfen, und plötzlich stand vor mir, strahlend in Gold mit schwarzer Einfassung, jenes Orangebild aus dem Schaufenster, meine zierliche Idealgöttin mit jener safranenen Hülse um den Leib, Taille und Brust, die ich seitdem so oft als Hirngespinst vor mir gesehen hatte, in der Nacht, bei Tag, im lateinischen Klassenzimmer. Aber nicht tot, ausgestopft, mit abgehacktem Hals, herausgezogenen Armen und Beinen, sondern lebend, vibrierend, als Ganzgeschöpf, mit schneeweißem Hals, goldbesträhntem Kopf, blühenden Beinen, herumfegenden Armen, gellenden Trillern. Um die Mitte des Körpers zog sich jener prachtvolle orangene Menschenbalg mit schwarzer Einfassung, an dessen oberen Rand zwei bläulichweiße Ballen mit Karminspitzen quellend hervordrangen. „Du unvergleichliches Wesen!“ rief ich und stürzte mit einem Schlag auf die Knie, „dich kenn' ich, seit zehn Jahren such' ich dich, du erscheinst mir im Traum und bei Tag in einsamen Stunden. Du warst im Besitz eines ekelhaften, schwarz geschniegelten Juden! Wie bist du aus jenem Schaufenster herausgekommen? Wo hast du diese wunderschöne, orangene Hülse her? Du bist ganz Duft, Kolibri und Goldhaar! Kann





man dich kaufen? Du bist der Inbegriff all meines Glücks auf dieser Erde. Ich würf' die ganze Theologie zum Teufel, wenn ich dich besitzen könnte; einerlei, kommst du aus dem Himmel oder aus der Hölle. Du bist köstlicher als der Feuersalamander. Deine Haut ist ganz Opal und Onyx. Du duftest nach Sandelholz. Deine Bewegungen sind wie Seidenkirschen. Was tust du mit jenen quellenden Kugeln, die wie flüssiger Granit oben aus deiner Brust hervorzubrechen drohen, um uns zu zermalmen? Lebst du in besonderer Luft? Nimmst du Speise zu dir? Werdet ihr in Wagen gefahren, weil man euch nie auf der Straße sieht? Hast du damals das Schaufenster zerschmettert, und bist dem Aquariumbesitzer, dem Juden, davongelaufen? Lebst du hier glücklich? Bist du aus Glas? Oder Seidenstoff? Oder Orangefarbe? Oder Muschelmasse? Kann man in dich hineinbeißen . . . ?" — Ich weiß nicht, wie lange ich so gesprochen, noch was ich getan habe, noch, was mit mir geschehen ist. Das köstliche Wesen schaute mich lange starr mit ihren tiefen Forellenaugen an, sie entblößte die obere, weiße Zahnreihe, ihre Hände waren nach mir ausgestreckt. Dann weiß ich nichts mehr. Ich muß bewußtlos geworden sein. Und kam erst wieder zu mir, als ich die wacklige, steinerne Treppe in dem schwarzen Gäßchen hinunterstieg und die frische Luft mich wieder zu mir selbst brachte. Mein Freund hatte mich bei der Hand. Er machte mir bittere Vorwürfe, ich hätte nicht das richtige Benehmen an den Tag gelegt. Er gab mir eine schwulstige, geschraubte, ekelhafte Erklärung über die Bedeutung dieses Hauses und seiner Insassen, die ich zum größten Teil nicht verstand, zum anderen Teil überhörte in der Fülle inneren Glücks über das Gesehene und Genossene. Die ganze Nacht war mein Kopf voll jener Sandelholzgerüche und Ausdampfungen aus den Kristallschalen und -fläschchen der Orangefee.

Ich zog mich jetzt ganz zurück aus dem Studentenleben.

Der offene Verkehr mit meinesgleichen und das harmlose Plaudern und Lachen über Dinge, die mein Innerstes brutal berührten, war mir ein Greuel. Ich lebte ganz meinem Innenleben und baute dort aus den wenigen farbigen Bausteinen, die ich der Außenwelt und meinen paar Erlebnissen, im Hinblick auf jenes Feengeschlecht, entnommen, eine phantastische, gelbe, korsettierte Welt auf, an der ich mich fabelhaft ersättigte.

Um nicht unterzugehen, stürzte ich mich mit fürchterlicher Energie auf mein theologisches Studium. Und nicht ohne Erfolg. Ich fühlte jetzt ganz genau jene Zweiteilung in mir vorgehen, die schon in frühester Jugend bei mir begonnen: jene spontane, von der Phantasie eingenommene Sphäre, in der ich unkontrollierbar schuf, kreierte, produzierte, und aus der ich meist jenes kostbare, meinen Farben- und Formendurst stillende, gelbe Geschlecht hervorholte; und die zweite, die Verstandessphäre, wo ich, unter Zusammennehmen aller fünf Sinne, keuchend wie ein Roß, meine Daten und Geschichtsquellen memorierte, und die trübe, fade Außenwelt mit ihren Erscheinungen auswendig lernte.

So kam mein Examen herbei. Ich bestand es glänzend. Durch meinen eisernen Fleiß hatte ich die erste Note errungen und erhielt vom Regierungsvertreter die Aussicht, im Laufe des nächsten Vierteljahres angestellt zu werden. Ich war glücklich zum Emporjauchzen. Und dabei traurig zum Hinsinken. Mein alter ego war unzufrieden. Und ich fühlte in meinem Innern eine höhnische Stimme, die sich über meinen äußeren Erfolg lustig machte.

Ich eilte nach Hause zu meinen Eltern, wo ich mit großer Freude empfangen wurde. Jetzt, wo meine Aussicht auf Versorgung so gut wie gewiß war — ich war inzwischen neunundzwanzig Jahre alt geworden —, sprach mein Vater zum erstenmal mit mir über Verheiratung, über die Süßigkeit der Liebe.

Er schmatzte dabei mit dem Munde. Ob ich noch kein Gefallen an dem anderen Geschlecht gefunden! Ich glotzte ihn groß an und sagte, ich wisse nicht, was er wolle. Hätte nie davon gehört. Der Gegenstand sei mir zuwider. Ich wüßte Besseres. — Aber eine andere Befriedigung wurde mir zuteil. Mein Vater hatte für mich die Erlaubnis erwirkt, am folgenden Sonntag an seiner Stelle die Kanzel besteigen zu dürfen und damit meine Antrittspredigt zu halten. Dies war ein mächtiger Sporn für meinen Ehrgeiz. Ich nahm einen Prachttext aus dem Korintherbrief und komponierte eine fulminante Predigt. Sie war am Donnerstag fertig. Ich hatte jetzt noch zwei Tage zum Memorieren. Die Sache ging mit Spaß. Ich war nie so frisch und munter bei der Arbeit gewesen.

Am Sonntag früh in der Sakristei, nachdem ich den Chorrock angelegt hatte, ging ich, während die Gemeinde den Zwischenchoral sang — ich vergesse, welchen —, langsam und überlegend auf den Steinfließen auf und ab. Plötzlich wurde mir merkwürdig zumute. In meinem Innern schien etwas vorzugehen. Mich überfiel die Angst, es könne in meinem Innern sich etwas ereignen, über das ich nicht mehr die Kontrolle hätte. Ich hatte die Empfindung, auseinanderzugehen wie eine Maschine. Und als ob ich bei diesem Auseinandergehen ruhig zuschauen müßte, ohne etwas tun zu können. Diese Angst vor dem Kommenden war die Quelle meiner Beunruhigung, nicht die erste Sensation selbst, die nur überraschend und merkwürdig war. — Doch war ich nach einigen Minuten wieder frei und bestieg die Kanzel. Ich begann meine Predigt äußerlich ruhig und ohne Befangenheit. Die Worte flossen wie von selbst. Aber schon nach wenigen Sätzen merkte ich, wie jenes Sakristeigefühl wiederkam. Und nun konnte und mußte ich zusehen, was geschah! Während meine Predigt ruhig und sicher wie eine Spule ab-

rollte, begleitet von guten Gesten und sicherem Tonfall, merkte ich, wie sich in meinem Innern etwas ablöste, wie ein Maschinenteil davonrannte. Und nun erinnerte ich mich, wie ich schon als Knabe immer pensiv war, und wie meine Seele während der Predigt davonlief. Unwillkürlich schaute ich hinunter auf die Kirchenbänke: da saß ich, als Junge, mit gläsernem, starrem Blick und hörte gleichzeitig die breite, widerhallende Predigerstimme meines Vaters. — In diesem Augenblick wurde ich durch eine plötzliche Stille unterbrochen. Ich muß wohl zu predigen aufgehört haben. Ich erkannte jetzt die Situation; ermannte mich, räusperte und begann von neuem fest entschlossen, keiner Verführung mehr nachzugeben.

Aber meine Seele hatte ihre Reise schon begonnen. Und nun mußte ich mit. Mit auf die Lateinschule. Mit in das Haus meines Onkels. Mit durch die schwarzen Straßen der Residenzstadt. — Krampfhaft klammerte ich mich an meinen memorierten Predigttext und suchte mein Inneres zu überschreien. Als ich an die Stelle kam — in meiner Seelengeschichte —, wo ich im Auftrag meiner Tante jenen abendlichen Gang zu machen hatte, sah ich mit einem Male, wie ein langgestreckter Jude, etwa in der Höhe der Kanzel, quer durch die Luft zu mir kam. Ich erschrak und wunderte mich, wieso der Kerl in der Luft schweben könne; ich entdeckte aber bald, daß er, wie ein Kronleuchter, hinten am Rücken durch ein starkes Seil befestigt war, welches oben an der Kirchendecke mündete. Vor sich her schob der Jude, mit einem freundlichen Grinsen zwischen seinem schwarzen Bart, jenes orangegelbe Wesen, welches mich durch so viele Jahre begleitet hatte. Ich war außer mir über die Störung und betrachtete meinen Chorrock, der mit gelben, fetten Lichtern wie übergossen war. Ich winkte den Juden fort, und ließ deutlich erkennen, wie unangenehm mir der Besuch sei, und wie sonderbar sein Benehmen, sich mit Hilfe des Kirchendieners mittels eines Strickes so hoch her-

abzulassen. Er blieb aber genau wo er war und lächelte fortwährend in gleicher Weise. — Bis dahin hatte ich mit der äußersten Anstrengung meinen Predigttext nicht verlassen. Aber jetzt, als ich eben zum zweiten Teil überging, geschah etwas Unerhörtes. Die Glastüren, die zur Galerie der Kirche, zur Empore führten, wurden zu beiden Seiten aufgerissen, und meine früheren Gymnasialkameraden von der ersten und zweiten Klasse stürmten mit ihren Büchern herein, nahmen die Sitze rings um die Galerie ein, und nach einigem Schnaufen und Flüstern hörte ich, wie einige lautgellend, lachend riefen: „Ei, das ist ja der Korsetten-Fritz!" — Und „Korsetten-Fritz! Korsetten-Fritz!" folgte es jetzt im Chor. Anfänglich wollte ich die Störung nicht beachten; zumal ich überzeugt war, daß die jungen Leute exemplarisch bestraft würden. Als aber die höhnenden Zurufe immer ärger wurden, fing ich an hinaufzudrohen und zuletzt hinaufzuschimpfen. Der Genuß meiner Predigt wurde dadurch natürlich wesentlich verkümmert. Nun wurde auch die Gemeinde unruhig und begann zu murren. Gegen die Demonstranten. Zuletzt wurde der Lärm so arg, daß der Kirchendiener zu mir auf die Kanzel kam, und mich bat, plötzlich abzubrechen, mein Vater erwarte mich dringend in der Sakristei. Damit verließ ich die Kanzel.

Nach sechs Wochen wurde ich hierher in ein Haus gebracht, von dem es heißt, es sei die Irrenanstalt. Und von hier aus schreibe ich diese Zeilen, meine Lebensgeschichte, auf Wunsch des Direktors nieder. Man sagt mir, ich litte an Halluzinationen, an Gesichts- und Gehörtäuschungen. Davon kann keine Rede sein. Ich verlange vor allem eine gerichtliche Untersuchung über jene Vorgänge in der Kirche und eine Verhaftung des Kirchendieners, der jenem Juden den Strick gegeben hat zum Sichherablassen. Diejenigen, die jene Vorgänge leugnen, beweisen damit, daß sie in ihren Sinnen krank, oder an jenem Komplott beteiligt sind. Was allein an

der ganzen Sache merkwürdig ist, ist, daß jene Jungens, die damals auf der Empore „Korsetten-Fritz" schrien, aussahen, als wären sie sechs bis acht Jahre jünger, als sie wirklich zur Zeit sein mußten. Denn diese Zeit ungefähr hatte ich sie nicht mehr gesehen. Daß sie ihre Haare genau so gescheitelt trugen, dieselben Anzüge anhatten, und, täuschend, die gleichen Bücherbündel, mit Riemen zusammengehalten, mit der gleichen ungezogenen Manier trugen, wie vor sechs, acht Jahren, darin allein liegt das Merkwürdige. Das ist aber offenbar bestellte, fabrizierte Sache.

Eine Mondgeschichte

There are many attempts made by poetical authors to reach the moon from their writing-desk. E. Poe.

Zu meiner Zeit war es bei Studenten noch nicht Sitte, an einer oder höchstens zwei Universitäten zu studieren, die noch dazu beide im Inlande gelegen sein mußten; wir zogen über die ganze gebildete Welt, waren heute in Prag und morgen in Paris. Und so war es Leyden, wo mir die Geschichte, die ich in den folgenden Blättern erzählen will, passiert ist. — Sollte jemand zu dem Schluß kommen, daß ich bei solcher Freizügigkeit im Besitz besonderer Mittel gewesen sei, so wäre das ein großer Irrtum; denn ich war blutarm; und diese Armut war es, die mir zu der folgenden Geschichte verhalf. — Oder sollte jemand zu der Meinung gelangen, solches Eilen von Hochschule zu Hochschule müßte mit großem Fleiß verbunden gewesen sein, so wäre dies abermals ein Irrtum; denn ich war faul; und diese Faulheit war es, die mich das folgende merkwürdige Ereignis erleben ließ.

Ich will die Vorgeschichte kurz machen: Ich war Mediziner und wohnte in Kost und Logis bei einer Frau, die zu meinem Unglück das Gegenteil aller übrigen Holländerinnen war. Sind diese dick, gutmütig und behäbig, so war sie mager, scharfsichtig und von teuflischer Flinkheit; an ihrem Leib hielt kein Korsett; die Haube saß stets schief auf einem verwirrten Kopf; wie zwei Basilisken fuhren die kleinen schwarzen Äuglein in ihrem mageren, gelbfaltigen Gesicht umher; ihre Zähne waren so lang, daß sie wie Spieße aus dem Munde starrten. — Kam ich nach Hause, so wurde ich von einer Flut von Schimpfworten übergossen; durch eine mir nie bekannt gewordene Methode war sie stets aufs genaueste unterrichtet, wie ich meine Zeit außer ihrem Hause verbracht hatte. Zufrieden war sie nur, wenn ich über meinen Büchern saß und studierte; da dies leider selten der Fall war, so lebten wir in ewigem Zank und Streit. Schon nach wenigen Monaten kam ich infolge von Geldverlegenheiten ganz in die Gewalt dieser Frau; ich muß zu ihrer Ehre konstatieren, daß sie meine Not=

lage nur dazu benutzte, um mich zum Studieren zu nötigen. Hätte ich ausgehalten, ich hätte zweifellos ein glänzendes Examen gemacht: daß dies nicht geschah, daran trugen mannigfache Umstände die Schuld, nicht zum letzten die Furcht, mich nach einem begangenen Exzeß wieder zu Hause zu stellen.

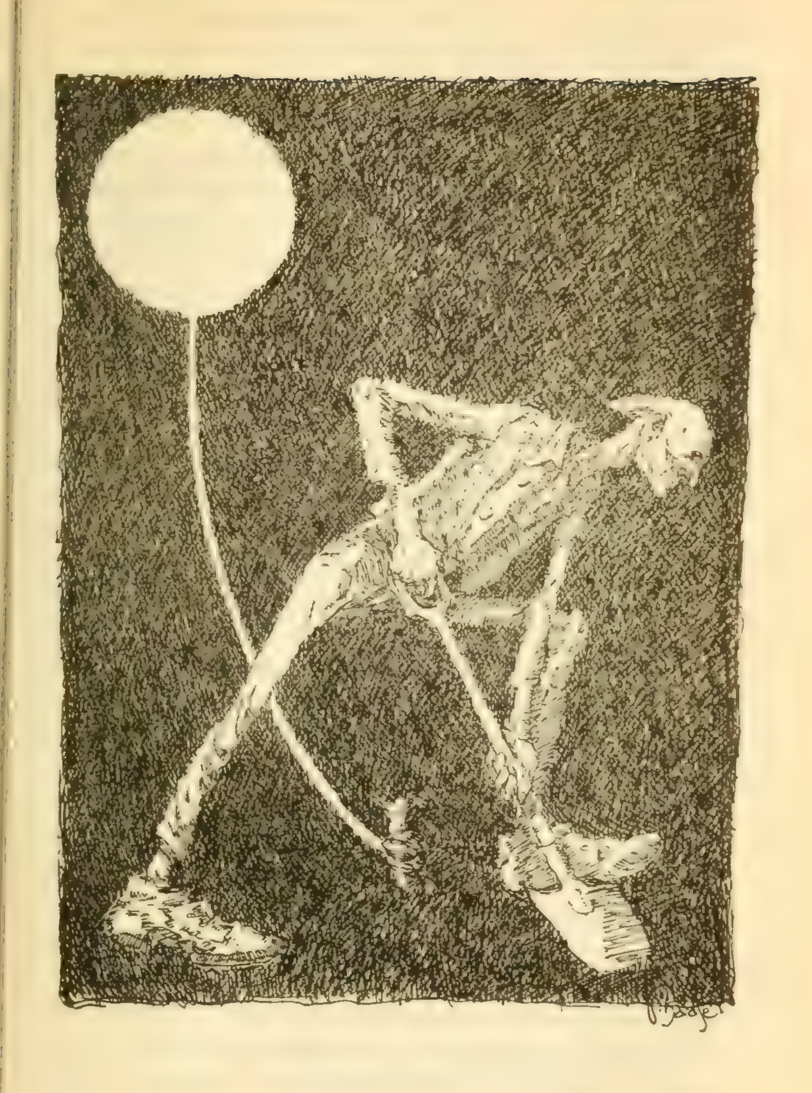
Der stärkste dieser Exzesse schloß sich an ein seltsames Erlebnis in der Anatomie an, nach welchem ich mich acht Tage lang mit einigen meiner schlimmsten Kameraden von Wirtshaus zu Wirtshaus trieb. Als ich am letzten dieser Tage — es war an einem Samstag — einigermaßen zu Vernunft gekommen war, fehlte mir der Mut, nach Hause zu gehen. Wie ein Hund, der weiß, daß er Schläge kriegt, lief ich hinaus aufs Feld, um zu überlegen, was zu tun sei. — Es war im November. Es war schon dämmrig geworden, und naß und schwer, wie eine feuchte Melone, stieg der Mond am Horizont empor. Es war Vollmond. Ich setzte mich an einen Rain und überließ mich, während ich ins Weite schaute, meinen Gedanken. — Wie sonderbar, sagte ich zu mir, daß die Studenten von Hause weit fortgehen, in eine neblige, große Stadt, und dort von einem alten, dürren Weib mit langen Zähnen mehr erzogen werden, als zu Hause von ihrer Mutter! — Während ich so dachte, schien mir, als ob sich am Mond etwas bewegt hätte; ich blickte genau hin, konnte aber nichts entdecken. — Wie sonderbar, fuhr ich fort zu denken, ist ein solcher Student; bevor er seine deutsche Heimat verläßt, küßt er ein blondes Mädchen und sagt zu ihr: „Kind, wenn ich Doktor geworden bin, dann komme ich und heirate dich!“ — Dann zieht er fort in die große, nördliche Universitätsstadt und geht dort auf die Anatomie und zerschneidet tote Körper; eines Tages bekommt er eine weibliche Leiche mit blonden Haaren, und als er im Begriff ist, das Messer anzusetzen, bemerkt er, daß sie seiner blonden Braut

im deutschen Städtchen zum Erschrecken ähnlich sieht. Er verläßt sofort seinen Platz und stürzt zum Saal hinaus; dann packt er sein Anatomiebesteck zusammen, und geht fort, und säuft sich acht Tage lang toll und voll, nur um diesen schrecklichen Gedanken zu vergessen! . . . Während ich so dachte, schien sich wiederum etwas auf dem Mond bewegt zu haben, diesmal viel deutlicher; ich schaute genau hin, konnte mich aber nicht überzeugen. Ich beschloß jedoch, den Mond jetzt genau im Auge zu behalten. — Ein solcher Student, fuhr ich in meinem Denken fort, ist von diesem Moment an ein armer, bejammernswerter Mensch; sein Hauptaugenmerk ist, einen bestimmten Gedanken, eine bestimmte Erinnerung, von seinem Hirn fernzuhalten; inzwischen hält man ihn für einen Trunkenbold, Spieler, Schürzengaffer. Und ein dürres Weib mit langen Zähnen und triefiger Nase hackt immer auf ihn ein, schilt ihn einen verkommenen Kerl und droht, ihn zum Haus hinauszuwerfen. „Herr Gott!" rief ich jetzt laut weinend aus, „ist es zu verwundern, wenn ein solcher Student mit dem Teufel anbinden möchte, oder einem der altheidnischen Götter sich verschreibt, oder in eine geheime, gotteslästerliche Verbindung mit Sonne oder Mond tritt?!" — In diesem Augenblick geschah bestimmt eine Bewegung auf dem Mond; diesmal war es keine Täuschung, denn die Bewegung hielt an. Ich fiel wie vom Blitz getroffen nach vorwärts auf die Hände und starrte mit verrenktem Hals den Mond an; alle meine früheren Bekümmernisse waren in diesem Moment vergessen.

Welcher Art die Bewegung auf dem Mond war, fällt mir schwer zu beschreiben. Es schien, als hätte die Mondscheibe ihren Platz verlassen, und als ob an ihrer Stelle nur ein düsterer, schwarzer Fleck am Himmel bliebe, indessen die glänzende Kugel mehr und mehr herabzusinken schien. Indem ich nun von dem näher und näher rückenden Mondball auf die

Erde herabmaß, um beiläufig jene Stelle zu finden, auf der, sollte das Unglaubliche geschehen, unser Erdentrabant landen mußte, entdeckte ich zwei glitzernde Linien, dünn wie Telegraphendrähte, aber funkelnd wie Morgentau, die, vom Mond ausgehend, zur Erde herabreichten, deren irdisches Ende aber zunächst meinem Augenmerk sich entzog. Während ich so mit verhaltenem Atem diese Reihe von Erscheinungen verfolgte, bemerkte ich, daß die zwei hellen Linien, die ich lieber für Schnüre gehalten hätte und die, nach meinem irdischen Maßstab gemessen, etwa anderthalb Fuß auseinanderstanden, durch Querleisten verbunden waren. Ich sah, wie zu meinem größten Schrecken an diesen Querleisten ein zappelndes gelbes Geschöpf, wie an einer Strickleiter, mit großer Emsigkeit sich herabbewegte, mit so dünnen Beinen, daß ich, auf die unendliche Entfernung, den Eindruck erhielt, eine gelbe Heuschrecke bewege sich mit großer Leichtigkeit und in scharniermäßigem Einerlei zur Erde herab, den Mond wie einen leichten, luftigen Ballon nach sich ziehend. — Es ist mir ganz unmöglich, anzugeben, wie lange diese Steigarbeit dauerte; ich bemerkte nur, daß es vollständig Nacht war und daß das summende Geräusch aus der nahen, bis tief in die Nacht hinein belebten Stadt vollständig erloschen war, als keine dreihundert Schritte von mir ein langer gelber Mann zur Erde stieg, der hinter sich an einer Schnur den Mond nach sich zog. Obwohl ich die ersten Bewegungen an unserem Himmelskörper mit der größten Spannung, ja mit Schrecken wahrgenommen hatte, ließ mich das endliche fabelhafte Resultat ziemlich unberührt; ich schließe daraus, daß das Niedersteigen Stunden gewährt haben muß, um einen derartig unerhörten Akt durch die fortwährende Beobachtung schließlich in seinem Einfluß auf mein Gemüt wirkungslos zu machen. — Der lange gelbe Mann, der, nebenbei gesagt, schrecklich mager war, schien mit etwas nicht zufrieden zu

sein; er war auf einem Stoppelfeld, und suchte und suchte auf dem Boden herum, dabei fortwährend den Mond hinter sich drein ziehend. Endlich begab er sich auf ein frisches Wintersaatfeld, das — Gott sei Dank! — nicht in meiner Richtung lag. Dort band er den Mond, der wohl eine Neigung nach oben zu steigen besaß, an einen Pflock fest, holte aus seinem quittengelben Anzug, mir unbegreiflich wie, eine Schaufel hervor, und begann zu graben. — Der Leser wird wohl mit mir der Ansicht sein, daß weit wichtiger, als dieser nächtliche Totengräber, der Mond nun selbst für uns sein müsse, der hier vermutlich begraben werden sollte, und daß mit ihm die nächsten Mitteilungen notwendigerweise sich beschäftigen müßten. Der lange gelbe Mann konnte ein Bauer sein, der sich gelb trug, und von der nächsten Anhöhe, vom vollen Mondeslicht begossen, herabsteigend, den Eindruck erweckte, als komme er vom Himmel herunter — aber der Mond auf einem frischen Saatfeld, wie ein Kalb an einem Pflock angebunden, verlangt doch eine Erklärung oder mindestens eine genauere Beschreibung! Aber gerade hier beginnt für mich die Schwierigkeit. Und der Leser wird in der Lage sein, diese Schwierigkeit voll zu bemessen, wenn ich ihm sage, daß es mir manchmal vorkam, der Vollmond sei noch oben am Himmel an seinem Platz, und erst, wenn ich den Strick betrachtete, der vor mir deutlich am Pflocke einschnitt, zöge ich an ihm sozusagen den Himmelskörper zur Erde nieder. Über seine Größe kann ich soviel angeben: er war wohl sechsmal so groß, als man den Vollmond bei klarem Himmel über sich im Zenit sieht; aber freilich, bei dunstigem, feuchtem Wetter, und gegen den Horizont geneigt, sieht der Mond immer größer aus. Die gelbe Kugel, die über dem Saatfeld schwebte, war gewiß so groß, wie der größte Kürbis, der mir vorgekommen ist; aber vielleicht berichtige ich meine Angabe, wenn ich sage, daß jemand, der die bekannten runden holländischen Käse ge=





sehen hat, groß wie Zwanzigpfünder, die außen prächtig rosa angestrichen sind, sich am besten eine Vorstellung von dem Umfang des hier so plötzlich vom Himmel gekommenen Vollmondes machen wird.

Um mich von der Leuchtkraft dieses merkwürdigen Körpers zu überzeugen, kam mir die Idee, mich umzudrehen und die Landschaft zu betrachten; aber ich konnte nicht, mir fehlte die Courage ebenso wie die physische Kraft, wie fasziniert glotzte ich in den glühenden Ball, so daß ich zuletzt über den Helligkeitsgrad nicht mehr urteilen konnte. Aber so viel glaubte ich zu erkennen, daß durch Zusammensickern der ganze Körper an Ausdehnung allmählich abnahm, ebenso wie er schwerer wurde und dem Erdboden sich zu nähern schien. — Inzwischen hatte der Mondmann, — so will ich von jetzt an der Kürze halber den merkwürdigen Menschen nennen — hatte der Mondmann, wie ich aus der Menge der herausgeworfenen Erde schließen konnte, ein ziemlich tiefes Loch gegraben. Er war von Zeit zu Zeit hineingesprungen, und maß am eigenen Körper die Tiefe des Loches ab; später blieb er dann in der Grube und schaufelte drinnen weiter, und zuletzt verschwand er für meinen Standpunkt vollständig in ihr, während keuchend eine Schaufel Erde nach der anderen herausfuhr, und dabei jedesmal eine silberglänzende Zipfelmütze auf einen Moment sichtbar wurde. — So viel war sicher, dieser gelbe Bauer, mochte er sein, wer er wolle, ein Schatzgräber oder Totengräber, verrichtete dieses Geschäft nicht zum erstenmal; dafür war er zu alt und arbeitete zu sicher. Er war nie verlegen für das, was kommen sollte, in seinem Gesicht, das ich genau beobachtete, wenn er bis zum Hals in der Grube stehend wie ein glühender Plumpudding über das Land hinschaute, lag etwas Grämliches, wie von einem alten Weib. Er sah aus wie ein Arbeiter, ein Tagelöhner, der viel verdient, aber über die Art seiner Arbeit ungehalten ist, daneben

schrecklich spart und knauserig ist. Das Gesicht war quittengelb, wie man es bei alten, leberkranken Bauern wohl findet, rasiert und mager. In dem vorstehenden Kinn und den dünnen Lippen lag noch ein abgefeimter Zug wie bei einem Unterhändler, der Hopfen oder Hafer verkauft; das Haar war vollständig ergraut. — Er sprang jetzt, nachdem die Schaufel vorausgeflogen war, aus der Grube heraus, indem er sich mit beiden Händen aufstemmte und dann ächzend den ausgemergelten Körper zwischen den Armen nachzog: trotz aller Gewandtheit für den alten Mann eine brave Leistung. Und nun ergriff er den inzwischen noch weiter zusammengesinterten Mondkloß und schleuderte ihn mit einer einzigen heftigen Bewegung, daß es zischte, in die Grube; ich glaubte dabei gehört zu haben, wie seinem Mund die Worte entfuhren: „Hund, elendiger!" Dann ergriff er rasch die Schaufel und scharrte alles zu. Aber schon während dieser Arbeit kam es mir vor, als wenn der Mondmann an Lichtschimmer immer mehr abnahm; seine Figur, die sich zuerst wie eine glänzende Silhouette vom Boden abgehoben hatte, wurde immer düsterer und matter. Er sah allmählich nur noch wie ein Gipsmann aus, dann wie ein schmutziger Müllerbursche, und zuletzt, als das Grab zugeschaufelt war, erkannte ich knapp einen Menschen, der, wie mir schien, einen dunklen Mantel umgehängt, und eine rabenschwarze Zipfelmütze auf dem Kopf, den Weg in der Richtung nach der Stadt einschlug, und zuletzt vollständig meinen Blicken entschwand.

Erst nach geraumer Zeit wagte ich mich aus meinem Versteck hervor; ich ging vorsichtig in der jetzt stockfinsteren Nacht auf die Stelle zu, wo der seltsame Mann so lange gearbeitet hatte, und entdeckte ein frisch zugeschüttetes Grab, aus dessen Tiefe ein merkwürdiges Geräusch zu kommen schien. Ich legte mich, aus Vorsicht, ein fremdes, geheimnisvolles Werk zu stören, der ganzen Länge nach so neben das Grab, daß ich

den frischen Hügel wie ein Kopfkissen benützte, und hörte, indem ich das eine Ohr auf die feuchte Erdmasse aufdrückte, ein Brausen, Zischen, Zerplatzen und Auseinanderpuffen wie von einem heftig sich entladenden Feuerwerkskörper. — Ich kam wieder auf meinen früheren Gedankengang zurück, der sich bestrebte, alles auf natürliche Weise zu erklären. Nehmen wir an, sagte ich zu mir, der Mann ist wirklich ein Bauer, ein verspäteter Hopfenhändler, vom nahen D'decke Bosh, der morgen auf den Markttag nach Leyden geht; geben wir zu, daß ein fast ganz in safrangelbes Leder gekleideter Hopfenhändler mit einem Gesicht, das nach überstandenem Gallenfieber eine schmutziggelbe Färbung angenommen hat, in voller Mondbeleuchtung einen bläulich-phantastischen Anblick gewährte und einen mit der Mischung von Safrangelb und feuchtem Mondlichtgrün Unerfahrenen zu täuschen geeignet ist, so bleibt doch immer noch die Frage: was kann ein holländischer Hopfenbauer mitten in der Nacht auf einem Feld zwischen Leyden und D'decke Bosh vor einem Markttag vergraben wollen? — Den Mond? — Ja, du lieber Himmel, kann man denn den Mond vergraben?! — Aber, es schien doch so! — Freilich schien es so, aber es ist doch ein Unding! Wie käm' denn ein Bauer zu einem Mond? — Dann war also alles Täuschung! — Nein, das war es nicht; aber man muß nach etwas suchen, was der Bauer möglichenfalls oder vernünftigerweise vergraben haben konnte! Vielleicht einen Haushaltungsgegenstand? — Vergräbt man denn Haushaltungsgegenstände?! — Nein, aber es konnte irgendein Aberglaube sein, der sich auf ein rundes, glänzendes Objekt bezog. — Was konnte denn das für ein Aberglaube sein, der sich auf ein rundes, glänzendes Objekt bezog? — Nun, der Bauer konnte ein krankes Weib haben, mit einer entzündeten Brust oder einem aufgeriebenen Popo! — Nun, und? — Und eine alte Wahrsagerin im Dorf gebot ihm einen runden Gegen-

stand genau nach dem kranken Körperteil zu formen, und diesen unter bestimmten Verhaltungsmaßregeln mitten in der Nacht da und dort zu vergraben: wenn der Gegenstand verfault oder vertrocknet sei, werde das Glied wieder hergestellt sein! — Zugegeben! Weiter! — Und der Bauer nahm irgendeinen runden Gegenstand, der ihm zunächst lag. — Zum Beispiel! — Einen Kürbis oder Potschamber! — Und der Bauer, um sicher zu sein, daß das Objekt rascher zerstört werde, füllt die Höhlung mit irgend etwas, Phosphorbrocken, Kalk oder glühenden Kohlen, und geht mitten in der Nacht mit einer Schaufel aufs Feld.

„Gott! welche Verwirrung!" rief ich halblaut gegen mich selbst aus, und stand vom Boden auf, um durch Bewegung auf andere Gedanken zu kommen; unwillkürlich blickte ich gen Himmel: der Mond war fort! — Eine sternenhelle Nacht — die Nebel hatten sich gesenkt — keine Wolke am ganzen Himmel — und der Vollmond war fort! — Ich kehrte zum Grab zurück. — „Sollte", sagte ich zu mir selbst, „hier ein unerhörtes, weltgewaltiges und tragisches Werk vorliegen, welches mir allein vergönnt war zu beobachten, und das ich armer, kleiner Erdenwicht mit meinen Gedanken nicht zu umspannen vermag! Ich wollte mich aufs neue hinlegen, um das in der Tiefe schwächer und schwächer werdende Brodeln und Zischen weiterhin zu erlauschen, als ich in nächster Nähe die schwarze Silhouette des Totengräbers auf mich zutreten sah. Ich warf mich etwa zehn Schritte von dem Erdhügel rasch zu Boden. Jeder Gedanke an den holländischen Bauer von D'decke Bosh war jetzt verschwunden; ich fühlte, ich stand hier einer unheimlichen, übermächtigen Persönlichkeit gegenüber. Ich war zum Glück nicht bemerkt worden; der geheimnisvolle Mensch kam langsamen Schrittes und hörbar keuchend heran, ging mehrere Male um das Grab herum, schüttelte wie unzufrieden den

Kopf, schien nicht alles in Ordnung zu finden, schnüffelte dann in die Luft hinaus, wie um sich zu orientieren, ging einige Schritte auf und ab, sah sich überall in der Dunkelheit um, und kehrte endlich zum Grab zurück, um sich tief hinabzubücken und seine ziemlich lange und scharfe Nase, soweit es ging, wie ein Spürhund in das frische Erdreich zu vergraben. Bei dieser Stellung sah ich, daß er unter seinem schwarzen, havelockartigen Mantel einen großen, dunkeln Sack, der mit irgend etwas vollgefüllt war, trug, ein Gepäck, von dem ich sicher wußte, daß er es vorher nicht hatte. Wenn ich mich an das vorige Keuchen erinnerte, so war es klar, daß er diese Last irgendwo hergeschleppt haben mußte. Aber woher? Säcke von dieser Güte findet man doch nicht auf dem bloßen Feld! Er muß ihn also in der Stadt geholt haben. — Welchen Verkehr kann dieser seltsame Mann mit der Universitätsstadt Leyden haben? — frug ich mich. — Mit wem? — Wird diese lange Hopfenstange unter den hellen Laternen der Lammerstraat ihren gleichen phosphoreszierenden Aspekt annehmen wie unter dem Vollmond? Und nun denke man sich diesen bläulich-glühenden Menschen in einen Laden treten und um zwei Kreuzer Kautabak verlangen! — Dabei zeigten aber seine Bewegungen eine Sicherheit und Regelmäßigkeit, die den Gedanken nahelegten, er habe diesen Weg und all diese Verrichtungen nicht das erstemal gemacht. — Hat man denn — frug ich mich — jemals in Leyden von dem Erscheinen eines solchen seltsamen Gesellen gehört? — Freilich — beruhigte ich mich — der Mondmann, wenn er es war, brauchte ja nicht immer auf dem Feld zwischen D'decke Bosh und Leyden abzusteigen. — Der schwarze Mensch erhob sich jetzt wieder, und er schien mit dem Resultat seiner Prüfung zufrieden zu sein. Denn er verließ das Grab, machte einige Schritte in das Feld hinaus, griff in die Luft und erfaßte eine mir bis dahin unsichtbar geblie-

bene Strickleiter von rußigem Ansehen, an der er hinaufzusteigen begann.

In diesem Augenblick packte mich eine furchtbare Angst. Nicht wegen des Mannes, nicht wegen der ganzen Episode, die mir ein Rätsel bleiben sollte, sondern wegen eines Gedankens, der mich in dem Moment erfaßt hatte, als der rätselhafte Mensch den einen Fuß vom Erdboden erhoben und in die Strickleiter gesetzt hatte, des Gedankens: „Steig ihm nach!“ Ich wußte, die Entscheidung, wie sie auch ausfallen möge, werde unabhängig von meinem sogenannten Ich aus einem tieferen Grund heraufkommen, und ich, meine Person, werde der willenlose Zuschauer sein. Die anhaltende Unsicherheit, wenn auch nur für wenige Sekunden, was geschehen werde, und wie die Entscheidung ausfallen werde, erdrückte mich fast vor Angst. Doch schneller, als ich dies niederzuschreiben vermag, und schneller, als der Leser folgt, gingen die Ereignisse vor sich. Der schwarze Grabschaufler mit seinem Sack stand bereits auf der fünfzehnten oder zwanzigsten Sprosse, hoch über meinem Kopf. Straff spannte sich die Leiter vor ihm in die Höhe, um sich in der Richtung, wo der Vollmond gestanden hatte, ins Unendliche zu verlieren. Unter ihm schwankte die Leiter lose hin und her, da und dort am Erdboden anstreifend. Ich sehe noch heute deutlich das Ende vor mir, es war etwas ausgefranst und schien von gutem, hanfenem Stoff. Jetzt schwankte es dorthinüber, nun kam es schlenkernd zu mir zurück. Und, was jetzt von meiner Seite erfolgte, war, ich wiederhole es, nicht der Wille eines klar erwägenden Menschen, sondern Zwangshandlung eines Instinktwesens: die beiden Seilenden kamen dicht an mich heran, ich streckte die Hände vor, wie um sie zu bewillkommnen: sie weichen wieder zurück; wie eine Katze springe ich vor, meine Augen starr auf die Strickenden gerichtet; sie kommen in ihrer Pendelbewegung wieder heran, fahren mir ins

Gesicht; meine Hände krallen sich fest; die Leiter, durch das hastige Aufsteigen des Mannes über mir in immer heftigere Schwankungen gebracht, reißt mich mit sich zurück, mich am Boden hinschleifend, dann wieder vor; meine Knie und Füße stoßen sich wund; wiederum zurück, bis sich endlich der linke Fuß auf der untersten Sprosse einstellt. Damit war mein Schicksal besiegelt. Der rechte Fuß folgte mechanisch nach; auf der dritten Sprosse erkannte ich meine Lage und sah, daß meine Glieder gegen meinen Willen gehandelt haben . . . Es war zu spät. Ein Abspringen hätte mich zerschmettert; so heftig waren die Pendelbewegungen geworden. Der Mann über mir war viele hundert Meter voraus. Die Leiter war geteert, kräftig, leicht zum Anhalten, und sehr bequem zum Emporsteigen gearbeitet. Ich eilte, sobald ich sah, daß an ein Zurückgehen nicht mehr zu denken, rasch empor, um den lästigen Schwankungen durch die Bewegungen meines Partners nicht mehr ausgesetzt zu sein. Ich kam aber nur langsam vorwärts. Ich war wohl eine halbe Stunde gestiegen, als ich sah, daß der schwarze Mann über mir zwei Sprossen auf einmal nahm. Ich nahm nun drei. Ich konnte dies, da ich keinen Ballast zu tragen hatte, während jener seinen Sack mitheben mußte, dessen Dimensionen, wie ich erst jetzt erkannte, ganz ungeheuerliche waren. Aber jener schien an seine Arbeit gewöhnt. Ich hatte wahrhaftig weder Zeit noch Lust, mich über das zu orientieren, was unter mir vorging, auch hätte dies der am Boden festklebende Nebel verhindert: ich sah also nichts von Leyden und seinen Lichtern. Wie hoch wir schon waren, merkte ich daraus, daß das Atmen immer schwieriger wurde, sowie daraus, daß unsere Körper immer schwerer wurden. Dies wuchs von Viertelstunde zu Viertelstunde. Zweifellos wurde die Luft immer dünner, und die Gegenstände, des Widerstandes der Luft beraubt, fielen härter und schwerer aufeinander. Das Aufsteigen, welches anfangs fast geräuschlos vor

sich ging, wurde immer hörbarer, als wenn die Strickleiter, statt aus geteertem Hanf, aus Eisen gewesen wäre; hart wie Stein fiel die Schuhsohle auf die Leiter. Man war längst auf eine Sprosse für einen Schritt zurückgekehrt, und selbst hier zog man oft den rechten Fuß nach, bevor man den anderen weiter ausgreifen ließ. Ich war meinem Vorsteiger jetzt so weit nahe gekommen, daß ich sein Schuhwerk genau erkennen konnte; wer hier vielleicht göttliches Sandalenwerk erwartet, der wird sich ebenso gründlich täuschen wie ich. Nie kam mir das mythologische Beiwerk, mit dem die Griechen ihre Himmelsboten ausgestattet haben, lächerlicher vor, als in diesem Augenblick. In einem miserablen, niedergetretenen Schlappen steckte der eine Fuß, der selbst wieder statt mit einem Socken mit sogenannten Fußlappen bekleidet war, wie man es wohl bei Soldaten und Handwerksburschen findet. Der andere Fuß saß wohl in einer sogenannten Stiefelette; diese war aber viel zu groß, im Gummi ausgeweitet, auf der einen Seite klaffend und im Leder so steinhart und brüchig, daß sie gewiß auf einem Felde aufgelesen sein mußte. Auch der Havelock, den der Mondmann trug, war ein höchst defektes, in einem Pfandhaus wohl kaum mehr Annahme findendes Stück, von dem ich am liebsten angenommen hätte, daß er es aus irgendeinem Hundestall herausgezogen, wo es einem langhaarigen Bernhardiner zur Unterlage gedient hatte, so verlegen, zerrissen, befleckt und mit fremden Haaren bedeckt war dieses, wie mir schien, immer noch beste Stück des Mondmannes. Wenn der Wind ging — und Wind ging, trotzdem die Luft hier schon sehr dünn war — wenn der Wind ging, dann konnte ich hinaufsehen bis zu seinen Hosenträgern. Der eine Knopf war ausgerissen, und beide Träger am linksseitigen Knopf befestigt; der eine war von Gummi, der andere ein gelbliches Band. In den letzteren war ein künstliches Loch eingeschnit-

ten, und ein etwa acht Zentimeter langes Stück baumelte hinten am Poder herunter.

Ich schreibe dies jetzt alles ruhig nieder, es sind Beobachtungen, die ich sozusagen gegen meinen Willen machte. Aber der Zustand meiner damaligen Empfindungen war ein schrecklicher. Die Frage: Wohin steigen wir? beschäftigte mich nicht mehr; sie war auch nutzlos, da jede Beantwortung fehlte. Ein physisches Übel lag mir viel näher: die immer spärlicher werdende Luft und damit die Unmöglichkeit zu atmen und zu steigen. Ich kam mir wie ein Koloß vor, so schwer bewegten sich meine Glieder. Wir waren jetzt wohl an die zwei oder drei Stunden gestiegen. Eine irgendwie genaue Schätzung ist mir in der Erinnerung unmöglich. Eine Art von Beruhigung war es mir, daß der Mondmann noch viel heftiger keuchte, als ich selbst; ich dachte mir: er ist noch weit mehr am Ende seiner Kräfte, und wir sind vielleicht dem Ziel nahe. Es war auch ein Glück so, denn wäre mein Schnaufen lauter gewesen als das seine, so wäre ich entdeckt worden. Er hätte mich unter sich bemerken müssen, hätte dann vielleicht ausgeholt und mir einen Fußtritt versetzt, und ich wäre Äonen hinabgestürzt. — Wir stiegen immer zu; fortwährend baumelte mir oberhalb des Kopfes der riesige Sack des Mondmannes, den dieser über der rechten Schulter befestigt hatte und durch Hinausrecken des Gesäßes sozusagen auf dem Rücken trug. Wenn ich die Oberfläche dieses Sackes betrachtete, so machte es den Eindruck, als wenn runde, kugelartige Körper darin enthalten wären; und wenn ich die furchtbare Kraftanstrengung in Erwägung zog, mit der der magere Mondmann arbeitete, so konnte man glauben, die Kugeln wären von Eisen gewesen. Sollte dieser Mensch — sagte ich mir — das Arsenal von Leyden bestohlen haben? Und was tut er mit diesen Kugeln? Wirft er sie später wieder auf die Erde herunter?

Wir stiegen immer zu. — Noch war keine Abnahme der Dunkelheit zu bemerken, und es mußte doch bald Tag werden! Stiegen wir auch wohin nur immer, — sagte ich mir, — wir müssen doch unter der Sonne bleiben; wir können doch nicht in ein anderes solares System eintreten! Wir sind doch nicht in einem Märchen oder auf dem Theater, wo alle Willkür erlaubt ist! Um neun Uhr etwa hatte ich Leyden verlassen; ich saß vielleicht zwei Stunden draußen vor der Stadt, macht elf! Herabsteigen des Mondbauern, von dem Moment an, da ich ihn entdeckte, Grabschaufelarbeit, dann Füllen des Sackes in der Stadt bis zur Rückkehr, zusammen sage ein oder anderthalb Stunden, macht zwölf Uhr nachts oder halb ein Uhr früh. Dann dreistündige gemeinschaftliche Steigearbeit, — so waren wir gegen halb vier Uhr morgens. Es mußte also — Anfang November — wenn auch nicht Tag werden, so doch die Morgendämmerung sich bald geltend machen. — In diesem Moment fiel mein Blick unwillkürlich nach unten, wo wir die Erde zurückgelassen hatten, und ich machte eine Entdeckung, die, so schrecklich sie an und für sich war, mir doch eine gewisse Beruhigung über meine Lage gewährte; tief unter mir, wo die hanfene Leiter sich in weiter Ferne verlor, sah ich eine große, helle, bleiglänzende Fläche. Die Nebel waren verschwunden, die weißgraue Fläche konnte kein Nebel sein, dies sah ich aus angrenzenden ganz dunklen Partien, die die hellere und entschieden Licht reflektierende Fläche saumartig einfaßten. Und wenn ich mir auch nicht denken konnte, woher hier Licht reflektiert werden sollte, so war der matte grauliche Schimmer doch ein Faktum: kein Zweifel, wir waren über dem Meer. Wenn ich sage, daß ich bei dieser Entdeckung mit Entsetzen an einen Sturz nach abwärts dachte, so wird der Leser dies begreiflich finden, er wird aber auch begreifen, wie diese Erkenntnis geeignet war, meinen seelischen Halt, der bei dieser luftraubenden Arbeit zusammenzubrechen

drohte, neu zu kräftigen: ich wußte jetzt wenigstens, wo ich war, ich wußte, daß ich mich zwischen Himmel und Erde befand, ich wußte, daß der magere Mensch mit dem dicken Sack zu meinen Häupten kein Getreidebauer aus D'decke Bosh war, sondern der Mondmann oder ein Individuum, welches offenbar zu den Mondbewohnern gehörte. Ich meine irgendeine Persönlichkeit, die zum Mond in einem bestimmten Zusammenhang stand, kurz, ein Wesen, welches allem Anschein nach den Mond besteigt oder doch zu erklimmen im Begriffe steht oder wenigstens dies versucht. — Wir stiegen immer zu. Es wurde jetzt sehr empfindlich kalt, obwohl ich mich bei der stundenlangen Anstrengung ziemlich warm gearbeitet hatte. Wir machten jetzt in der Minute höchstens drei Sprossen, und zwischen jeder Sprosse vielleicht zehn Atemzüge. Ich hütete mich wohl, die Distanz zu meinem Vormann zu verringern, um in keinem Fall Anlaß zu einer Entdeckung zu geben, ich wollte aber auch um keinen Preis weiter zurückbleiben, da ein Instinkt mir sagte, wenn jemand in dieser Region und auf diesem Weg sich auskenne, so sei es mein Vorsteiger. Und ich war entschlossen, was auch kommen möge, sein Los zu teilen. — Die Luft wurde nun so dünn, daß ihr Widerstand nicht mehr genügte, um das Blut in den oberflächlichen Hautgefäßen zurückzuhalten, meine Nase fing, anfangs leicht, später heftig zu bluten an. Da ich mit Rücksicht auf meine Steigearbeit eine ziemlich aufrechte Haltung beibehalten mußte, so tropfte ich Hemd, Weste und Beinkleider ganz voll, von da fiel ein Teil des Blutes quer durch die Sprossen, ein Teil fiel auf die Stricke. Ein Glück! — sagte ich zu mir. — Wenn ich umgekehrt, statt unten, oben stiege, und tropfte dabei dem Mondbauern auf den blanken Vorderschädel, — welche Situation! Und welche Folgen!

Nun kam aber ein Moment, da ging das Steigen nicht mehr. Ich fühlte, ich würde keine hundert Sprossen mehr

machen können; folgte dann kein Ruhepunkt, so würden meine Hände gegen meinen Willen das Seil loslassen müssen, und eine Katastrophe würde erfolgen. Zeitweilig stand ich eine ganze Minute keuchend auf einer Sprosse, um Kraft für die nächste zu sammeln. Nicht ohne einen gewissen Trost machte ich dann die Wahrnehmung, daß das Seil, ich will nicht sagen dicker, aber anders gearbeitet sich zeigte; es fühlte sich fester und derber an. Wir kommen an einen Halt- oder Wendepunkt, dachte ich. — Um zu sehen, wie es meinem Partner gehe, blickte ich nicht ohne Anstrengung nach oben und machte eine überraschende, mich hocherfreuende, freilich auch beängstigende Entdeckung: in allernächster Nähe über mir, vielleicht dreißig Meter entfernt, schwebte eine mächtige schwarze Kugel, wie ein Hohlgehäuse, wie ein riesiger Ballon. Auf seine Hohlheit im Innern schloß ich aus den bemerkbaren Schwankungen, die der derzeit schwache Wind hervorbrachte. Auf der linken Seite des Hauses bemerkte ich einen Laden aus Holz, wie einen Fensterladen, der jedoch geschlossen war. Es kam mir in diesem Augenblicke vor, als sei es etwas heller geworden, und als zeigten auf der linken Seite die einzelnen Umrisse größere Deutlichkeit. Die Morgendämmerung kommt heran, dachte ich mir, es mag vielleicht gegen fünf Uhr morgens sein. Rechts, wo alles noch im Dunkel lag, hatte das schwebende runde Haus eine Art Tür, eine gieblige Öffnung, wie man sie, zum Aufziehen der Waren von außen, hoch oben im Speicher anbringt; dort an dieser Tür endigte die Strickleiter, und dort, in der Öffnung, stand, auf beiden Seiten sich anhaltend, in der Finsternis kaum erkennbar, ein altes, robustes Weib mit schmutzigem, zitronengelbem Gesicht und in zerrissener, liederlicher Kleidung. Die Ärmel über die fetten Arme bis zum Ellbogen hinaufgestülpt, die nackten Füße in ein Paar Schlappschuhen, eine schmutzige Haube auf dem Kopf, so blickte sie unverwandt auf den

Mondmann. Daß sie sich anhielt, war mir begreiflich; denn durch das Gewicht der Strickleiter und dessen, was auf ihr war, war das hölzerne runde Haus so geneigt, daß die obenerwähnte Tür halb nach unten schaute und das schwere Weib ohne Anhalten hätte herausstürzen können. Nach kurzer Erwägung wurde mir auch klar, daß mein Gewicht auf der Strickleiter, etwas über einen Zentner, und auch das des Mondmannes, eher noch etwas weniger, gar nicht in Betracht kam gegenüber der kolossalen Schwere dieser viele, viele Meilen langen geteerten Strickleiter — wir waren doch jetzt fünfthalb Stunden gestiegen — und gegenüber der Schwere des ungeheuren Sackes. Dieser Sack, nebenbei bemerkt, war es auch, hinter dem ich mich glücklich dem prüfenden Auge der Mondfrau, oder wer dieses Weib sonst war, entziehen, und von wo aus ich einigermaßen die Orientierung über die so plötzlich veränderten Verhältnisse gewinnen konnte. Übrigens war es noch so dunkel, daß es fraglich war, ob mich die dicke Frau überhaupt entdeckt hatte. Mir schien, ihr Blick galt weder mir noch dem Mondmann, sondern — dem Sack. Denn während der arme Teufel von einem Mondschlepper jetzt keuchend innehielt und den mageren Kopf stützesuchend auf eine der Sprossen legte, so daß der hintere Teil des Sackes weit hinausragte, war das zürnende Auge der oben wartenden Frau scharf vigilierend auf die Umrisse eben dieses Dinges gerichtet. Gott! dachte ich mir, ich durchschaue schon diese ganze Ehe: der arme, ausgeschundene Mondmann keucht unter dem Joch dieses nervichten Weibsbilds.

Ein Windstoß kam von links und brachte Mondhaus und Strickleiter in heftige Schwankungen, so daß die dunkle Baracke in ihrem Gebälk wie ein Schiffskörper knirschte und ächzte. Wir standen beide noch immer laut schnaufend auf unseren Sprossen; mein Nasenbluten hatte aufgehört und ich bemerkte auch, daß, wenn ich mich ruhig verhielt, ich genü-

gend Luft zum Atmen bekam. — Dagegen war die Kälte entsetzlich. Mein nächster Gedanke war: Wie soll ich da hineinkommen? Denn es war doch klar, ich mußte hier ein Unterkommen finden, ich war todmüde, hungrig und durchkältet; ich hatte nur dort drinnen Hoffnung, mich zu stärken.

Ob ich die dunkle Baracke für den Mond halte? — In drei Teufels Namen, das weiß ich doch nicht! Habe ich gesagt, daß es der Mond sei? Vermutlich war es der Mond. Ich habe nur gesagt, daß meine Absicht war, dort hineinzukommen, koste es, was es wolle, denn meines Bleibens auf der Strickleiter war nicht länger. Und Zurücksteigen wäre Wahnsinn gewesen. Ich blickte unwillkürlich hinunter, wo wir etwa die Erde zurückgelassen hatten: Alles war mattgrau und verloren. — Inzwischen wurde es aber immer heller; kein Zweifel, zur Linken hatten wir Osten, und der Tag nahte. Zu beiden Seiten der dicken Mondfrau erkannte ich jetzt, wie sich eine Menge jugendlicher abgehärmter Gesichter herausdrängten, die mit ihren verwirrten und in die Stirne hereinhängenden blonden Haaren zweifellos armen, hungernden und, wie es schien, halberfrorenen Kindern angehörten; sie hielten sich teils an der Luke, teils am Rock der Mondfrau fest und blickten mit blassen und gespannten Mienen ebenso unbeweglich auf den Ankömmling und seinen Sack wie die alte Frau selbst. Dieser, der Mondmann, schien endlich ausgeschnauft zu haben, er erhob sich mit seiner Last und rückte der Türluke näher. — „Papa, Papa!“ riefen in diesem Moment mindestens ein Dutzend Kinderstimmen. Also das ist der Nährvater — dachte ich mir. Ich hielt mich dicht hinter dem Sack; denn so viel war mir klar, daß, wenn ich unbemerkt in das Mondhaus kommen wollte, es in dem Moment geschehen mußte, wenn oben die ganze Familie an der Hereinschaffung dieses ungeheuren Sackes mithalf. — Das Mondhaus schwankte unter diesen letzten Anstrengungen des alten, keu-

chenden Mannes erschreckend auf und ab. Jetzt — Bum! — ein dumpfer Stoß, der Sack war oben an die Eingangsluke gestoßen. Halb gebückt, halb auf zwei Füßen und der einen freien Hand kriechend, verschwand der Mondbauer mit seiner Last allmählich in dem dunklen Innenraum. — Ich bemerkte: die Strickleiter lief hier am Ende wie über eine Art Holzwelle — wohl um nicht durch den Abwärtszug zu stark geknickt zu werden — und verlor sich erst von hier aus wie ein kleiner Eisenbahnstrang in der Dunkelheit des Innenraumes, wahrscheinlich um an einer entfernteren Stelle erst fest mit dem Gebäude verkoppelt zu werden. — Der Mondmann schien ganz allein den Sack bis weit in die Stube hineinzuschleppen. Indem ich vorsichtig und kriechend nachrückte, kam ich gerade recht, als die Kinder, die wenigstens doppelt so stark an Zahl waren, als ich vorhin vermutete, ihren Vater umringten, seine Knie umklammerten und ein schreckliches Geschrei ausführten, aus dem ich nur immer verstand: „Papa! Papa! Papa!" und „Hast du! Hast du! Hast du!" — „Mein Gott! Mann, wo du so lange wieder bleibst!" ließ sich nun auch die Mondfrau in einem ziemlich unangenehmen Baß vernehmen. — „Ach Gott — die Käse werden immer rarer!" — „Du lieber Himmel, so jammerst du jedesmal!" — „Ach, wenn es so fortgeht, werden wir für unsere Kinder nichts mehr zu essen haben!"

Nachdem er so gesprochen hatte, warf er ermüdet seinen Sack hin, setzte sich auf eine Bank und fing laut zu schluchzen an. — Das Gemach war ganz dunkel; und nur allmählich fing mein Auge an, die Gegenstände zu unterscheiden. Ich benützte die Dunkelheit und die Überraschung und Freude der sich Begrüßenden, um mich in den Hintergrund des Gemaches zu stehlen und mich dort zu verbergen. Es war ein runder, saalartiger Raum, oben zur Kuppel gewölbt, in ziemlich kleinen Verhältnissen. Der Fußboden schnitt von der Hohlkugel ein

Stück ab; etwa das untere Drittel, so daß die Wände gebaucht aufstiegen, wie in einem Tunnel, um sich oben im Bogen zu vereinigen. Das Ganze war in Holzkonstruktion, alt, geschwärzt und von schlechtem Material; die Stützung der Kuppel durch vortretende Holzrippen mit queren Bretterfüllungen war eine schrecklich verpfuschte Arbeit. Man sah wohl, der Schreiner, oder wer es nur immer gemacht hatte, wußte, worauf es ankam, er hatte Ähnliches gesehen, und man erkannte klar seine Absicht, aber es war ohne jede vorausgegangene Übung gemacht. Das Holz schien übrigens gut ausgetrocknete Eiche. Der durch den Fußboden abgesonderte Raum war ebenfalls hohl; man hörte dies an dem dumpfen Auftreten. Eine Klapptür führte hinunter, und die Mondfrau schickte sich eben an, den Inhalt des Sackes in diesem durch eine Holzstiege zugänglichen Raum zu bergen: es waren lauter runde, außen rotgefärbte, kindskopfgroße, holländische Käse, wie sie jetzt auch in Deutschland viel gegessen werden. Also das war der Ballast, den der Mondmann mit heraufgeschleppt hatte! Zweifellos war es die Verproviantierung. Natürlich! Es war ja sonst nichts da! Ich sah keinen Küchenschrank und dergleichen. Zu einer Vorratskammer war gar kein Platz. Es sei denn, daß unten im Mondkeller, ich meine den unterirdischen Raum unter dem Fußboden, sich Lebensmittel befanden. Aber wer schleppt denn neunzig holländische Käse an die fünfzehn Meilen weit herauf mit übermenschlicher Anstrengung und durch immer dünnere Luftschichten hindurch! Doch zum Essen! — Meine Betrachtung wurde durch ein plötzliches, donnerähnliches Geräusch unterbrochen, das unten aus dem unterirdischen Raum kam; der ganze Mond erzitterte in seinen Fugen, und angsterfüllt klammerte ich mich an eine Bettlade an. Gleich darauf kam die Mondfrau keuchend mit drei Käsen im Arm von unten herauf und schloß die Falltür mit einem fürchterlichen Schlag. Es waren die Käse,

die die Hausmutter unten aufgeschüttet hatte, und die in der verdünnten Atmosphäre mit so schrecklichem Getöse aufeinanderstießen. Wenn ich jetzt überlegte, wie schon im Heraufsteigen unsere Füße schwer wie Eisen auf die Sprossen fielen, wie mein Körper von Viertelstunde zu Viertelstunde sich immer mächtiger ins Gewicht gelegt hatte, so war es klar, daß der Mondmann die letzten paar Meilen faktisch mit seinen Käsen das Gewicht von ebensovielen Kanonenkugeln in seinem Sack heraufgeschleppt hatte. Die ausgemergelte Gestalt dieses armen Teufels ward mir nun ebenso begreiflich, wie die Tatsache, daß er jetzt noch immer teilnahmslos auf der Bank saß, den Kopf in die Hand gestützt, und dabei weinte, wie ich glaube, nicht über sein Schicksal, sondern aus Nervenschwäche, vor Ermüdung. — Inzwischen aber hatte sich die übrige Familie, wie ich aus dem aus der Mitte der Stube kommenden munteren Schwatzen entnehmen konnte, zur ersten frohen Mahlzeit wieder vereinigt. — Ich wagte es jetzt, mich aus meiner gebückten Stellung, die ich hinter einer Bettlade eingenommen hatte, mit großer Vorsicht zu erheben und mich etwas weiter umzusehen! — Rings an den Wänden des kugligen Raumes stand eine große Anzahl von kleinen Bettchen, vielleicht an die dreißig, und, wenn ich an die große Schar der armen, ausgehungerten Kinder dachte, so konnte es nicht zweifelhaft sein, für wen sie bestimmt waren. Diese ganze Reihe kleiner Betten war eingeschlossen von je einem größeren Bett, zweifellos für den Mondmann und die Mondfrau. —

Ich bemerke hier, daß es mir unangenehm wäre, wenn der Leser glaubt, ich hätte kein Recht, Ausdrücke wie: Mondmann, Mondfrau zu gebrauchen, da noch nicht bewiesen sei, daß ich auf dem Mond sei. Ich habe nie behauptet, daß ich auf dem Mond sei. Ich habe nur vermutet, es könne der Mond sein; daß es höchstwahrscheinlich der Mond sei. Und ich gebrauche

diese Ausdrücke, weil sie mir als die verständlichsten erscheinen und ich angesichts der geradezu extraordinären Situation, in der ich mich befand, keine besseren zur Hand habe. Ich weiß ja doch nicht, wer der lange Kerl ist, der dort auf der Bank hockte und weinte! — Mit diesen zwei größeren Betten war also die ganze Bettreihe abgeschlossen, und zugleich die äußere Peripherie des Mondinnenraumes ausgefüllt; doch so, daß an zwei Stellen eine Unterbrechung geschah. Ein schmaler Gang führte zur Außentreppe, von der wir hereingekommen waren; dieser Gang war flankiert vom Bett des Mondmannes und dem der Mondfrau; außerdem führte zwischen dem fünfzehnten und sechzehnten Kinderbett ein schmales Gängchen zu dem einzigen Fenster der Mondstube, dessen Schutzladen ich schon beim Heraufsteigen bemerkt hatte.

In der Mitte des Zimmers stand ein langer Tisch, auf jeder Seite eine ebenso lange Bank, hier waren die Plätze der Kinder. Außerdem war oben und unten an den Schmalseiten des Tisches noch je eine kleine Bank für den Herrn des Hauses und für die Frau. Ich wunderte mich nicht wenig über die Knappheit der Verhältnisse. Denn was ich jetzt überblickte, war die ganze Mondwohnung. Ein einziges Fenster für einen Raum, in dem zweiunddreißig Betten standen. Und dieses führte gleich hinaus in den Weltenraum; ich sah dies an dem zeitweisen Durchblitzen der Gestirne, die eine fabelhafte Schärfe hatten. Der Laden mußte also jetzt offen stehen. Ich weiß nicht, wer ihn aufgemacht hatte, denn beim Heraufsteigen hatte ich bemerkt, daß er geschlossen war; vermutlich war er beim Ausleeren der Käse durch die Erschütterung aufgefahren. — Inzwischen ging das muntere Schmatzen der dreißig Mäulchen ohne Unterbrechung weiter. — Wenn ich überlegte, wie dieses Fenster, das ein ganz gewöhnliches Fenster mit glänzenden Scheiben war, wie diese Bettstellen, die paar Möbel hierher an diesen beschränkten Ort ka-

men, wo doch von einer Industrie nicht entfernt die Rede sein konnte, so war es kein Zweifel: der arme, brave Mondmann hatte die Gegenstände alle auf seinem Buckel heraufgeschleppt. Dieser hagere, ausgemergelte alte Kerl, der jetzt dort auf der Bank saß und weinte und allein nicht essen wollte, während das schmatzende Geräusch der Seinen vielleicht sein Ohr entzückte, schleppt, wer weiß, seit vielen Jahrzehnten, seinen Jungen das Futter herauf und läuft schnüffelnd und vigilierend auf der Erde herum. Wenn er irgendwo bei einem Bauern ein halbes Fenster herauslehnen sieht, dann nimmt er's mit und stiehlt zusammen, was er finden kann: Runkelrüben, Scherben, Hanf, einen alten Schuh, Lumpen und Knöpfe, um den Seinen hier oben das Nest warm zu machen und die Fensterluken zu stopfen. — Aber, daß man das Signalement dieses Menschen noch nicht erfahren hat! Ein Kerl, der so gewohnheitsmäßig stiehlt, muß doch bekannt werden! Gar mit diesem konfiszierten Gesicht, in dieser quittengelben Montur! — Allerdings, er muß ja nicht immer zwischen Leyden und D'decke Bosh absteigen; der Mond geht ja um die ganze Erde. — Ja, aber die holländischen Käse? Die bekommt er doch am ehesten in Holland! — Wer sagt denn, daß diese Kleinen immer holländische Käse essen? Die können ja doch auch einmal Bananen bekommen! — Ja, dann wäre aber den Kleinen die Veränderung aufgefallen und sie hätten irgendeine Äußerung gemacht, wie: „So! Heute gibt's Käse!" — Dreißig Kinder! sagte ich zu mir; wie kann man nur in so ärmlichen Verhältnissen so viel Kinder in die Welt setzen — in den Mond wollte ich sagen?! Und lauter Mädchen! — Der Mann ließ sich eben nicht abschrecken. — Freilich, es geht ihm da heroben, wie manchen Lehrern bei uns auf den Dörfern: sie haben nichts zu tun. — Die Kinder sahen schrecklich schlecht aus — als hätten sie vierzehn Tage lang gehungert. Der Mondmann blieb doch nur etwa acht

Stunden aus — denn das Hinabsteigen kann unmöglich so lange gedauert haben wie das Hinaufsteigen. — Vermutlich ist ihnen früher die Nahrung ausgegangen!

„Mann, was gibt's denn Neues auf dem großen Käs?" Diese Worte, die plötzlich die Mondfrau an ihren apathisch dortsitzenden Mann richtete, rüttelten auch mich aus meinen Betrachtungen auf und erinnerten mich, daß ich nach Aufheben der Tafel entdeckt werden müsse. Die Räumlichkeiten waren zu beschränkt, um mir die Wahl eines Versteckes schwer zu machen. Ein Kleiderkasten war nicht da. Von Vorhängen war keine Rede. Daß ein Bett freibleiben werde, wäre Wahnsinn gewesen zu denken. Bei der Armut der Leute, bei den mühseligen Versuchen zur Fristung ihres Lebens hätte doch der Mondmann seinerzeit statt einer überflüssigen Bettstatt lieber ein paar Schinken heraufgeschleppt! — So machte ich mich denn kurz entschlossen daran, unter das eine der größeren Betten zu kriechen, wo ich wenigstens hoffte, freieren Raum zum Atmen zu finden, als unter einem der kleinen. Es war das Bett der Mondfrau. Doch gingen die Längsseiten der Bettladen tiefer herunter, als ich geglaubt hatte, es waren eben uralte Betten. Ich mußte beim Hinunterschlüpfen noch im letzten Moment mit der Brust platt den Boden entlangrutschen, meine Rockknöpfe verursachten dabei ein knirschendes Geräusch. Voller Angst, gehört worden zu sein, hielt ich inne und starrte in den schwarzen Unterbettraum der Mondfrau. Doch das munter fortgehende Schmatzgeräusch belehrte mich, daß ich nicht gehört worden war. Gleichwohl hielt ich lange in dieser Position inne. Das breitmäulige Schmatzen der Mondfrau hob sich dick und stark ab von dem dünnsilbigen, mehr knispenden Geräusch der Kleinen; vom Alten war nichts zu hören, er schien auch zu nachdenklich, ermüdet und mißlaunig, um auf etwas zu merken, was unter dem Bett vorging. Endlich brachte ich mich — eine Drehung

meines Körpers um die Längsachse ausführend — in eine etwas bessere Stellung. Die Aussicht, die ich da drunten hatte, war merkwürdig genug: dicht über mir die querverlaufenden Bretter des Bettgerüstes, die die ganze hochaufgetürmte Last des Bettzeuges trugen und zwischen denen sich ein Drilchstrohsack gröbster Gattung kröpfig hervorwölbte. Entlang dem Boden, wo die Unterbetträume der ganzen Stube sich meinem Blick darboten, bemerkte ich eine Menge von Schuhen und Pantoffeln, von denen je zwei in zierlicher Ordnung neben in der Größe schwankenden Nachttöpfen plaziert das zu jedem Kinderbett gehörige Inventar bildeten. Nach dieser Einrichtung zu schließen, sagte ich zu mir, müssen doch diese Leute einmal drunten auf der Erde gewesen sein! Ist es denn denkbar, daß eine Frau von dem selbständigen Charakter des Mondweibes sich von ihrem Manne sagen läßt: so schläft man drunten auf der Erde, ich habe drunten bei den Bauern nachts durch die Scheiben geguckt, erst kommt ein Strohsack, dann kommt irgendeine alte Pferdedecke und dergleichen, dann ein dünnes, weiches Flaumbett als Unterbett, dann ein festes, grobes Leintuch, dann zwei karierte Kissen oben für den Kopf, und zwei karierte Plumeaus, jedes fast so dick wie das ganze Bett, zum Zudecken? Wird sich eine Frau das sagen lassen und es befolgen, ohne sich durch den Augenschein überzeugt zu haben? — Nein? — Also muß die Mondfrau unten auf der Erde gewesen sein! — Aber war sie mit diesem Körperumfang imstande heraufzusteigen?! Vielleicht war sie früher jung und elastisch, wie sie jetzt dick und schwappig war!

Meine Rückenlage wurde mir unbequem, und vorsichtig wandte ich mich auf die andere Seite, als plötzlich dicht vor mir eine große, glänzendweiße Kugel auftrat. Doch der Leser erwarte nicht, daß, weil wir uns auf dem Monde befinden — zwar vermutungsweise, aber doch höchstwahrschein-

lich — irgendein leuchtender Himmelskörper oder sonst ein siderisches Gebilde vor unseren Augen auftauchen werde! Es war ein höchst irdisches Stück, sogar ein irdenes! Es war der gewaltige Nachttopf der Mondfrau! Ich drehte ihn um; „Hazlitt und Söhne, Heilbronn" war unten eingebrannt. Also auch dieses Stück, sagte ich zu mir, hat er heraufgeschleppt, und alle die übrigen Stücke und wahrscheinlich die ganze Einrichtung! — Und was zerbricht, ergänzt er. Und immer kam mir in der Einbildung wieder der lange, keuchende Mondmann vor, wie er auf dem Teerseil hinaufklettert, den dicken, schweren Sack auf dem Rücken, und auf dem Sack eine Bettlade und ein halbes Fenster, und neben dem Fenster einige Nachttöpfe. Und der Mann überwindet die Anziehungskraft der Erde und klettert und klettert, und oben angekommen setzt er sich hin und weint.

„Was gibt's denn Neues auf dem großen Käs?" rief jetzt die Mondfrau, die, wie mir schien, fertiggegessen hatte, in weit stärkerem Ton als vorhin. Der Alte, dem diese Frage galt, drehte sein Kinn, das in seiner Hohlhand wie in einem Scharnier ruhte, langsam gegen die Mondfrau am unteren Ende des Tisches, glotzte eine Zeitlang und sagte dann ruhig und trocken: „Nichts!" — „Hast du denn nichts mitgebracht?" — „Ihr habt ja alles!" — „Ich hab' dir doch gesagt, daß den Kindern die Hemden am Leib verfaulen!" — „Soll ich die Erdenkinder auf der Straße anfallen und ihnen die Hemden nehmen?" — „Du fällst ja die Käse auch an!" — „Die Käse sind tot. Die Hemden leben am Menschen!" — „Du bist doch sonst so geschickt!" — „Mager bin ich, nicht geschickt; wenn ich nicht mager wäre, bekäme ich auch keine Käse!" — Was! dachte ich — zu den Käsen kommt er nur durch seine Magerkeit? Dann stiehlt er sie! Weiß der Himmel, durch welches Kellerloch er hineinschlüpft! — Eine lange Pause folgte, in der niemand sprach. Auch die Kinder schienen jetzt gesättigt. Man hörte, wie

draußen der Wind ging und am Fensterladen etwas rüttelte, ohne aber den Mondbau im geringsten in Mitleidenschaft zu ziehen. In solcher Stille hätte man drunten auf Erden eine Schwarzwälderuhr picken gehört; aber auf dem Mond hatten sie keine Schwarzwälderuhr. Hier war nur, was zum nackten Leben gehörte. — Doch sah ich von meinem Platz unter dem Bett aus, an der Wand zur Rechten, wo kein Fenster war, auf einer Art Tafel eine Abbildung, eine große gelbe Kugel mit hellen und dunkleren Flächen, wie einen Himmelskörper, auf schwarzem Grund abgebildet. — Weiß der Himmel, dachte ich mir, aus welchem holländischen Schulzimmer hat er diese Abbildung sich angeeignet!

Nachdem lange weder der Mondmann noch die Mondfrau etwas gesprochen und auch die Kinder sich ganz ruhig verhalten hatten, erhob sich plötzlich die Alte. Indem sie einen Teil der Käsrinden vom Tisch zusammenkratzte, rief sie: „Kinder, zu Bett!“ — „Was, zu Bett?“ rief ich fast laut vor Verwunderung, „ich glaubte, der Tag geht an?“ — In der Tat überzeugte ich mich, daß das eigentümliche Zwielicht, welches um nichts besser als Dämmerung war, sich auch nicht um einen Grad der Lichtskala aufgehellt hatte. — Ich zog meine Uhr heraus; — nach meiner Berechnung mußte es beiläufig sieben Uhr morgens sein; zwei Stunden mochte ich jetzt auf dem Mond sein. Aber wie erstaunte ich, als ich die zwei stahlblauen Zeiger auf dem weißen Zifferblatt, untereinander zusammengepappt, in rückläufiger Bewegung begriffen sah. Was für tellurische oder magnetische oder lunare Einflüsse diese kleine Revolution in meiner linken Westentasche verursacht hatten, weiß ich nicht — aber ich beschloß, indem ich meine Uhr wieder an ihren Platz brachte, sobald die Mondbewohner in Schlaf versunken waren, hervorzukriechen, das Fenster aufzumachen und mich womöglich nach dem Stand der Sonne zu orientieren. Aber noch aus einem anderen, für

mich schwerwiegenden Grund war mir das Zubettgehen der Leute nicht unwillkommen. Ich hatte schrecklichen Hunger. Seit mindestens zwölf Stunden hatte ich nichts gegessen und dabei eine heroische Arbeit vollendet. Wenn ich die Phrase vermeide, ich habe den Mond bestiegen — so tue ich es nur mit Rücksicht auf einen gar zu skrupulösen Leser, der den ontologischen Beweis vielleicht noch nicht für erbracht sieht! Aber so viel darf ich sagen: ich habe mindestens zwanzig Meilen in senkrechter Richtung von der Erde entfernt einen Punkt im Himmelsraum erklommen!

Mit Wonne dachte ich an die etwa auf dem Tisch zurückgebliebenen Käsrinden. Ja, ich gedachte sogar dem Keller einen Besuch abzustatten. — Freilich, wie das weiter gehen werde: ein Esser mehr unter diesen vielen Kindern, die selbst oft zu hungern schienen, — und ein Student dazu — ich vermied es, mir diesen Gedanken weiter auszumalen. Inzwischen hatten die meisten Kinder sich ausgezogen und waren in ihre Betten geschlüpft. Hie und da fiel ein Kleidungsstück aus Versehen zu Boden und damit in meinen Gesichtskreis; ich betrachtete es: lauter zerlumptes, verschossenes und durchgewetztes Zeug. Jedes Kind — ich darf dies nicht verschweigen — zog, bevor es in sein Bett stieg, sein Nachttöpfchen hervor, setzte sich im Hemdchen darauf und machte Pipi. Es waren lauter Mädchen, wie ich schon oben bemerkt habe. Die Nachttöpfe waren alle verschieden, an Farbe wie an Form; einer war gar kein Nachttopf, sondern offenbar ein kleiner Kochhafen; ich erwähne dies, weil es für mich der Beweis war für die schon oben ausgesprochene Vermutung, daß diese Geschirre alle von der Erde drunten und zu verschiedenen Zeiten heraufgeschleppt waren, weiß der Himmel woher. — Aber auch die Mädchen waren verschieden, — wenigstens an Alter. Die ältesten waren mindestens vierzehn, sechzehn und selbst zwanzig Jahre und darüber. Nur waren sie schrecklich klein;

das Haar war flachsig, die Augen wasserblau, die Haut teigig und käsweiß; so machten sie den Eindruck von Treibhauspflanzen, die keine Sonne haben. Die Jüngsten waren fast noch unbeholfene Dinger und wurden von der Mutter zu Bett gebracht. — Diese dreißig Pipichens mitanzuhören, war gewiß kein Vergnügen, der Leser darf davon überzeugt sein; auch verbreitete sich in diesem Mondzimmer nun ein nicht gerade angenehmer Geruch, dessen Grundlage übrigens Käsrinden waren. — Während so Kinder und Mutter allseitig beschäftigt waren, ging der Mondmann in einem gelben Schlafrock in langen Schritten im Zimmer auf und ab, d. h. in dem Raum, der inseits der Betten zurückblieb, den langen Tisch jeweilig zur Rechten und zur Linken. Er sprach kein Wort und schien nachdenklich; in dem gemessenen, gleichmäßigen Schritt lag etwas Würdevolles. Dabei streifte er im Auf- und Abgehen wiederholt an das Fußende des Bettes der Mondfrau, unter dem ich lag, und da er hier jedesmal umkehrte, so gab's einen kleinen Aufenthalt. Ich betrachtete mir dabei genau seinen Schlafrock, schon wegen der seltenen Farbe; aber es war gar kein Schlafrockstoff, sondern ein geblümtes, schmutziggelbes Sofazeug, wie man es Anfang dieses Jahrhunderts zum Empirestil bei den auf hohen Füßen stehenden Kanapees verwandt hatte. Ich sah auch unten am Rand, der um seine nackten Beine schlappte, ganz deutlich die kleine Lochreihe, die die Tapeziernägel darin zurückgelassen hatten. Das ganze Ding war zusammengestopft und zusammengeschnitten. — Nun, — dachte ich mir, — das paßt zum anderen! — Übrigens grübelte ich über jene phosphoreszierende Erscheinung, mit der mir der Mondmann drunten auf Erden entgegengetreten war. — Noch lange ging der hagere Alte schweigend auf und ab, — aber endlich hörte ich über mir einen Plumpser: die Bettstatt erkrachte, und das ganze Mondgehäuse kam in schwankende Bewegung: die Mondfrau

war in ihr Bett gestiegen. — Dies war auch für den wortkargen Mondmann das Zeichen zum Einstellen seiner Wanderungen; mit einem halblaut hingesprochenen „Scheußlich!“ als hätte er mit diesem Wort irgendeine geheime Gedankenreihe abgebrochen, begab er sich an seinen Gang, zog die Schlappen aus und legte sich mitsamt dem Schlafrock aufs Bett. — Es währte nicht lange und die ganze Gesellschaft lag im tiefen Schnarchen.

In Wirklichkeit bedeutete dieses Schnarchen für mich gar nichts; wenigstens keine Sicherheit. Für mich war die Frage: Schnarcht oder schläft der Mondmann? Dieser magere, geheimnisvolle Mensch — schien mir — hatte zu viel Gedanken im Kopfe, um schlafen zu können. Wegen der Mondfrau und der Kinder war mir gar nicht bange. Das heißt: die Mondfrau schnarchte, das hörte ich zu mir herunter. Und die Kinder — nehmen wir selbst an, es wäre eines durch meine Gegenwart aufgewacht und hätte geschrien: „Papa!“ oder „Mama! Es läuft ein zweiter Mondmann, ein zweiter Papa im Zimmer herum!“ — denn hätten die Kinder sich anders ausdrücken können nach ihren Mondbegriffen? — Was wäre geschehen?? Ich wäre schnell unter mein Bett geschlüpft und das Kind hätte wegen unzeitiger Störung der Nachtruhe von Mama oder Papa eine Ohrfeige bekommen. — So stand also die Sache, als ich mich leis wie eine Ratte mit dem Oberkörper unter dem Bett der Mondfrau hervorbog, gegen den Gang zu, der zwischen den zwei großen Betten lag, und mit auf die Hände gestütztem Körper mich vorsichtig dem Bette des Mondmannes in Matratzenhöhe näherte. Ich bemerke nur, daß es nicht Nacht war, sondern Dämmerung. Weiß der Himmel, was es für eine Bewandtnis mit dem Ausbleiben der Sonne hatte, oder was auf dem Mond für besondere Verhältnisse existierten, aber es wurde weder Tag noch auch ganz Nacht. Also mußte ich vorsichtig sein. Entdeckte mich

der Mondmann, dann war mir das Schicksal Hephästos', an einem Fuße gepackt und vom Himmel auf die Erde geschleudert zu werden, möglicherweise sicher; die Tür war ja dicht neben dran! — Oder weiß einer von den Lesern, ob die Leute auf dem Mond einem muskelstarken Schlag angehören? Ich weiß es nicht. — Doch ich hatte Glück! Der Mondmann schnarchte nicht, aber er schlief; seine langsamen, regelmäßigen Atemzüge bekundeten mir dies unwiderleglich. Ich kroch unter mein Bett zurück und verließ dann an dessen Fußende mein schwarzes Gefängnis, dessen Aufenthalt mir während der letzten Viertelstunde noch der reichlich gefüllte Nachttopf der Mondfrau etwas vergällt hatte. Mein erster Gang war zum Fenster: Alles lag in schwindelhafter Ferne; kein Baum, kein Strauch, keine Wolke, nicht einmal ein Nebel; weder Ton noch Geräusch, kein Vogel, kein Sonnenstrahl, nur in weiter Ferne einige scharf blitzende Gestirne auf einer dunkelvioletten Wand. Gott! — sagte ich zu mir — welch ein Leichtsinn, sich auf eine so unberechenbare Bahn begeben zu haben! Ebensogut konnte man sich ja von einem Lämmergeier in die Lüfte entführen lassen! Ich dachte an meine Hausfrau in Leyden. Sie erschien mir in den süßesten Farben. Welch ein edles Herz, sagte ich zu mir, trotz aller langen Zähne, trotz allen Gekeifes, aller giftigen Blicke und teuflischen Gewohnheiten. — Eines war sicher — dies lehrten mich die Sternbilder, von denen ich einige erkannte — ich befand mich im Weltall. Ich befand mich auch noch im Bereich der Anziehungskraft der Erde oder sonst eines respektablen Weltkörpers, denn sonst wäre ja unsere kleine Mondbaracke längst zerschellt an der Oberfläche irgendeines streunenden Gestirns, während hier im Innern alles auf stabile und geordnete Verhältnisse hinwies. Einige Bettladen waren aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts, dies ließ sich trotz ihrer Ärmlichkeit an einigem Schnörkelwerk in den Füllungen fest-

stellen; ebenso war die gewölbte Konstruktion der Decke ein verunglücktes Ingenieurstück von hohem Alter; also mußte diese kleine, in verdünnter Luft schwimmende Holzbude sich doch eine gewisse astronomische Existenz im Himmel verschafft haben.

Aber wo war die Sonne? Dieser Quell alles Lichts, alles Lebens und aller Bewegung! — Ich hätte zu gerne das Fenster aufgemacht, aber was konnte da nicht alles passieren! Vielleicht hatten wir hier drinnen verdünnte Luft, und beim Öffnen wäre die äußere mit der Vehemenz einer Explosion hereingestürzt und hätte alles drunter und drüber gebracht! Was mir auffiel: ich fror nicht. Draußen auf der Strickleiter hatte ich heftig gefroren. Da nirgends ein Feuer, ein Licht oder ein Ofen war, so mußte die Wärme anderswoher kommen. Ich blickte um mich. „Dreißig Kinder," sagte ich mir, „in einem so engen Raum zusammengepfercht — die zwei Mondleute und ich macht dreiunddreißig! — Das gibt schon aus! Solange Nahrung vorhanden, ist eine gegenseitige Erwärmung nicht ausgeschlossen! Aber sie genügt nicht, um die äußere Abkühlung des Mondhauses in dieser verdünnten Region, noch dazu bei den die Ritzen der schlechtschließenden Türen und des Fensters, wettzumachen."

Ich machte einen Gang durch den Innenbettraum des Zimmers; meine Stiefeln hatte ich unter dem Bett der Mondfrau zurückgelassen. Es fiel mir auf, daß die andere Seite, die Bettreihe gegenüber dem Fenster, schon in der Luft wärmer war als die Fensterseite. Dort schliefen die kleineren Kinder, ich zwängte mich durch zwei dieser Bettladen durch und befühlte die Holzwand, wo das gestohlene astronomische Bild hing; sie war badwarm. „Ich lass' mich hängen," rief ich leise vor mich hin, „wenn auf dieser Seite nicht die Sonne steht!" Ich versuchte durch eine Ritze zu spähen, aber da war alles dicht vermacht; es schienen dicke Lagen von Werg und son-

stigem schlechtleitenden Füllmaterial dazuliegen, auch roch die ganze Wand stark nach Teer. — Nun, wenn dort die Sonne steht — sagte ich zu mir —, wird sie schon hervorkommen, oder der Mond wird sich zu ihr hinüberdrehen. — Beim Zurückgehen aus meiner Bettladenenge fiel mein Blick auf eines der schlafenden Kinder. Mich frappierte die Gesichtsbildung, die insofern eine sehr tiefe Entwickelungsstufe aufwies, als gerade die äußeren Sinnesorgane wie Ohren, Augen, Nase, nur durch minimale Läppchen oder Erhebungen sich anzeigten, im übrigen aber der Schädel mitsamt dem Gesicht eine kreisrunde Kugelform einhielt. Da die meisten Kinder, in tiefen Schlaf versunken, mit hochgeröteten Backen dalagen, so machte es den Eindruck, als wären von den runden, holländischen Käsen einige mit kleinen Einschnitten versehen oben an dem Anfang des Plumeaus hingelegt worden. Ich konnte mir nicht versagen, die Rundtour um diese Betten zu machen, um bis zu den erwachsenen Mädchen zu kommen: überall die gleichen Pfannkuchengesichter, der Mund meist ein nach oben gekrümmter Halbkreiseinschnitt, die Nase eine plattgedrückte Zwetschke mit rechts und links einem kleinen Loch, die Augen zwei Schlitzchen, die Ohren zwei Läppchen. Dagegen macht man sich auf der Erde keinen Begriff von dem wunderschönen Goldglanz dieser Kinderhaare, ebenso war ihre Haut von seltener Reinheit und Glätte. — Inzwischen machte sich aber mein Hunger in immer heftigerer Weise bemerkbar. Ich habe wohl oben nicht erwähnt, daß ich schon, als ich vom Fenster wegging, auf meinem Weg zur gegenüberliegenden Seite den Tisch befühlte, um die unangenehme Entdeckung zu machen, daß die Mondfrau sämtliche Speisereste bis auf die letzte Käsrinde zusammengescharrt hatte. Was tun! — Ich wußte wohl, wo Käse waren, drunten im Keller! Aber war es nicht im höchsten Grade gewagt, einen Raum in der Dunkelheit zu betreten, von dem ich wei-

ter nichts wußte, als daß er den Hohlraum eines Kugelabschnitts darstelle, mit anderen Worten muldenförmig sich vertiefe? Und dies nur vermutungsweise?!

Stärker jedoch als diese Erwägung erwies sich mein Hunger. Die Klappe, das wußte ich, lag gerade vor dem Fußende des Mondmannbettes; ich begab mich also auf allen vieren in diese gefährliche Gegend. Nach langem Tasten in der Dunkelheit fand ich einen eisernen Ring. Ich hielt ihn für den Griff und zog und ich hatte mich nicht getäuscht. Auch war die Tür nicht verschlossen — für wen denn auch? — Aber in dem Moment, als ich die Tür etwas hob — mit gespreizten Beinen über ihr stehend —, kam aus der Ecke das halb hingezischte Wort „Scheußlich!" — Vor Schrecken ließ ich die Tür fallen; ein dumpfer Schlag! — Dann lautlose Stille. Mein erster Gedanke war, eine weitere Person sei auf dem Mond und habe alles — vielleicht vom Dach aus — mit angesehen. Dann erinnerte ich mich, daß das ja das Wort war, mit dem der Mondmann zu Bett gegangen war. — Zum Glück blieb alles still. Bald hörte ich wieder von allen Seiten regelmäßige Schnarch- und Atemzüge und machte mich neuerdings an die Arbeit. Es gelang mir, die Falltür bis zur rechtwinkligen Lage emporzuheben, ich hätte aber beinahe wieder Malheur gehabt, da das eine Scharnier losgerissen war. Ein schwarzes Loch gähnte mir entgegen, ohne die Spur einer Beleuchtung. Ich lehnte die Tür vorsichtig an die nächste Kinderbettstatt und stieg mit größter Vorsicht hinunter, um nicht mit dem Poder an einen unerwarteten Gegenstand zu stoßen. Ein süßlich-bitterer Geruch nach Käse und Teer empfing mich. Unten angelangt ging ich, im Glauben, daß das Schwierigste vorüber sei, etwas zu eilfertig, wiewohl tappend, nach vorwärts und fühlte plötzlich einen heftigen Schlag vor der Stirn. Erschreckt griff ich in die Luft und faßte ein Querholz, welches, wie

es schien, als Handgriff mit einem Triebrad, ähnlich wie bei einem Ziehbrunnen, in Verbindung stand. Obwohl ich fast betäubt vor Schmerz war, lauschte ich doch erst, ob der Krach nicht oben im Mondzimmer vernommen worden, um dann, unbekümmert um die abenteuerliche Windmaschine, vom Geruch geleitet, meinen Weg zu den Käsen fortzusetzen. — Richtig! Da lagen etwa ein viertel oder ein halbes Hundert von den bekannten roten kugelrunden Käsen! Wie eine Braut umarmte ich diesen kostbaren Haufen; waren sie doch das einzige, das noch vor zwölf Stunden mit mir auf der Erde weilte und den fürchterlichen Anstieg da herauf in Gemeinschaft mit mir zurückgelegt hatte! Ich zog also sofort mein Taschenmesser heraus, um den, der mir gerade im Weg war, anzuschneiden. Neue Enttäuschung! Mein Messer war, magnetisch vermute ich, festgefroren, die Klinge war im Heft eingekeilt und unbeweglich. So machte ich mich nach Art der Ratten an meine Mahlzeit und verspeiste mit großem Behagen etwa ein Drittel des Käses. Es fiel mir auf, daß ich weder das Brot vermißte, noch auch durstig war. Wer von den Lesern so gelehrt ist, mag es mit meteorologischen Verhältnissen erklären, ich kann es nicht. Ich hatte den Rest meines Käses schon zum Haufen geworfen und den Rückweg angetreten, der mir, wie überhaupt jede Bewegung in diesem Mondteller, sehr erleichtert wurde, da der überall abschüssige Boden mit einem eigentümlich-weichen Stoff belegt war, als mir ein neuer Gedanke kam: Wenn die Mondfrau morgen oder eines Tages den angebissenen Käse findet, kommt sie unnötigerweise auf die Spur meiner Anwesenheit, es sei denn, daß Ratten heroben sind! Nimmst also den angebissenen Käse mit hinauf — sagte ich mir —, droben riecht es sowieso nach Käse. Ich ging zurück, fand erst nicht den Haufen, stieß an eine Kiste, die schepperte, als wenn eiserne Werkzeuge drinnen wären, zog mich hastig zurück und schlug eine

andere Richtung ein, kam schließlich in der Dunkelheit zwar an die Käse, aber an eine ganz andere Stelle als vorhin, griff überall herum, fand aber keinen angebissenen Käse. Der Haufen war doch größer, als ich dachte, es mögen wohl neunzig oder hundert Stück gewesen sein! Ich kroch über den ganzen Haufen und suchte und suchte, der angebissene Käse erschien mir nun von der größten Wichtigkeit. Zum Glück hatte ich keine Stiefel an und konnte also die übrigen Käse nicht verletzen, höchstens rote Hosenknie bekommen.

Während ich mitten im Herumwühlen war, machte es oben im Wohnzimmer plötzlich einen Satz wie aus dem Bett, und dann fiel ein menschlicher Körper mit fürchterlicher Vehemenz auf den Fußboden. Ich glaubte, der Mondmann sei epileptisch geworden, hörte aber gleich darauf seine Stimme jammern und wehklagen. Nach einem anfänglichen Fluch, den ich vergessen, der sich aber nicht auf irdische Dinge bezog, rief er halb stöhnend, halb verwünschend immer nur die Worte: „Die Leiter! — Mutter, steh auf! — Schnell! — Unser Mondband — unser Erdenstrick! — Mutter! — Die Strickleiter! — Steh auf!" — Im gleichen Moment stürzte er kopfüber zu mir in den Käskeller herab. Wahrscheinlich hatte er geglaubt, die Falltür sei zu. Im Begriff, die Mondfrau zu wecken, war er dann arglos darüber hinweggeschritten und so hineingestürzt. Aber zu meinem Entsetzen tappte der Mondmann, der sich mit einem Fluch wieder erhoben hatte, auf mich zu. Ich glaubte schon, er habe mich gewittert, durch den Geruch entdeckt, und suche nun nach mir, wie der Riese, der im Märchen ins Zimmer tritt mit den Worten: Ich wittere Menschenfleisch! Doch blieb er in der Mitte des dunklen Raumes stehen und machte sich an der seltsamen Aufwindmaschine zu schaffen, die er unter großem Stöhnen seinerseits und unter großem Knerzen seitens der ganz aus Holz gefertigten Vorrichtung in Gang brachte. Jetzt kam auch

die Mondfrau heruntergeschlappt: „Du vergeßliches Mannsbild! Du Träumer, Sterngucker, Faulenzer, Essiggesicht! Wenn einer von den Käsleuten heraufsteigt und brennt uns die Bude unterm Arsch an, dann haben wir's!" — „Mutter," sagte der Mondmann kleinlaut, „sag' nicht Bude! — Zieh!" — „Bude, sag' ich, warum läßt du alles verkommen? Galgenstrick!" — „Mutter, sag' nicht Galgenstrick! Zieh!" — „Galgenstrick, sag' ich, Hungerleider!" — „Mutter, sag' nicht Hungerleider, zieh!" — So ging es wohl eine halbe Stunde lang, das gegenseitige Schimpfen und Abwehren. Und dabei fortwährendes Keuchen und Stöhnen, Knerzen und Quieksen. Die Mondfrau hatte sich allmählich auf die andere Seite begeben, wo vermutlich ein zweiter Handgriff zum Treiben angebracht war. — Die Strickleiter! dachte ich. Ja, ich hatte sie auch vergessen! Hunger, Müdigkeit, Kälte, Anspannung aller Sinne — wer hätte da an die Leiter gedacht, nachdem man einmal oben war? Aber was hätte geschehen können, überlegte ich weiter, wenn jemand von der Erde, vom „großen Käs", wie die Leute sich ausdrückten, heraufgestiegen wäre? Freilich, in der Nacht auf dem einsamen Feld zwischen D'decke Bosh und Leyden hätte sie kaum jemand entdeckt. Aber es mußte ja jetzt Tag sein drunten auf der Erde, und die hanfene Leiter schleifte vielleicht durch irgendeine westfälische oder deutsche Stadt. — Ich weiß nicht mehr genau, wie lange das Heraufziehen der Leiter währte. Aber nach eineinhalb Stunden etwa verließen Mondmann und Mondfrau keuchend und dampfend den unterirdischen Raum. Die Frau schmiß wieder mit einem fürchterlichen Schlag die Kellertür zu. Ich blieb drunten. Und weiter wurde die Nachtruhe dann nicht mehr gestört.

Der Leser, der hier einen Absatz findet, wird vielleicht sagen: ich solle schließen und meine erlogenen Geschichten und schwindelhaften Einbildungen wo anders anbringen. Der

Leser wird diese Ansicht mit sich auszumachen haben. — Meine Pflicht ist: mitzuteilen, was ich als Augenzeuge erlebt habe; erlebt, ganz gegen meinen Willen! Und für dieses Erlebnis muß ich heute einen kranken Körper mit grauen Haaren, trübem Blick, verwirrtem Geist und einer unüberwindlichen Abscheu gegen Käse herumschleppen! Niemand wird von mir eine Klage hören über ein Geschick, welches ich ganz allein mir und einem unbegreiflichen Leichtsinn zuzuschreiben habe. Aber niemand wird mich auch vermögen, mit Rücksicht auf einen ermüdeten oder ungläubigen Leser oder einige Astronomen, deren Lehrbücher und Berechnungen im schroffsten Widerspruch mit dem von mir Gesehenen stehen, Mitteilungen zu unterlassen, deren Inhalt von der größten Wichtigkeit ist für die Menschheit, für die Erde, für den Mond, für die Verbindung zwischen Erde und Mond, für die Verproviantierung dieses Himmelskörpers, für die Abhängigkeit der Gesichtsbildung von der Art der Nahrung, für den Einfluß von meteorologischem Magnetismus auf Taschenmesser und für manches andere! — Hab' ich vielleicht durch irgendwelche vorschnelle Schlüsse oder Annahmen dem Leser Veranlassung zum Mißtrauen gegeben? Bin ich nicht mit der größten Vorsicht, Ruhe und Objektivität vorgegangen? Hab' ich nicht den Mondmann, als er zuerst auf dem Ackerfeld zwischen D'decke Bosh und Leyden niederstieg, sogleich als Hopfenhändler und Getreidebauer, und zwar so lange in Anspruch genommen, bis unbegreifliche Ereignisse diese Annahme fernerhin zur Unmöglichkeit machten? — Alle diese Fragen muß der Leser zu meinen Gunsten beantworten. Dann hat er aber auch kein Recht, mich hier zu unterbrechen!

Aber alles nimmt zuletzt ein Ende! Auch die holperige Nacht auf den Käsen im Mondkeller nahm ein Ende. — Wenn jedoch der Leser glaubt, daß sich damit meine Situa-

tion gebessert habe, oder daß ich in das Wohnzimmer hätte zurückkehren können, so irrt er sich. — Wie wäre dies auch möglich gewesen! Nach der aufgeregten Szene zwischen den beiden Mondgatten an der Aufziehmaschine wäre es doch Wahnsinn gewesen, die Kellerklappe, bei der ein Scharnier gebrochen war, aufmachen zu wollen, da es doch so gut wie sicher war, daß die beiden Leute für diese Nacht vor Aufregung kein Auge mehr schließen würden. Also blieb mir nichts anderes übrig, als drunten zu bleiben und meinen angebissenen Käs zu suchen. — Aber, wie gesagt, die Nacht ging zu Ende. Daß sie zu Ende war, merkte ich übrigens nur aus dem über meinem Kopfe entstehenden Leben und Treiben; nicht etwa aus einer beginnenden Helle, denn so viel wird der Leser behalten haben, daß im Mondkeller kein Fenster war. Aber es war auch fraglich, ob es oben im Mondzimmer hell war; denn wenn die Sonne hätte kommen können, so mußte sie doch in den ersten zwölf Stunden nach meinem Heraufstieg schon gekommen sein! — Dieses Leben und Treiben über meinem Kopfe war übrigens merkwürdig genug: ein Geklopfe, ein Gerutsche, ein Getrappe, ein Hin und Her, daß man hätte eine Fabrik vermuten können. So viel war sicher, daß einer außerhalb der Stube auf dem Dach war und dort klopfte und hantierte. Was, das wußte ich nicht.

Übrigens war mein Plan für den nächsten Tag gemacht; mit meinem angebissenen Käs in der Hand beschloß ich, mich unter die Treppe der Kellertür zu legen und, sobald jemand herabsteige, zu sondieren, wie die Beleuchtung oben sei. War es das Zwielicht, in dem ich die ersten sechs Stunden in der Mondstube verbrachte, dann wollte ich die Gelegenheit benutzen, um mich hinauf unter mein Bett zu stehlen. Herunterkommen mußte jemand, denn sie mußten doch zum Mittagessen Käse holen. Inzwischen versuchte ich mich in dem Mondunterraum etwas zurechtzufinden. Da war einmal die schon

erwähnte Aufwindmaschine. Es wird sich niemand wundern, wenn ich sage, ich ging ihr so viel wie möglich aus dem Wege; denn abgesehen von meinem nächtlichen Zusammenstoß mit ihr, war mir das Quiekssen dieses ungeschmierten Holzkastens ein Greuel. Auch war mir ihre Konstruktion herzlich gleichgültig; schon deshalb, weil eine unvorsichtige Berührung von meiner Seite den Einstellmechanismus, den ich ja gar nicht kannte, hätte auslösen können, wobei die Maschine durch das irgendwie angespannte Strickleiterende in eine rückläufige Bewegung gesetzt, und damit die Leiter selbst infolge ihrer Schwere in einem Nu gegen die Erde zum Abraspeln gebracht werden konnte. Hier ging ich also herum wie vor einem Gespenst. Wenn nur nicht so wenig Platz dagewesen wäre! Hinter mir im Rückteil des Kellers lagen die Käse. Von ihnen aufbrechend traf ich zuerst auf den weich ausgelegten Boden, von dem ich oben schon sprach, und der eine ganze Kellermulde rings um die in der Mitte plazierte Maschine bedeckte. Ich kroch auf allen vieren, um nirgends anzustoßen, und konnte so diesen weichen Stoff besser untersuchen: es schien eine Art Garn oder fremdartige Wolle zu sein. Sie war in Strähnen oder Bündeln geordnet, geflochten und, damit die Flechtung nicht aufginge, noch geknüpft. Darin lag nichts Absonderliches, ähnlich machen wir es unten auf der Erde ja auch; was mir aber auffiel, war, daß immer nur einzelne Stücke so gleichartig äußerlich behandelt waren; dann kam eine Reihe, darin war die Knüpfung eine andere, oder aber die Stücke waren dicker und schwerer; dann kamen wieder welche, da war der Faden oder die Wolle, ich bin da nicht Kenner genug, viel feiner. Bei anderen merkte man schon aus der Berührung, daß sie ganz anderswoher seien, die Fabrikation war eine andere. Kurz, die Stücke, war es nun Garn oder Hanf oder Baumwolle oder Kokosfaser, waren nicht hier oben aus dem Rohmaterial gearbeitet, sonst wären sie gleich-

artig geschlungen und geknüpft worden. Wenn die Stücke aber nicht heroben gearbeitet worden waren, dann kamen sie von der Erde, und dann, wohlgemerkt! kamen sie aus verschiedenen Fabriken oder Kaufläden, mindestens aus fünf oder sechs! So viel für jetzt über das merkwürdige Garnlager der Mondfamilie, — ich komme darauf zurück. Zur Rechten, wenn ich der Windmaschine auswich, traf ich auf eine mäßig große Kiste; sie enthielt Nägel, verrostete Klammern, Bandeisen, eine halbe und eine ganz neue Zange, einen ungewöhnlich schweren Schmiedehammer, den nur ein sehr kräftiger Mann mit einer Hand handhaben konnte, diverse Kloben, Schrauben, Mutterschrauben und dergleichen. — Wenn ich an das Gehämmere und Geklopfe dachte, das noch in diesem Moment zu mir herunterschallte, so war es klar, daß diese Kiste noch immer nicht das gesamte Handwerkszeug des Mondhauses enthielt. Weiterhin traf ich unter der Kellerstiege, vorsichtig hingelegt, auf ein großes Blechgefäß mit Teer, dessen penetranter Geruch schon in der vergangenen Nacht beim ersten Betreten des Mondkellers mir den Vorgeschmack an den Käsen verbittert hatte. Ein Stück Holz zum Rumrühren stak drin. Weiter, auf der linken Seite, fand ich eine ziemliche Menge schwarzer, knisternder Platten an die Wand gelehnt, die ich sofort am Gefühl und Geruch als teergetränkte und mit Sand überzogene Dachpappen erkannte. Die macht der Alte jedenfalls selbst, sagte ich mir, bestreicht sie, trocknet sie und hebt sie hier auf. Ihre Verwendung konnte wohl nur das Monddach betreffen; ich sollte aber später noch ganz anderes darüber erfahren. — Und nun, indem ich den Kreis im Umgang des Kellers vollendete, kam ich zu meinen Käsen zurück. — Ich war aber nicht so bald dort angelangt, als die Klappe geöffnet wurde und der Mondmann lang und steif herunterkam. Für diesmal hatte ich es jedenfalls versäumt, mich wieder in das Wohnzimmer zurückzu-

schleichen. Denn ich konnte es unmöglich wagen, neben dem Mondmann vorbeizukommen. Dieser ging ziemlich rasch und mit genauer Ortskenntnis um die Maschine herum zu der Kiste, in der er ziemlich lange unter Zuhilfenahme einiger mir unverständlicher Flüche herumkramte. — Ich blickte durch die offene Klapptür nach oben: es war natürlich sehr hell im Wohnzimmer, wenigstens kam es mir bei der unten herrschenden völligen Dunkelheit sehr hell vor. Dennoch war ich fest überzeugt, es sei keine eigentliche Tageshelle, da ich mir nicht denken konnte, warum die Sonne jetzt auf einmal kommen sollte, nachdem sie vor sechs Stunden ausgeblieben war. Auch war ich überzeugt, die Sonne stehe auf der anderen fensterlosen Seite des Mondes, so daß ein direktes Licht ausgeschlossen war. — Inzwischen war der Mondmann mit einigen Kloben und Nägeln wieder nach oben gegangen. Ich nahm jetzt meinen drittels aufgegessenen Käse zur Hand und stellte mich unter die Stiege neben das Teerfaß. — Indem ich so meinen Käs in sitzender Stellung wie einen Gummiball zwischen den Beinen hielt, begann ich in der Dunkelheit wieder zu sinnieren. Wie kommt der Mann, sagte ich mir, zu seinen Käsen? Sollte er sie kaufen, wie ein anständiger Hausvater bezahlt, was er verzehrt? Höchst unwahrscheinlich! — Ich vergegenwärtigte mir noch einmal, wie der glänzende, phosphoreszierende Mondmann nach Zuschaufeln des Grabes unten auf der Erde zuletzt wie ein einfacher, dunkler Mensch wegging. Das war mindestens elf Uhr nachts: um diese Zeit sind in Leyden gar keine Geschäfte mehr offen! Es ist richtig, Leyden hat gerade in diesen runden Käsen große Exporthäuser; aber wie zu ihnen gelangen? Sollte er mit einem der Verwalter ein unredliches Abkommen? — Nein, gewiß nicht! Was könnte denn der arme Mondkletterer dem Mann als Gegenleistung bieten? Nichts! — Ja, wenn der Mond aus Gold bestünde, wie manche

alte Sage zu erzählen weiß, — aber, aus was der alte Mond besteht, das sah ich ja! Eine alte, geschwärzte, teerüberzogene Holzbaracke! — Nein, nein! — Der Mondmann wird schon recht gehabt haben, als er gleich nach seiner Ankunft seiner scheltenden Frau gegenüber auf seine Magerkeit verwies! Er kam nur durch seine Magerkeit zu den Käsen! Er würde schon sein bestimmtes Loch haben, durch das er in einen der großen Vorratskeller in Leyden eindringt, vielleicht ein Zugloch zum Trocknen der Käse, das der betreffende holländische Baumeister nicht noch kleiner machte, weil er die Unmöglichkeit diebischen Eindringens an dem Leibesumfang seiner eigenen Landsleute abmaß. — Und der arme Teufel von einem Mondmann darf sich nicht satt essen, um sich nicht der Möglichkeit zu berauben, seine Alte da heroben mit ihren dreißig Jungen mit Nahrung zu versehen! „O elende, miserable Himmelsexistenz!“ rief ich vor Entrüstung ganz laut aus. Da rief dicht über mir eine rauhe Stimme: „Muß denn den ganzen Tag gefressen sein?“ — Es war die Mondfrau, die die Klappe geöffnet hatte und jetzt die fünf oder acht Stufen schwerfällig herunterschlappte. — „Den ganzen Tag gefressen sein?“ wiederholte sie halblaut für sich, indem sie die Richtung nach den Käsen einschlug. Bei dieser Gelegenheit glaubte ich zu bemerken, daß die Mondfrau ziemlich kurzsichtig war, ein Umstand, der mir, neben der schon früher festgestellten Taubheit des Alten, durchaus willkommen war. Aber, ohne diesen Gedanken weiter zu verfolgen, benutzte ich die Abwesenheit des Alten auf dem Dach, und das Beschäftigtsein der Mondfrau bei den Käsen, um ohne viel Federlesens strümpfig in die Mondstube hinaufzueilen. Aber Lots Salzsäule konnte nicht fester angewurzelt stehen als ich oben auf der Treppe, — denn vor mir stand kerzengerade, und jedenfalls ebenso erstaunt wie ich, das große, älteste Mondmädchen. Ich werde dieses Gesicht in meinem Leben nie ver-

gessen, denn trotz allen Schreckens überwog doch noch mein neugieriges Erstaunen über dieses Geschöpf: ein harmloses, vollgefressenes Bauerngesichtchen mit kugelrunden Backen, blöden, geschlitzten Äuglein und etwas motzig heruntergezogenen Mundwinkeln. Die Haut von mehligem Aussehen, die Farbe käsweiß, die Haare flächsern, die Wimpern fast farblos. — So starrte das Mädchen mich an und ich das Mädchen. Ich selbst bin leider von Statur etwas klein; das Mondkind war in dieser hohen reinen Luft ziemlich hochaufschossen und ging über mich hinaus. Und dieser Größenunterschied ließ beim besten Willen nicht bei mir das Gefühl der Überlegenheit aufkommen; ich fühlte, daß ich dem Kind nicht imponieren konnte. Abgesehen von dem unangenehmen Gedanken, nun entdeckt zu sein, kam ich mir als der Geringere vor; so mächtig wirkte das schlanke naive Mondkind auf mich ein. Aber nur einen Moment, denn gleich darauf, und bevor sich noch die Mondfrau unten der Stiege näherte, verzog sich der anfangs vollständig gleichgültige Gesichtsausdruck meines Gegenüber in ein freudiges, halb erstauntes, halb blödsinniges Lächeln, wobei sich die Ecken des winzig kleinen Mundes nach oben richteten, und kleine Fältchen rechts und links außen an den Äuglein auftraten. Gleichzeitig hob das Kind tastend den Arm auf, um nach mir, wie nach einem Zuckerwerk, zu langen. Ich wußte genug: das Mondmädchen war so naiv, harmlos und unerfahren, daß es — man verzeihe den Ausdruck — wie eine Idiotin meine Anwesenheit weder nach Furcht noch nach Schrecken abschätzen konnte. Es fehlte ihr der Begriff einer möglichen oder denkbaren Erscheinung wie der meiner Person. Und als mein Blick — nur für eine Sekunde — rings das Zimmer streifte, sah ich an die anderthalb Dutzend solcher lustiger Mondgesichtchen auf mich zublinzeln, weggewendet von der Arbeit des Hanfspinnens, — denn alle Kinder spannen Hanf. Jetzt ließ sich die Mondfrau hören.





Schnell entschlossen schlüpfte ich um das blöde Kind herum und warf mich schleunigst und mit pochendem Herzen unter die Bettlade, wo tausend Gedanken auf mich einstürmten.

So! — Also die Kinder spinnen! — Also ist das ganze Hanfmaterial unten im Mondkeller zum Spinnen bestimmt?! — Und was spinnen die Mondkinder? — Stricke! Und zu was drehen sie Stricke? — Nun, damit der Papa hinuntersteigen kann, Käse zu holen! Eine ganze Strickleiter, die bis zum Mond reicht, findet man ja doch nicht auf der Erde, daß man sie stehlen könnte! — Vollends eine geteerte! Weshalb denn geteerte? — Nun zum besseren Anhalten! — Und dann noch mit Sand bestreut! — Weshalb denn mit Sand bestreut? — Nun, zum noch besseren Anhalten! — So, so! — Also die Strickleiter! — Natürlich, sie muß ausgebessert werden! — Ewig hält so ein Ding nicht, gar wenn man sie so strapaziert! — Und die Kinder spinnen die Reservestricke — und der Alte dreht die dicken Stricke und lötet sie zum Ganzen! — Und dann streicht er's mit Teer an! — Und dann sandet er auch die ausgebesserten Stücke. — Hat sich denn irgendwo ein Sack Sand gefunden? — Wird schon irgendwo stehen! — Also die Strickleiter, die wird wenigstens heroben gemacht! — Und den Hanf dazu? — Nun, den stiehlt er natürlich, das zeigen ja schon die verschiedenen Fabrikate! — Herr Gott, sind aber die Kinder dumm! — Nun, zum Hanfspinnen und Käseessen gescheit genug! — Trotzdem ist es traurig! — O nein! Zu was sollen sie gescheiter sein als nötig? Zumal sie glücklich sind: ihr blödes Lachen verrät dies wenigstens! — Ob das große Mädchen dich wohl anzeigen wird? — Gott bewahre! Wie kann sie das? Ebenso könnte ein Lamm von einem Wolf eine Anzeige machen, den es zum erstenmal sah!

Dies waren ungefähr meine Gedanken. Der Leser möge mir zugute halten, daß ich sie hier so ohne Umschweife aus-

gekramt. — Die Mondfrau war jetzt nach oben gekommen und schmiß nach ihrer Art die Klapptür zu; im Schurz hatte sie einige Käse und in der Rechten mehrere von den geteerten Dachpappen. Es war offenbar Essenszeit. Und offenbar hatte eines der Mädchen zu früh Hunger bekommen. Darauf bezogen sich die Worte der Mondfrau, mit denen sie in den Keller hinunterstieg: „Muß denn den ganzen Tag gefressen werden?" — Das Mondfenster war offen, zum erstenmal seit meiner Anwesenheit. Es war nicht kalt, sogar ganz erträglich. Aber keine Spur von Tageslicht, keine Spur von Sonne. — Die Mondfrau hatte die Käse — ich weiß nicht mit was für einem Instrument — auseinandergebrochen und an die Kinder, die ihr höchst einfaches Spinngerät beiseitegelegt hatten, verteilt. Sie selbst nahm, ein Stückchen Käsrinde im Munde, einige der Pappscheiben, ging ans Fenster und rief: „Papa, komm dann zum Essen!" Der Mondmann, der die ganze Zeit auf dem Dach und an den Seitenflächen herumgehämmert hatte, kletterte heran, streckte von oben die Hand herein und nahm die geteerten Tafeln ohne ein Wort der Erwiderung in Empfang. „Komm dann zum Essen!" sagte die Hausfrau noch einmal halblaut. Der Mondmann stieg aber weder herein, noch kletterte er wieder hinauf, sondern begab sich zu meiner größten Verwunderung auf die untere Mondfläche, wo er mehrere der Platten mit wuchtigen Hammerschlägen befestigte. Der so um das Holzgerüste des Mondes gelegte Teerüberzug war ja gewiß verständlich, da er ein vortreffliches Schutzmittel gegen Wind, Regen, Sonne, elektrische Entladungen und alle Art Niederschläge abgab. Weniger begreiflich war mir, wie sich der fleißige Mann da unten halten konnte. Sollte die Anziehungskraft dieses doch nur mäßig großen Mondkörpers genügen, einen allerdings spindeldürren Menschen an der Oberfläche festzuhalten? Oder war der in Jahren doch schon vorgerückte Mondmann ge-

lenkig genug, um sich an den sandüberstreuten Teerflächen festzuhalten?

Das Schmatzen der Kinder machte mich hungrig. Ich holte meinen Käs, der zwischen den Schlappen der Hausfrau und ihrem Nachttopf lag, hervor und biß herunter, so gut es eben ging. Das Schlagen und Hämmern unter mir ging immer fort. Es war, als ob er den ganzen Mond neu überziehen wollte. Von den Kindern liefen einige zu den Nachttöpfen, andere hatten ihre Spinnarbeit wieder aufgenommen. Vom Spinnrad war natürlich keine Rede; ich glaube, das eine Kind hielt ein Ende mit der Hand fest, während das andere die Flechtarbeit machte. — Es mußte wohl schon Nachmittag sein. Die Mondmutter war am Tisch eingeschlafen, als endlich der Mondmann durch das Fenster hereinstieg, glühend und mit perlender Stirn. Beim Sprung auf den Boden erwachte die Alte. „Was," sagte sie, „brennt heute so die Butterkugel?" — „Oh, scheußlich!" antwortete der magere, keuchende Mann und ballte die Faust gegen die fensterlose Rückseite der Stube. „Papa, hebe nicht die Hand auf gegen sie!" mahnte die Hausfrau in ernstem Tone. — „Ach!" erwiderte der Mondmann mit einer wegwerfenden Geste und ließ sich auf die Bank kraftlos niederfallen. Die Mondfrau schob ihm einen angebrochenen Käsballen hin. — Was? Butterkugel? dachte ich. Der Mann kommt so verschwitzt und ermattet herein, als hätte er in der glühendsten Hitze gearbeitet, und schimpft und droht mit der geballten Faust gegen die Butterkugel? Was meint er damit? Meint er die Sonne? Und steht wirklich die Sonne drüben auf der Mondrückseite? Warum kommt sie denn nicht herüber, oder weshalb kommt der Mond in seiner von den Astronomen hartnäckig behaupteten Drehung nicht zu ihr hinüber? Ich muß dem Leser offen gestehen, ich konnte über die physikalischen, meteorologischen und astronomischen Bedingungen, unter denen unser Erden=

trabant steht, hier oben nicht klar werden. Mein Respekt vor den gelehrten Vertretern dieser Disziplinen auf der Erde unten wuchs auf dem Monde nicht.

Ich war jetzt vierundzwanzig Stunden auf diesem luftigen Holzballon droben. Wenn ich auch einen Teil davon im Keller zubringen mußte, so konnte ich doch die wesentlichen Vorgänge, die sich im Mondzimmer abspielten, beobachten. Freilich nicht alle: so hätte es mich wohl interessiert, wo die Mondfrau die zweiunddreißig Nachttöpfe hinleerte. — Aber ich möchte nicht den ersten Mondtag vorübergehen lassen, ohne an den Leser eine dringliche Erklärung zu richten: er soll nämlich nicht glauben, daß ich Lust habe, in dieser langweiligen Manier meine Geschichte weiterzuerzählen, jedes Faktum, jeden Schnaufer, jedes blöde Lächeln, jeden Geruch, jedes ungezogene Wort der Mondfrau, jeden Spreißel an einer Bettlade und nun vollends — jeden meiner Gedanken unter der Bettlade getreu zu berichten. Ich selbst hielte diese Schule der Kleinigkeitskrämerei nicht länger als einen Tag aus. Aber es geht auch aus anderen Gründen nicht: ich würde nie fertig! Der Leser soll nämlich wissen, daß ich zwei Monate auf dem Monde bleiben werde. Ausnahmsweise will ich, abweichend von der Schule, der ich literarisch angehöre, hier ein Faktum mitteilen, das an den Schluß gehört: zwei Monate blieb ich, aus Versehen, auf dem Mond! Durch Umstände, welche ich nicht anders als mit Versehen bezeichnen kann, wurde ich zwei Monate auf dem Mond zurückgehalten! Zu meinem größten Schaden. Ich verlor zwei unwiederbringliche Monate. Wären sie in die Universitätsferien hineingefallen, wäre es besser gegangen. Der Leser wird vielleicht fragen: ob ich denn bei einem Mondwechsel mit dem Mondmann wieder auf die Erde gestiegen sei? — Das wird sich finden! Oder: ob jeder Vollmond auf diese Weise als Dünger in die Erde vergraben wird? — Das wird sich zeigen! Oder:

ob die heruntergeschleppte glühende Kugel nur der auf irgendeine Weise brennend gewordene Teerpappenüberzug des Mondes ist, da ja die Frau und die Kinder oben bleiben? Das kann ich jetzt noch nicht sagen!

Also von einem eingehenden Beschreiben während zweier Monate kann keine Rede sein. Ich werde mich deshalb von jetzt an auf Erwähnung jener Tage oder Nächte beschränken, in denen etwas Neues entdeckt wurde, oder an denen außergewöhnliche Vorgänge in der Mondfamilie sich abspielten. Und in der Zwischenzeit lasse mich der Leser ruhig unter meinem Bett meinen Käs essen. — Zwei hervorragende Ereignisse müssen aber gleich aus der nun folgenden Nacht berichtet werden: das eine betrifft das sonderbare gelbe Bild auf der Rückwand des Mondzimmers, welches den Querschnitt einer großen Kugel darstellte, das andere eine undelikate Angelegenheit, von der später die Rede sein wird. Die Kinder waren alle, wie den Abend zuvor, zu Bett gegangen, ebenso der Mondmann und die Mondfrau. Er, der sich durch seine Arbeit auf dem Dach wohl stark ermüdet hatte, schlief einen außerordentlich festen Schlaf; während die fette Mondfrau sich wiederholentlich hin und her wälzte. Mir kam unter meinem Bett der Gedanke, eine Zeitrechnung einzuführen. Eine Ahnung sagte mir, daß um den nächsten Vollmond etwas Außerordentliches passieren werde. Denn es war klar, daß der Mondmann nicht zum erstenmal vor zwei Tagen seinen glühenden Ball heruntergeschleppt hatte. Die ganze Verproviantierung des Mondes wies auf kurze Intervalle hin. Vielleicht aber brauchte der Mann in der Zwischenzeit Teer und stieg dann mit seinem Blechfaß hinab! Kann es mir der Leser verübeln, wenn ich am liebsten wieder unten gewesen wäre? Jedes eigenmächtige Fernbleiben von der Universität wurde mit Relegation bestraft! So beschloß ich denn, bei der ersten Gelegenheit mit dem Mondmann hinunterzu-

steigen und, sollte es während der Reise zu einem Zusammenstoß kommen, ihn derb auf holländisch anzureden — denn das sprachen ja die Mondleute. — Sollte er nicht parieren, so wollte ich ihn bei der Gurgel packen und ihn zwingen, den Weg bis zur Erde fortzusetzen. Zu all dem mußte ich aber wissen, wie ich mit der Zeit daran war, und die Tage bis zum Vollmond zählen. Meine Uhr war außer Rand und Band und zu jeder Ablesung unbrauchbar; mein Taschenmesser, mit dem ich Schnitte in die Bettlade zu machen gedachte, war in sich festgekeilt. So griff ich denn in den durchlöcherten Strohsack der Mondfrau und zog einige Halme heraus, die ich in gleich große Stücke riß, um sie in bestimmter Ordnung, wie Merkzeichen, zwischen Strohsack und Bettlade hineinzustecken. — Aber nun kam eine andere Erwägung, die mir meine Tageszählung lieber an einem anderen Bett vorzunehmen riet. Die Lage unter dem Bett der Mondfrau schien mir nicht ungefährlich. Kam etwas vor, wie die Geschichte mit der Strickleiter in der vorhergehenden Nacht, so war die Beunruhigung in erster Linie zwischen den zwei Betten der Ehegatten. Und wenn auch die Mondfrau im ganzen ruhig und fest schlief, so war doch in nächster Nähe der nervöse, unzufriedene und selbst im Schlaf aufgeregte Mondmann, vor dem man keinen Moment sicher war, ob er nicht aus dem Bett springen und irgendeinen Traum zur Wirklichkeit machen werde. Ich beschloß daher meine Schlafstelle zu wechseln und, mehr entfernt vom Eingang, unter einem der Kinderbetten meine Wohnung aufzuschlagen. Ich nahm also meine Strohzeichen wieder heraus, schob meinen Käs aus der Bettlade und kroch dann selbst vor.

Während meines Rundgangs im inneren Raum fiel mein Blick auf das große gelbe Wandbild. Ich zwängte mich zwischen die Bettstatten hinein, um es genauer anzusehen. Es war ein Querschnitt durch einen holländischen Käs, eine ganz

dünne Käsescheibe, noch mit dem äußeren roten Rand. Diese Käsescheibe war auf eine der schwarzen Teerplatten aufgeklebt, so daß die gelbe Kugel auf dem schwarzen Grund sich ausnahm, wie unsere kolorierten Darstellungen der Himmelskörper auf Schultafeln oder in Atlanten. Und nun starre der Leser und werde stumm, auf dieser gelben Käsescheibe war, entweder mit einer Nadel fein aufgeritzt oder mit etwas dunkler gefärbten Käskrumen aufgestreut, in deutlicher Kontur die Gestalt von Nord- und Süd-Amerika zu sehen, so wie wir sie auf einem der ersten Blätter unserer Atlanten in Mercators Projektion zu sehen gewöhnt sind! — Ich war vollständig baff. — Aber mein nächster Gedanke war: Das kann nur der Mondmann gemacht haben. Jedes andere Wesen in der Mondstube war zu dieser, ich bin geneigt zu sagen, genialen Arbeit unfähig. Aber wie? Wie kommt der Mondmann zur Anschauung von Nord- und Süd-Amerika in einer Verjüngung, die gerade auf den größten Durchmesser eines holländischen, runden Käses hinaufgeht. Sollte er in einen Atlas hineingeschaut haben? Aber wie? Wie kommt er dazu? Sollte er an einem warmen Sommerabend durch ein holländisches Dorf flanierend die Fenster der Schulstube offen gefunden und hineinsteigend diese Mercators-Projektion als Wandtafel gefunden haben? — Ich ging an die Bettstatt des Mondmanns und schaute mir dieses grämliche, gelbe, von Furchen der Sorgen zerrissene Gesicht an, um Antwort auf meine Fragen zu finden. — Eine große, kantige Nase sprang scharf hervor, wie man oft bei Bauern eine rücksichtslos geniale Zeichnung des Gesichts findet: die Lippen waren ganz dünn, zusammengepreßt und durch die gallige Beimischung schmutziggrün gefärbt, ein spitzig vorbrechendes Kinn, eine hohe grandiose Stirn, friedlich geschlossene Augendeckel, die keine Ahnung dessen erlaubten, was hinter ihnen in dem grauen, scharfen Augenstern vorging. — Kopf-

schüttelnd ging ich weg und lief eine halbe Stunde nachdenklich im Mondzimmer umher, ohne auch nur im entferntesten eine Lösung des Rätsels an der Wand zu finden.

Ein unruhiges Hin- und Herwälzen der Mondfrau mahnte mich an meine eigentliche Beschäftigung. Ich wollte mir ja unter einer Kinderbettstatt eine neue Wohn- und Schlafstelle suchen. Dieses Herumkriechen auf dem Boden kam mir wie etwas Schmutziges und Niedriges vor, gegenüber dem, womit mein Kopf sich gerade beschäftigte. Doch überwand ich die Abneigung und ging auf die Suche. Da war nun jede Kinderbettstatt anders. Schließlich begann ich mich unter eine, die mir passend schien, hinunterzuarbeiten. Sie stand so ziemlich gegenüber den ehelichen Betten der Mondleute. Meinen Käs hatte ich unter dem Arm. Ich war nun aber kaum mit dem halben Körper hinuntergekrochen, als ein unvorhergesehenes Tieferstehen der Matratze mich am Weiterkriechen hinderte. Im Versuch, zurückzukriechen, zwängte ich mich mit dem Poder am Fußende der Bettstatt ein. So eingezwängt machte ich, wahrscheinlich in der Furcht vor Atemnot, eine brüske Bewegung und warf den Potschamber um. Im selben Moment krachte — wahrscheinlich erst durch eine kräftige Schulterbewegung von mir emporgehoben — die ganze Kinderbettstatt über mir zusammen. Das Kind, ein zehnjähriges dickköpfiges Mädchen vielleicht, fiel heraus und begann ein schreckliches Geschrei. — „Verdammte Solinger Bandeisen!" begann hinten der Mondmann zu fluchen und erhob sich ächzend aus seinem Bett. „Solinger Bandeisen" — dies Wort klang wie eine Himmelsbotschaft für mich, denn es wälzte jede Schuld ebenso von mir ab, wie ich jetzt Bettrümmer, Plumeaus und Holzladen von mir abwälzte, um mich schleunigst unter dem großen Tisch in der Mitte des Zimmers zu verstecken. — „Das ist jetzt in einem halben Jahr das dritte Bandeisen, das bricht," brummte der Alte

und schlürfte herbei, um sein flachshaariges Töchterchen aufzuheben und in seinen Armen das noch immer schluchzende Kind zu liebkosen.

„Pritsch' ihr den Popo durch!" schrie die Mondfrau von ihrem Bett aus herüber, offenbar zu bequem, um aufzustehen, und höchst entrüstet über die Störung ihres Schlafes. Im Moment war alles still. Das Kind hörte zu schluchzen auf. Der Mondmann zog die nächsten Pantoffeln unter einer Kinderbettstatt hervor, zog sie der Kleinen an und setzte sie an den Tisch. Dann richtete er das ganze Bett zusammen, so gut es für den Moment ging, lehnte die einzelnen Laden am Boden hin, das Bettzeug daneben, wischte sogar den Fluß, den der zerbrochene Nachttopf verursacht hatte, mit einem Lumpen, den er hinter einer Bettstatt hervorzog, auf, hob zuletzt die Kleine, die starr zugesehen hatte, mitsamt den Pantoffeln auf und nahm sie mit sich in sein Bett. Ich hatte unter meinem Tisch ebenso starr alles mit angesehen und schwor, niemals mehr unter eine Kinderbettstatt zu kriechen. Erst nach einer Stunde beiläufig, nachdem die Mondinsassen, die fast alle durch den lärmenden Vorfall aufgewacht waren und sich noch lange in ihren Betten hin und her drehten, wieder beruhigt waren und, wie ich annahm, fest schliefen, suchte ich mein altes Lager auf, nicht ohne mich vorher meines halben Käses zu versichern, der bei der Katastrophe knapp unter den Rand der nächsten Kinderbettstatt gerollt war und so zum zweiten Male beinahe zu meinem Verräter geworden war.

Ich darf aber diese zweite Nacht nicht zu Ende gehen lassen, ohne mit dem Leser einen Punkt zu besprechen, den ich wegen seiner delikaten oder vielmehr undelikaten Eigenschaft am liebsten unerörtert gelassen hätte. Ich hätte dann am besten an die Spitze dieser Erzählung eine Erklärung gesetzt, etwa des Inhalts: „Der freundliche Leser wird ersucht, gewisse, tägliche Verrichtungen im menschlichen Leben an passender Stelle

einzuschalten und in seiner Phantasie zu ergänzen." — Das ist es ja auch, was die meisten Romanschriftsteller voraussetzen. Und ich finde das bei Erzählung irdischer Vorgänge in der Ordnung. Aber, lieber Leser, wir sind auf dem Mond! Und auf dem Monde kann die einfachste Verrichtung der Erde zu einer halsbrecherischen Arbeit werden. Aus diesem Grunde und weil das Fehlen der den gewöhnlichsten menschlichen Bedürfnissen dienenden Einrichtungen zu charakteristisch war für die ganze liederliche Mondbaracke daheroben, bin ich gezwungen, etwas zu erörtern, was gegen meinen Geschmack und meinen Reinlichkeitssinn verstößt. Besäße ich die Grazie und das vollendete Geschick der Franzosen, derartige Dinge vorzutragen, so nähme ich mir die nächsten vier bis fünf Seiten und würde meinen Gegenstand ausführlich behandeln. So werde ich diese Sachen mit einigen kurzen Bemerkungen abtun. Also, der Leser wird begreifen, daß, wer Käse ißt, gewisse im Käse vorkommende und im Körper nicht weiter zu verwertende Bestandteile ausscheiden muß. Die Ausscheidungen aus dem Körper sind dreierlei Art: gasförmig, flüssig und fest. Zu den gasförmigen Ausscheidungen gehören die Gase der Atmung. Der Gehalt an Gasen im Käse ist beträchtlich, und es ist deshalb nicht zu verwundern, wenn wir bei käseessenden Menschen die gasförmigen Bestandteile des Käses in der Atmung ausgeschieden sehen. Zu den flüssigen Ausscheidungen des Körpers — —

Doch ich sehe, ich komme hier zu tief hinein! — Ein „Mondabtritt" — um die Sache einmal von dieser Seite anzupacken, welches Wort außer hier in der ganzen Erzählung nicht mehr vorkommt, kam auf dem Mond überhaupt nicht vor! Der naserümpfende Leser wird einsehen, daß ich irgendwie um Ersatz für diese Einrichtung besorgt sein mußte. Im Mondzimmer selbst ihn zu suchen, ging aus naheliegenden Gründen nicht. Mein Instinkt trieb mich in den Mondkeller,

dessen Klappe ich jetzt schon mit größerer Leichtigkeit handhabte. Unten machte ich den Rundgang um die Maschine, die der Leser schon kennt, fortwährend mich an der Wand haltend, um nach irgendeiner verborgenen Ecke zu suchen; als ich über die Käse stieg, polterte einer gegen die Wand, und ich hörte deutlich an der betreffenden Stelle einen eisernen Ring wie auf Holz umklappen. Ich langte in der Finsternis hin und entdeckte etwas oberhalb der Käse einen eisernen Riegel, der verschiebbar war; nicht weit von ihm war der Ring, den ich fallen hörte, durch ein Scharnier im Holz befestigt. Und indem ich nun, neugierig gemacht, mit beiden Händen an der Wand weiter tastete, fand ich die deutlichen Umrisse einer Art Luktür. Um mich zu überzeugen, nach welcher Richtung sie aufging, nahm ich den eisernen Ring in der Mitte fest in die Rechte und zog mit der Linken den Riegel zurück. Die Tür fiel schwer und gegen meinen Willen mir aus der Hand und kreischend nach außen; vor mir lag eine graue, unermeßliche Tiefe, aus der nur ein leichter Luftzug mein vor Angst schwitzendes Gesicht traf. Obwohl ich vor dem nächsten Gedanken, der jetzt durch mein Hirn fuhr, schaudernd zurückbebte, so bot er doch die einzige Möglichkeit, mich in meiner Bedrängnis zu erlösen. Und so schickte ich mich denn an, dieser grauenhaften Tiefe von ungezählten Äonen die im Käse enthaltenen und bei der Verdauung im Körper nicht weiter verwertbaren Bestandteile zu übergeben. — Weiter wurde die Nachtruhe dann nicht mehr gestört.

Nun kam eine langweilige, kaum zu erlebende Zeit. Es mochten wohl acht Tage vergehen, bis sich etwas ereignete, das nicht im Rahmen des täglichen Einerleis dieser höchst beschränkten Mondwirtschaft gelegen war. Für mich bildete sich allmählich eine Art Tagesordnung, ein Stundenplan, aus, der mir teils durch die Vorsicht, teils durch die Notwendigkeit, mich zu verköstigen, und durch sonstige kleine Bedürf-

nisse, wohl auch ein klein wenig durch die Neugier vorgeschrieben war. Tagsüber, das heißt, während der Zeit, die durch das Verhalten der Mondleute, Aufstehen, Essen und Spinnen sich als Tag charakterisierte, lag ich regungslos wie eine Eule unter meinem Bett; mit dem Herannahen der Schlafenszeit rüstete ich mich zu meinem nächtlichen Streifzug; und nachts schlich ich lautlos wie eine Katze umher, teils um mir Bewegung zu machen, teils um mich zu verproviantieren. Jeden dritten Tag brauchte ich einen Käs, den ich mir im Keller holte. Meine Stiefel zog ich gar nicht mehr an: im Liegen brauchte ich sie nicht, und beim Gehen konnten sie mich höchstens verraten; ich steckte sie also zwischen Matratze und Bettlade der Mondfrau, denn an ein Umkehren des Bettzeuges dachte man auf dem Mond nicht. Oft schlief ich nachts, wenn ich meinen Raubzug beendigt hatte, oft machte ich kein Auge zu. Und schließlich kroch ich hervor und ging wie fiebernd zwischen der schnarchenden Gesellschaft im Zimmer auf und ab, um mir zuletzt in einem halb geflüsterten, halb unterdrückten Monolog Luft zu machen: Welche Existenz! — begann ich, — Diese armen Leute! — Hier verlassen, und wie im Bagno! — Und dreißig Kinder aufbringen! — Und alles von unten auf der Erde zusammenlesen müssen! — Wo wäre denn sonst eine Verbindung? — Wo kriegt der Mann seine Käse her? — Er stiehlt sie aus einem Leydener Exporthaus! — Ja, das ist auch schneller gesagt als getan! — Wenn nun der Mond nicht über Leyden hält, sondern über Amsterdam oder über dem Meer? — Läuft er dann seine hundert Stunden — oder schwimmt er sie? — Und inzwischen bewegt sich doch die Erde unter dem Mond weg! — Findet er dann wieder seine Strickleiter? — Wo holt sich der Mann seinen Teer für die Strickleiter? — Wo man Käse kriegt, findet man doch nicht auch gleich Teer! — Wenn ein Eisenband an einem Laden losgeht, woher kriegt

er ein neues? — Und dann, wenn der ausgemergelte, todmüde Mann heraufkommt, wird er geschimpft, kriegt vielleicht Prügel! — Welche Existenz! — Ist dies Verhältnis nicht vielmehr mirakulöse Tollheit? — Von wem hängen die Leute ab? — Verdienen sie etwas? — Klöppeln sie etwa Spitzen für eine schlesische Fabrik? Und der Mann nimmt das Geld und geht damit nach Holland und kauft Käse? — Habe nie einen Spitzenrahmen gesehen. — Besorgen sie etwas im meteorologischen Haushalt der Natur? — Beleuchten sie, wie der einsame Bewohner auf einem Leuchtturm und werden dafür von der Erde aus bezahlt? Unmöglich! — Der Mond ist ja immer ganz schwarz! — Woher kommen die Leute denn? Kommen sie von der Sonne oder, wie die Leute sich ausdrücken, von „der Butterkugel"? — Oder kommen sie von der Erde? — Vom „großen Käs"? Oder sind sie ein Geschlecht sui generis? — Warum sprechen sie denn den Misch-Masch, den man zwischen Köln und Maastricht spricht? — Wie lange leben diese Leute und was wird aus ihren Kindern? Und wenn jemand stirbt, was machen sie mit der Leiche? Werfen sie die aus der Kellerluke heraus? — „Ha, infernale Mystifikation!" schrie ich ganz laut und vollständig meiner Umgebung vergessend und schlug mit der Faust auf den Bettrand, an dem ich, auf und ab gehend, gerade angekommen war. Ich traf auf einen großen Fuß, der dort aus der Bettdecke herausstand, es war das Bett der Mondfrau. Wie von einer Tarantel gestochen, fuhr die Alte im schwefelgelben Nachtkittel im Bett auf! „Himmel, Arsch und Käs!" keuchte sie mit schleimiger Stimme. „Was ist das?" Ich drückte mich schleunigst unter den Bettrand und gleich darauf fiel sie schwer wie ein Mehlsack wieder auf die Kissen zurück. — Ich kroch leise zu meiner Schlafstelle, für diese Nacht wurde die Ruhe dann nicht mehr gestört.

Ich mochte vielleicht acht Tage auf dem Mond sein, als

mir eines Morgens auffiel, daß die Vorbereitungen für den kommenden Tag ganz andere als bisher waren. Die gewöhnlichen Reinigungsarbeiten waren alle weggefallen; die Mondfrau putzte keine Kleider aus und machte sich nicht stundenlang mit den Pipitöpfen zu schaffen; die Kinder saßen in besseren Kleidern, ohne zu spinnen, schweigend und erwartungsvoll dort; die Käsportionen waren größer ausgefallen; feierlich und ernst schlappte der hagere, ledergelbe Hausvater durch die Stube. Es mochte etwa die Zeit sein, die wir unten auf Erden zehn Uhr vormittags nennen, als Tisch und Bänke in eigentümlicher Ordnung zusammengestellt wurden. Alle Kinder nahmen Platz; am oberen Ende die Hausmutter. In einen guten Schal eingewickelt, der vorne von einer schönen Brosche mit leuchtendem, gelbem Topas zusammengehalten wurde, schlug sie ein Buch auf, einen abgegriffenen Folianten mit Goldschnitt, und begann folgendermaßen:

„Am Anfang war der große Käs, der tief unten im Nebel hockt und schnarcht und in Dampf eingewickelt ist."

„Aber noch ehe der große Käs war, war das Mondhaus, das unter dem Gewölke herrscht."

„Und das Mondhaus ward erleuchtet und ernährt von der großen Butterkugel, die am Himmel schwebt."

„Und ihre fetten Strahlen befruchteten das Mondhaus, und es ward dick davon."

„Und eines Tages, als der Mond überdick war, sprang er auf und gebar den großen Käs, der hinunterfiel in die Tiefe, wo er in der Finsternis schnarcht."

„Und auf dem Mond wuchsen der Mondmann und die Mondfrau; und sie gebaren dreißig Mondkinder, und wurden gespeist von der großen Butterkugel, die am Himmel schwebt."

„Aber siehe, eines Tages, als der Mondmann an seinem Fenster stand, verlachte er die Butterkugel, die vorüberzog;

und es blieben aus die fetten, ernährenden Strahlen, und kamen nur noch kalte, leuchtende Strahlen; ob der Sünde willen."

„Und der Mondmann, von Fluch beladen, mußte sich eine Leiter bauen, hinunter zum großen Käs, wo kleine, schwarze Menschlein pusten und schwitzen und runde Käse bauen, und mußte sich Nahrung holen für sich, für die . . ."

Während so die Mondfrau vortrug, wurde es immer stiller in dem kleinen Raum. Lautlos und mit glänzenden Augen blickten die Kinder auf den Mund der Erzählerin; besonders die jüngeren; während von den älteren einige mit ihren Schürzenbändeln spielten; woraus ich schloß, daß diese merkwürdige Predigt nicht zum erstenmal vorgetragen wurde. — Aber die Mondfrau hatte ihre Phrase nicht zu Ende führen können, denn plötzlich wandte sich der Mondmann, dem schon während des ganzen Vortrags einige unverständliche Flüche entfahren waren, um. Mit den Worten: „Verdammter Schwindel! Verfluchte Lüge!" riß er den heiligen Folianten der Mondfrau aus der Hand und schmetterte ihn gegen die hölzerne Wand, daß das ganze Mondgehäuse erzitterte. Die Kinder sprangen kreischend von ihren Plätzen und verkrochen sich zwischen den Bettläden. Die Hausmutter aber, wie mir schien, an solche Szenen gewöhnt, erhob sich mit großer Würde und sagte: „Papa, warum störst du den Religionsunterricht?" — Der Mondmann: „Weil das alles Schwindel ist, was du die Kinder lehrst!" — Die Mondfrau: „Wer sagte dir, daß das Schwindel ist? Hast du mir nicht die ganze Entstehung unserer Armseligkeit selbst so erklärt?" — Er: „Meiner Lebtage nicht! Der Gedanke, mittels einer Leiter auf den großen Käs hinunterzusteigen, war meine originäre Idee!" — Sie: „Wer bestreitet dir, daß du ein gescheiter Kerl bist, und daß wir ohne dich verhungern müßten?" — Er: „Die Kinder werden mich für einen Lumpen und Spitzbuben hal-

ten!" — Sie: „Hast du damals nicht zum Himmel hinaufgelacht? Und steht die Butterkugel jetzt nicht immer auf der Rückseite von unserem Haus?" — Wiederum er: „Die Butterkugel am Himmel ist ein gedankenloser Brocken!" — Wieder sie: „Sie war die Ernährerin von uns allen, die Erfreuerin unseres Herzens, unsere Göttin!" — Der Mondmann: „Ich bin das höchste Wesen unter dem Himmel, weil ich denke!" — Die Alte: „Du bist ein armseliger, bedauernswerter Tropf!" — Er: „Mondfrau!" — Sie: „Ich fürchte mich nicht vor dir!" — In diesem Moment ging der ockergelb gewordene Hausherr auf seine Mitbewohnerin zu, packte sie bei der Gurgel und warf sie mit solcher Vehemenz zu Boden, daß das ganze Holzhaus dröhnte. Aber fast im selben Augenblick fuhr unten im Keller krachend ein Laden auf — vermutlich die Luktür — und es entstand ein dumpfes Gepolter, wie von rollenden Gegenständen. — „Unsere Käse!" rief die Mondfrau. „Unsere Käse stürzen in die Ewigkeit!" — Im Nu hatte sich die schwere Frau erhoben, tappte mit wenigen Schritten gegen die Falltür, schlug sie zurück und verschwand. — Man hörte noch ein kurzes Poltern, dann ward die Luktür unten geschlossen und verriegelt. — Schnaufend und kreidebleich erschien nach zehn Minuten, während deren der Hausherr starr vor sich hingeglotzt hatte, die Mondfrau. „Fünf Käse", schluchzte sie, „sind hinausgestürzt. — Eines von den Kindern muß für diesen Monat hungern oder — sterben!" — Der Mondmann blieb starr und regungslos wie von Glas. — Die Kinder hörte man hinter den Bettstatten leise glucksen. Während der folgenden vierundzwanzig Stunden wurde kein Wort gewechselt; und das Schmatzen der Mäuler bei den nun kärglich ausfallenden Käsportionen, das Knerzen der Bettladen und das Auf- und Abschleppen des schweigend in sich versunkenen Hausherrn waren die einzigen Geräusche in dieser schrecklichen Einsamkeit.

Übrigens waren die vierundzwanzig Stunden, während deren Mondmann und Mondfrau nichts miteinander sprachen, insofern für mich nicht ganz ereignislos, als mich auch hier meine Zweifel und Gedanken nicht verließen, die ich aber — Gott sei Dank! — dem Leser nicht mitzuteilen brauche. — Diese Mondentstehungsgeschichte kam mir nämlich nicht aus dem Kopf; und wenn ich auch von der eigentlichen Genesis, die die Mondfrau vortrug, nichts verstand, so war es doch ein Punkt, der mich lebhaft interessierte: die fortwährend rückwärtige Stellung der Sonne, der „Butterkugel" in der Sprache der Mondleute, auf der fensterlosen Mondseite. Es war doch klar, daß das angebliche Lachen des Mondmannes — und wäre es vor tausend Jahren geschehen — nicht den geringsten Einfluß auf die Stellung der Sonne ausüben konnte. Sondern hierfür mußten astronomische Gründe angegeben werden. Wie die naiven Leute da oben sich die Sache schließlich zurechtlegen würden, welche Historie sie darüber ausheckten, und ob sie sich derohalber an der Gurgel packten, war ganz einerlei. Tatsache war, daß wir seit acht Tagen Dämmerung hatten ohne eigentliche Verdüsterung zur Nachtbildung und ohne Aufhellung zur Tagesbildung. Nur die außerordentlich regelmäßige Lebensweise der Mondleute gestattete mir, noch weiter die Tage zu zählen und zur Feststellung der Dauer meines Aufenthalts meine Strohhalme zu stecken. Wie ich gleich hinzufügen will, dauerte dieser merkwürdige Beleuchtungszustand noch weitere acht Tage, also im ganzen vierzehn Tage: was dann eintrat, wird der Leser auf der vierten oder fünften Seite von hier aus mit Staunen erfahren. Für mich handelte es sich zunächst darum, festzustellen, ob wirklich die „Butterkugel", von der die Mondfrau die fanatische Legende vortrug, sie hätte früher ernährende Strahlen ausgesandt, auf der Rückseite, also auf der fensterlosen Seite, des Mondes stand, wo allerdings eine

auffallende Wärme im Zimmer, wie ich früher andeutete, diese Annahme wahrscheinlich machte. Zur Erreichung dieses Zweckes gab es drei Wege: ich konnte auf das Dach steigen, wo der Mondmann während der ersten Tage seine Teerpappenreparaturen vorgenommen hatte, und von wo aus zweifellos ein tadelloser Rundblick möglich war. Zweitens: ich konnte mit einem Wellenbohrer die rückwärtige Mondwand anbohren und mit einem Auge durchblicken. Drittens: ich benutzte die etwas seitliche Lage des Lukfensters im Keller, um durch weites Hinauslehnen und Beobachtung des Horizontes, wenn nicht die Sonne selbst, doch einen Teil ihres reflektierten Lichtes auf dem Mondhaus in Form einer Sichel wahrzunehmen. Zum ersten Projekt fehlte mir der Mut, zum zweiten der Bohrer. Das dritte beschloß ich gleich in der folgenden Nacht durchzuführen.

Es mochte einige Stunden vor Mitternacht sein. Die Kellertür war offen; dies war nichts Auffallendes in der letzten Zeit. Die Mondfrau hatte sie wiederholt aufgelassen. Ich war schon vertraut mit den unteren Räumlichkeiten durch das viele Käsholen. So ging ich denn rasch die paar Staffeln hinunter, über den weichen Hanf, um die Aufwindmaschine herum, in der Richtung auf die Käse zu, als ich plötzlich erschrocken wie vor einem Gespenst innehielt: in der Fensterluke saß ein dickes Weib mit aufgeschlagenen Röcken und hatte über dem Haarscheitel einen langen, strichförmigen, glänzenden Lichtrefler, wie von einem Vollmond, der, nach der ganzen Art der Richtung und des Auffallens von draußen, aus der Scharnierlücke des halbaufgeschlagenen Ladens kam. Das Weib keuchte und preßte und hielt den Atem an, als gälte es eine Riesenarbeit zu vollenden. Ehe ich schlüssig werden konnte, was zu tun sei, hatte sie mich bemerkt und sprach mich an: „Kommst du auch, Papa? Es ist für dich höchste Zeit! Freilich du ißt ja schrecklich wenig.“ — Ich erkannte

jetzt die Stimme, es war die Mondfrau. — Doch diese Entdeckung erschien mir nicht so sehr wichtig; ich wäre wohl auch so darauf gekommen: denn welche weibliche, dicke Person sollte denn auf einmal durch die Kellerluke zum Mond hereinsteigen?! — Die Mondfrau war mit dem Stuhlgang beschäftigt; vermutlich dem ersten seit meiner Heraufkunft; diese Tatsache erfüllte mich mit nicht geringer Genugtuung, weil ich den Platz für diesen Zweck zuerst entdeckt hatte. — Die Mondfrau hielt mich in der Dunkelheit für den Hausherrn. Was mir aber viel wichtiger erschien, war der strichförmige, glänzende Reflex auf dem Haarscheitel der Mondfrau! Das war keine Sonne, kein Butterkugelstoff. Das war genau wie Mondlicht, was da durch die Lattenspalte hereinfiel. — Mondlicht? — Aber, auf dem Mond waren wir ja selbst! — Ha, infernale Täuschung! sagte ich zu mir, wenn wir doch nicht auf dem Mond wären! — Doch ich ließ den Gedanken gleich wieder fahren. Es war ja reine Torheit, über diesen Punkt weiter nachzugrübeln. Und da die Mondfrau, wie mir schien, Anstalten zur Beendigung ihrer Sitzung machte, ich auch durch weiteres Anglotzen des strichförmigen Reflexes, der jetzt auf ihrem Buckel ruhte, nichts gewonnen hätte, so machte ich mich aus dem Keller und ahmte, um ein übriges zu tun, auf der Treppe den schlappigen Schritt des Mondmanns nach. Oben eilte ich dann unter mein Bett. Es dauerte wohl noch eine Stunde, bis die Alte heraufkam. Sie packte ihren Mann, als sie an seiner Bettstatt vorbeiging, kräftig beim Arm, schüttelte ihn und rief: „So, jetzt kannst du hinunter!" — Dann ging sie zu Bett. — Aber der Mondmann blieb liegen, und die Mondfrau blieb liegen, und ich blieb liegen.

Wenn ich, lieber Leser, abgesehen von den Gefahren, die ich bestanden, und von den Konsequenzen, die sich daraus für meine Person ergaben, einen Wunsch hatte, als ich glücklich vom Mond herunter und die Erde wieder erreicht hatte, so war

es der, ein Astronom möchte statt meiner auf dem Felde zwischen Leyden und D'decke Bosh den Mondmann angetroffen haben. Seine Beobachtungen würden von ungeheurem Wert nicht nur für seine Wissenschaft, sondern für unser ganzes Verhältnis zum Mond, zum Himmel, zum Sonnensystem gewesen sein. Nach seiner Rückkehr wäre er ganz gewiß, statt wie ich relegiert, zum Ehrendoktor erhoben worden, und einige Kometen oder Fixsterne hätten die Ehre, unter seinem Namen den Himmel zu durchwandern. — So kam ein Mensch hinauf, der, ohne astronomische Vorkenntnisse, auch keine solche zu erwerben, noch für die Welt nutzbar zu machen suchte und dem, wenn für ihn das Bewußtsein der persönlichen Gefahr wegfiel, ein Strichreflex auf dem Buckel der Mondfrau, schon durch die Farbe, die Silhouette, die ganze Konstellation, tausendmal mehr Interesse erweckte, als etwa die Frage, ob besagter Reflex vielleicht, da wir auf dem Mond waren, von der vollbeleuchteten Venus in ihrer Mondnähe herrühren könne. — Ich mache diese Bemerkung, weil wir jetzt vor dem astronomisch jedenfalls wichtigsten Ereignis meines Mondaufenthalts standen. Und ich mache sie, um jede Frage mathematischer, physikalischer oder sonst welcher Natur, die nur dazu führen kann, meine Unwissenheit zu konstatieren, abzuschneiden. — Nachdem nämlich die Dämmerung in ziemlich gleichmäßiger Weise vierzehn Tage gedauert hatte, während deren die Sonne mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit auf der fensterlosen Rückseite des Mondes stand, wurde es — Nacht! — Ja, Nacht wurde es, nicht Tag, wie ich und vielleicht mancher Leser erwartet hatte. Warum? — Ja, das weiß ich nicht. Es wurde aber Nacht. Und ich bitte den Leser, alle folgenden Ereignisse in diesem Licht zu betrachten. Und damit weiß der Leser auch, daß wir in der zeitgerechten Abwickelung der Begebenheiten um weitere acht Tage fortgeschritten sind. Irgendwie Hervorragendes war nämlich

seit dem letzten Dienstag, der oben erwähnt ist, nicht vorgekommen.

Ein Nachttopf zerbrach. Die Klagen über das Nichtausreichen der Käse wurden mit dem Dünnerwerden der Käseportionen immer größer. Ich selbst schränkte jetzt meine Magenbedürfnisse etwas ein, um mich als Mitesser nicht allzu fühlbar zu machen. — Aber ein interessantes, wenn auch kurzes Zwiegespräch zwischen den beiden Gatten, ebenfalls über die Käse, muß ich doch ganz hierhersetzen. Die Mondfrau verlangte nämlich, er solle in der Zwischenzeit hinuntersteigen und Käse holen. Er verneinte kopfschüttelnd. Die Alte war taktlos genug, darauf hinzuweisen, das Hinausstürzen der Käse aus der Kellerluke vor acht Tagen sei seine Schuld gewesen; folglich müsse er für Ersatz sorgen. — „Ich darf nicht!" erwiderte der Mondmann. — „Wir verhungern!" entgegnete die Alte. — „Ich darf nicht," wiederholte der Mondmann, indem er sich aufrichtete und mit drohender Miene den rechten Arm erhob, „ich darf nicht ohne Mond hinuntersteigen!" — Ich darf nicht ohne Mond hinuntersteigen! — Von diesen Worten ging mir ein helles Licht auf alle die sonderbaren Gepflogenheiten dieses merkwürdigen Menschen aus. Er durfte nicht ohne Mond hinuntersteigen!? War denn der Mondmann durch irgendwelche Gesetze gebunden? Faßte er sein Verhältnis zur Erde als ein ethisches auf? — Oder lieferte er den Vollmond jedesmal am Schluß des Monats an einen holländischen Spekulanten ab? — Hatte der Mondmann Religion? — Was war der tiefere Grund dieser merkwürdigen Phrase? — Ich weiß es nicht.

Wir waren also jetzt in vollständige Nacht gehüllt. Und war der Aufenthalt auf dem Mond bis dahin erträglich, so wurde es jetzt ein elendes und trauriges Dasein. Ich kam mir vor wie im Zuchthaus; wie ein Maulwurf, der zum Winterschlaf verdammt ist. Die Hoffnung, daß ich mich jetzt etwas

freier werde bewegen können, erwies sich als trügerisch. Denn die Mondleute waren an die Dunkelheit gewöhnt; ihre Augen, die nur zwischen Dämmerung und Nacht unterschieden und, wie ich vermutete, nie ein grelleres Licht zu ertragen gehabt hatten, waren anders als unsere irdischen Augen. Beinahe wäre ich ein Opfer dieses von mir nicht vorhergesehenen Umstandes geworden, indem die Mondfrau mich sah, als ich, durch die Dunkelheit sicher gemacht, einmal im Begriffe war, in den Keller hinunterzusteigen, während sie selbst mit den Kindern zu Tische saß! Wie wütend sprang sie auf, und da ich schon einige Stufen hinuntergemacht hatte, warf sie mir die Klapptür mit den Worten: „Jetzt wird kein Käs mehr geholt!" mit solcher Vehemenz auf den Kopf, daß ich halb betäubt hinunter in den Hanf fiel. Aus den hinterhergeschrienen Worten: „Jetzt will er auf einmal essen!" schien hervorzugehen, daß sie mich für den Mondmann hielt, obwohl ich viel, viel kleiner bin. Der lag aber angezogen auf dem Bett und schlief. — Worauf einzig und allein die Dunkelheit im gewöhnlichen Gebaren der Mondleute einen Einfluß hatte, das war die Unterhaltung, die oft halbe, oft ganze Tage stockte. Und wie ein chinesisches Schattenspiel bewegte sich diese merkwürdige Gesellschaft nun an mir vorüber. Im übrigen aber folgten die Verrichtungen des Tages wie früher in sicherer Regelmäßigkeit aufeinander: die Kinder spannen, die Mondfrau räumte den lieben langen Tag auf oder hantierte im Keller, und der Mondmann, der noch während der ersten zwei Wochen einigemal aufs Dach geklettert war, um Dachpappe aufzulegen oder Kloben anzutreiben, lag jetzt meist auf dem Bett oder ging mißmutig auf und ab. — Eine einzige Erscheinung, die vollständig neu war, trat am zweiten oder dritten Tag der Nachtgleiche auf. Auf der Südseite des Mondes — ich sage Südseite, weil ich mich nie von dem Gedanken losmachen konnte, daß dort drüben hinter der

Mondwand die „Butterkugel“ stand; ich meine aber die fensterlose Rückseite — von dort hörte ich bis unter mein Bett hinunter ein eigentümliches Knistern und Pratzeln. Ich glaubte erst, es seien die nach der Erwärmung nun erkaltenden Teerflächen. Gleich in der folgenden Nacht aber kroch ich hervor, zwängte mich durch zwei der Mädchenbettstatten und legte mein Ohr an diese Südwand. Das Geräusch, welches immer auffallender und lauter wurde, dauerte mir für eine Kontraktion durch Erkaltung nun zu lange; gleichzeitig stieg ein verdächtiger brenzliger Geruch auf. Es war für mich fast kein Zweifel mehr, daß die Dachpappen draußen brannten oder in einem Erhitzungsstadium sich befanden, das dem Ausbrechen der Flammen knapp vorherging. Ich kam in große Beunruhigung. Ich dachte mir: Soll ich den Mondmann wecken? — Ich den Mondmann wecken!? — Kann denn ein Mensch, entgegnete ich mir, der aus Zufall heraufgekommen ist, den Mondmann wecken wollen? — Die Leute würden ja wahnsinnig werden vor Schrecken, wenn sie mich an ihrem Bett stehen sähen! Abgesehen davon, daß ich den eigentümlichen Dialekt, den sie sprachen, in diesem Moment nicht hätten nachmachen können. — Ich kann den Lesern versichern, daß ich in diesem Augenblicke nicht an meine Person dachte, sondern daß mir der Mond zumeist am Herzen lag. Ich befand mich in der Lage eines Menschen, der nachts auf einem Eisenbahnzug fährt und beim Herausschauen aus dem Fenster entdeckt, daß eine Achse heißgelaufen ist, und nicht weiß, wie er sich kundgeben soll. Er ist wohl in Gefahr, aber in weit größerer Gefahr ist doch der Zug. — Doch was wollte ich machen? — Ich schaute noch einmal zum Fenster hinaus, und als ich keine Helle bemerkte, kroch ich unter mein Bett. — Aber erst am folgenden Morgen, als das Geräusch niemandem auffiel, wurde ich ruhiger.

So kam das Ende der dritten Woche herbei. — Das Leben

wurde immer trostloser. Es war eine Qual zuzusehen, wie die Leute in der finsteren Nacht sich aus ihren Betten erhoben und zum kärglichen Mahl zusammensetzten. Es war ein grauenhaftes Einerlei. Der Mondmann und die Mondfrau sprachen oft tagelang kein Wort; sie waren überhaupt seit jener Raufszene in kein erträgliches Verhältnis mehr zueinander gekommen; und es schien mir, als überlege manchmal die Mondfrau, die überhaupt klüger und wie man sagt welterfahrener oder monderfahrener war, welche Rolle sie spielen solle, die der versöhnlichen, nachgiebigen oder der brüsken, auf ihrem Recht stehenbleibenden Gattin. Leider richtete sie nur mit beiden Manieren so schrecklich wenig aus, weil mit dem Mann gar nichts anzufangen war. Dieser ewig unzufriedene, in sich verbissene, aber zum Klagen viel zu stolze Mann bemerkte gar nicht die kleinen Komödien seiner Frau, sondern war immer mit anderen Dingen beschäftigt. Mir schien, dieser spekulative Kopf steckte weit im Himmelsgebäude drin, in dem Triangel zwischen Venus, Erde und Sonne, und erwartete irgendeine Weltkonstellation, um seine traurige Lage zu verbessern. Die Kinder sprachen fast gar nichts, und aus der unbeholfenen Manier, in der sie gewisse Bedürfnisse der Mutter anzeigten, schien mir hervorzugehen, daß sie des Sprachdialekts ihrer Mutter überhaupt nicht vollständig mächtig waren.

Es war in einer Nacht um die Wende der dritten und vierten Woche. Ich lag unter meinem Bett. Die auffallendste Erscheinung aus der zweiten Phase meines Mondaufenthalts, das Knistern und Pratzeln außerhalb des Mondgebäudes, beschäftigte fortwährend meine Gedanken. Irgendwelches künstliche Licht, sagte ich mir, besteht auf dem ganzen Monde nicht. Es wird nicht gekocht, nicht gewärmt, nicht geheizt. Nirgends ein Schwefelholz; niemand raucht; nirgends eine Reibung. Es kann also aus dem Innern der Mondwoh-

nung nichts nach außen gekommen sein, was die Überhitzung der Teerplatten bewirkt haben soll. Sonach muß diese Überhitzung oder Inbrandsetzung einem meteorologischen Ereignis zugeschrieben werden. Und dann bleibt als Ursache nichts anderes anzunehmen übrig, als daß die Sonne in dieser reinen Höhe von größerer Treffsicherheit ihrer Strahlen und bei dieser Beharrlichkeit des Auffallens schließlich die Teerplatten entzündete und durch Überhitzen der ganzen Mondrinde ein fressendes Fortkriechen des Verbrennungsprozesses bewirkte. — Damit stimmte, daß das verdächtige Geräusch in der linken Ecke der südlichen Hemisphäre begonnen und, einem draußen wandernden Himmelskörper entsprechend, sich bis zur rechten Ecke der gleichen Hemisphäre fortgesetzt hatte; während die nördliche Mondhälfte so gut wie noch unberührt war. Dann — kalkulierte ich weiter — ist dieser ingeniöse Teerüberzug nicht nur ein Schutz gegen Wind und Wetter, sondern auch gegen die sengenden Sonnenstrahlen, die sonst das hölzerne Mondgebäude angreifen würden. — Aber dann — schloß ich endlich — müssen diese glühenden Teerplatten von Zeit zu Zeit abgekratzt werden, sonst geht eines Tages die ganze Mondbaracke in Flammen auf! — Als ich bis zu diesem Punkt in meiner Erwägung gekommen war, bemerkte ich plötzlich am Fenster, an jenem Teil, den ich von meiner Lage unter dem Bett aus übersehen konnte, eine auffallende Helle. Sie war nicht flackernd, sondern ruhig. Deshalb blieb meine Gemütslage zunächst unberührt. Auch schien sie nicht mit dem Mond direkt zusammenzuhängen, vielmehr dem Horizont anzugehören. Aber trotzdem erschrak ich, als dieser Helle, die von der linken Seite her sich ausbreitete, ein großer, feurigglänzender, kompakter Rand am Himmel nachfolgte, der einem Körper von riesigem Durchmesser angehören mußte. Als wenn eine Feuersbrunst ausgebrochen wäre, verließ ich schleunigst meine Lagerstätte und

stürzte ans Fenster. Ein furchtbarer, schauerlicher und grenzenlos schöner Anblick bot sich meinem Auge: Von links her näherte sich eine mächtige, gelbglühende Kugel, die am gänzlich schwarzen Himmel nicht wie ein Gestirn, sondern wie ein verderbenbringendes, aus einer anderen Welt hereingeschleudertes, sphärisches Ungetüm sich ausnahm. Obwohl ich mich rechts stellte — das Fenster wagte ich nicht aufzumachen —, vermochte ich nicht die ganze Kugel zu überschauen, die mit verwitterten Rändern und, eingebettet in einem feuchtgrünen Nebel, mit unheimlicher Stetigkeit nach vorwärts und aufwärts strebte und, äußerlich betrachtet, wie ein zerschmolzener, schmutziger Schneeballen von der Größe einer Bräupfanne am Himmel stand. Überraschend war, daß der glänzendduftige Körper trotz seiner Dimension und intensiven Leuchtkraft nicht blendete; es war ein kaltes, bleiches Licht. Die Nebel um ihn herum schienen in fortwährender Bewegung zu sein, und auf Momente zerriß der grüne Schleier, der den eigentlichen schwefelgelben Kern zu umschließen schien — eine glänzendere, hellere Scheibe rückte heraus, auf der ich dann selbst wieder dunklere Flecke abgegrenzt von helleren Zonen entdeckte.

Aber wer beschreibt mein Erstaunen, als ich in einem Moment, da die feuchten Dämpfe wie auf eine Seite gerissen wurden und der Himmelskörper in einem seiner größten Durchmesser sich präsentierte, auf der phosphoreszierenden Fläche, langgestreckt, wie mit feiner Tusche aufgetragen, die deutlichen, langgehackten Konturen von Nord- und Südamerika erkannte! — Ein befreiender Gedanke stieg in mir auf: Kein Zweifel, die Kugel war die Erde, von der untergegangenen Sonne beleuchtet und in ihre leuchtkräftige, dunstige Atmosphäre gehüllt. — Dort schwimmt also die Erde! sagte ich mir. Und dort in der Lüttje-Straat in Leyden sitzt die alte Hausfrau mit den langen Zähnen

und sinniert, wo ihr Student hingekommen sein mag, und trauert über ihn, wie über einen entlaufenen Hund, den man zu sehr geschlagen hat. — Die prächtige, dunstgeschwellte Kugel war inzwischen noch weiter heraufgekommen, und ich war eben im Begriff, mich auf die eine Seite der Kindbettstatt stützend, von einem etwas höheren Standpunkt aus nachzusehen, ob die ganze Erdfläche erleuchtet sei, als aus dem Hintergrund des Zimmers eine gilfige Stimme rief: „Kinder, der große Käs!" — Eh' ich mich's versehen konnte, waren sämtliche Kinder aus ihren Betten gesprungen und eilten barfüßig ans Fenster. Ich retirierte so schnell wie möglich aus dem schmalen Gang, um unter den Tisch zu gelangen. Aber zu spät! Das vorderste Kind, ein Mädchen von etwa zwölf Jahren, stolperte über mich und stürzte mit dem blanken Kopf auf den Boden. Scheinbar ohne sich ernstlich wehe zu tun, denn man hörte kein Wehklagen. Über die Daliegende stürzten noch andere, und im Augenblick lag ein ganzer Knäuel am Boden. Nun kam auch die Alte herangewackelt. Sie hatte sich Zeit genommen, ihre Schlappen anzuziehen. Das Fenster wurde aufgemacht, und die meisten der größeren Mädchen drängten sich nun um die Mutter, die zuvorderst war und sich hinauslehnte, und quatschten und gilften in die Luft hinaus, ohne daß ich ein Wort verstehen konnte. Ich war inzwischen glücklich unter den Tisch gekrochen. — Also das ist ihr „großer Käs", sagte ich mir, von dem sie immer so viel reden, und hier vom Himmel herunter haben sie den kühnen Vergleich abgelesen!

Und jetzt fiel mir auch das Bild ein, welches gerade gegenüber hing, mit seiner rätselhaften Amerikadarstellung, und das der Mondmann hier an diesem Fenster, vielleicht als junger Mensch, angefertigt hatte. — Ich begriff, wie diese großartige Erscheinung, das Vorüberziehen dieses blendenden Himmelskörpers für die Mondleute ein Ereignis allerersten

Ranges war; für sie, die von der Sonne nichts weiter zu merken bekamen, als daß sie ihnen ihre Teerpappen draußen auf der Südseite verbrannte. Es schien auch, daß eine Hauptkonstellation im Auf- und Untergehen des „großen Käs" heute nacht gegeben war, weil die Mondfrau so lange und so eifrig draußen mit den Kindern plauderte. — Daß er vielleicht oft unterhalb oder oberhalb der Aussichtslinie des Mondhauses wegzieht, wie damals, als ich im Keller drunten die Mondfrau in der Luke sitzend überraschte. Denn woher sonst kam damals der strichförmige Reflex auf ihrem Buckel? — Allmählich zogen sich die Kinder einzeln zurück. Erst ganz spät ging auch die Mondfrau fort mit den zwei Ältesten. Das eine von ihnen stellte noch, während die Mutter das Fenster schloß, eine Frage, die ich nicht verstehen konnte; die Alte antwortete aber: „Der Papa schaut den großen Käs nicht an; er steigt ja alle Monat hinunter!" — Dann ging alles schlafen. — Ich aber blieb noch lange wach — obwohl der „große Käs" längst verschwunden war — und saugte den grünen Duft, der noch tief ins Mondzimmer hereinfiel, wie eine Nahrung auf, die man lange entbehrte, wie eine Botschaft aus einem fernen Weltteil, dem man einst angehörte, und den man vielleicht nicht mehr sehen wird.

Sollte der Leser nach dem Vorausgegangenen der Meinung sein, es gäbe noch viel Interessantes oder Schönes auf dem Mond zu erleben, so will ich ihn gleich hier von dieser Erwartung abbringen. Ja, die Geschichte da droben endet mit einer Katastrophe, und es wird Sache des Lesers sein, nachdem er Näheres darüber erfahren, sich sein Urteil zu bilden. Aber was den Verlauf dieser letzten Woche anlangt, so war sie wohl die traurigste und erbärmlichste meines Mondaufenthalts: nichts oder so gut wie nichts zu essen; denn die Mondfrau hatte die letzten Käse, aus Furcht, der Mondmann könnte sie erwischen und den Kleinen heimlich davon austei-

len, versteckt. Zur Zeit, als ich dies inne wurde, hatte ich selbst nur noch einen Viertel Käse, war somit auch auf Hungerportionen angewiesen. Viele der Kinder blieben jetzt in den Betten, wie mir schien, mit Rücksicht auf die kärgliche Nahrung, um die tierische Wärme besser zu konservieren. Das einzig Auffallende in dieser Woche war das Benehmen der Mondfrau selbst, und zwar ihrem Gatten gegenüber. Das war auf einmal ein Betunlichsein und ein Bescheidentun und ein Entgegenkommen und Sich-Besorgt-Stellen, welches in mir die gerechteste Befürchtung erweckte, es möchte was Großes bevorstehen, wobei der Mondmann wieder mithelfen müsse. Und wenn wir, was leicht vorauszusehen war, an die höchst notwendige Verproviantierung mit Käsen dachten und an die Ereignisse, die zweifellos auch diesmal mit dem Reifen des Vollmondes eintreten würden, so war Grund genug auf Seite der Mondfrau, den Hausherrn bei guter Laune zu erhalten. — „Wie hast du geschlafen, Papa?" — „Papa, willst du nicht was essen?" — „Willst du noch ein Kopfkissen, Papa?" — Mit solchen oder ähnlichen Fragen suchte sie ihn zu kirren, während er über solche plumpen Manöver nicht nur weit erhaben war, sondern ihr nicht einmal Gelegenheit gab, zu merken, daß er sie durchschaue. Einmal verbrannte sie sich aber doch bei solcher Gelegenheit bös die Finger. Der Mondmann saß eines Nachmittags mit aufgestütztem Ellbogen am Tischende, schweigend vor sich hinblickend und, wie gewöhnlich, eifrig mit seinen Gedanken beschäftigt. — „Über was denkst du nach, Papa?" fragte die Alte. — „Ich hab' da eine neue Idee." — „Was ist denn das?" — „Ich glaube, daß die runden gelben Käse, die die Holländer bauen, das Ähnlichkeitsprodukt unseres großen, gelben Mondhauses sind, wenn es, auf der Rückseite beleuchtet, hinunter scheint. Der Mond zieht sie gleichsam aus der Erde heraus." — „Himmel, welcher Blödsinn!" sagte die Alte kopfschüttelnd, „Pa-

pa, du wirst noch verrückt!" — „Mondfrau!" schrie der Hausherr, quittengelb vor Zorn und in seiner ganzen Länge in dem gelbdamastenen Schlafrock sich aufrichtend. „Mondfrau!" so redete er sie immer an, wenn er zornig war; sonst sagte er: Mama! — „Eine Theorie, auch wenn sie der Wirklichkeit nicht entspricht, hat an sich schon originäre Kraft; was in meinem gelben Kopf arbeitet, merk' dir, ist nie Unsinn!" — Die Mondfrau fühlte wohl, daß sie diesmal an den Nerv dieses unglücklichen Mannes gerührt hatte, und schwieg. Aber auch von seiner Seite wurde dieser Theorie, wenigstens die fünf Wochen, die ich noch oben war, nicht mehr gedacht.

Der Leser wird vielleicht über die folgende Bemerkung ebenso erstaunt sein, wie die Mondfrau über die soeben ausgesprochene Idee des Mondmanns; allein es ist meine Pflicht, alles das dem Leser mitzuteilen, was ich hier oben Bemerkenswertes oder Auffallendes entdecke. Und es gibt Entdeckungen minutiöser und feiner Art, die man nicht alle einzeln aufzählen kann, die sich aber summieren und schließlich im Kopfe des Beschauers zu einer Ansicht ganz bestimmter Art verdichten. Und eine solche Ansicht gewinnt dann zwingende, überzeugende Kraft. Mit einem Wort: Ich glaube, daß die Mondfrau kein dem ursprünglichen Mondgeschlecht entstammtes Frauenzimmer war, sondern daß sie zu irgendeinem Zeitpunkt von drunten, von der Erde, heraufkam. Wann? und wie? das weiß ich nicht. Aber diese Meinung drängte sich mir mit Entschiedenheit auf. Die Art, wie sie die Betten machte, war ganz die Art, wie es am Niederrhein geschieht. Dieses Einschlagen des Plumeaus, wodurch es schmäler und höher wird, die Stellung des zweiten Kopfkissens in der Mitte des Bettes, damit, wenn die Überdecke drauf kommt, es eine schöne, gleichmäßige Fläche bildet, die Art des Draufpatschens, die Behandlung des Leintuches, kurz, eine Menge solcher Kleinigkeiten wiesen auf eine ganz bestimmte Zone von Volks-

gebräuchen zwischen Maas und Niederrhein hin. Es ist klar, daß der Charakter der Bettstücke hier gar keine Beweiskraft hatte für die Herkunft der Mondfrau. Denn der Alte schleppte eben an Bettzeug zusammen, was und wo er es kriegen konnte. Aber die Art, wie sie, die Mondfrau, dieses Kunterbunt von gestohlenem Bettzeug behandelte, glättete, bauschte, streckte und patschte, war eine ihr eigentümliche, anerzogene und zuletzt in Fleisch und Blut übergegangene Manier. Und woher sollte sie diese denn haben? Ohne auf das dumme Religionsgewäsch einzugehen, welches die Mondfrau vor vierzehn Tagen ihren Kindern vortrug — es war eben ein eigens zu dem Zweck der Kinderbelehrung, wie mir schien, vom Mondmann zusammengestoppeltes System, welches die Mondfrau falsch verstanden oder falsch vorgetragen hatte — darf man doch, rein nach der Beobachtung, fragen, wo die Leute herkamen! — „Nun, wo kam denn der Mondmann her?" — Das weiß ich nicht! — „Nun, wo kam die Mondfrau her?" — Aus der Gegend zwischen Krefeld und Xanten! — Dieses Kratzen mit der Haarnadel, wenn es sie am Kopfe juckte, diese Art, den Scheitel zu machen, das Halstuch zu legen, sich mit den Fingern zu schneuzen und — das Wichtigste zuletzt — das eigentümliche Platt, welches sie in ihren Dialekt mischte, wiesen geographisch und ethnologisch auf einen bestimmten Bezirk in der Nähe der holländisch-deutschen Grenze hin! Da die Mondfrau seit absehbarer Zeit durch ihre Korpulenz nicht in der Lage war, den Mond zu verlassen, noch zu ihm heraufzusteigen, so blieb keine andere Annahme übrig, als daß sie als junges Mädchen, vermutlich auf Veranlassung des Mondmannes, die Erde verließ und heraufkam. Wie — ob durch Gewalt, mit Überredung, aus Neugier, — das läßt sich nicht sagen. — Möge der Leser mir es nicht in die Schuhe schieben, wenn es nicht gelingt, alle die Schwierigkeiten, die sich bei Beurteilung dieser absonderlichen Verhältnisse ergeben,

zu beseitigen. Soll ich wissen, woher der Mondmann kommt?! — Soll ich die Genealogie des ursprünglichen Mondgeschlechts angeben, von dem ich nur so viel sagte, daß ich die Mondfrau davon ausgeschlossen wissen möchte!? — Soll ich die ganze Mondkomödie da droben lösen? Und auf alle die Fragen Antwort geben, die ein Astronom, Physiker, Aeronaut, Anthropologe oder sonst wer an mich richten könnte?! Während ich knapp so viel Medizin auf meinen bisher durchwanderten Hochschulen aufgeschnappt habe, um eine hörbare Meinung darüber abzugeben, wieso die Leute da droben ohne Wasser auskamen!

Was sich übrigens über den Mondmann sagen läßt, ist folgendes. Auch er sprach Dialekt; aber mehr wie etwas Fremdartiges, und aus der Notwendigkeit, sich mit seiner Frau zu verständigen, wiewohl durch lange Übung sehr geschult; das Reinholländische gelang ihm noch etwas besser. In seinen Äußerungen, in seinem Benehmen, in seinen Handlungen verriet er keinen Typus, keine Nation, keine Arbeiterklasse. Was er tat, seine Verrichtungen für das Mondhaus, seine Leistungen für die Familie, tat und verrichtete er gezwungen, mißmutig, und schien es nur als Nebenbeschäftigung in seinem Leben zu betrachten. Sein Mißmut schien übrigens nicht oder nicht vorwiegend aus der Schwere seiner irdischen Arbeit zu entspringen. Vielmehr sprach alles dafür, daß es innere und tiefere Konflikte waren, die ihn niederdrückten. Er war nicht schweigsam, weil er müde war, sondern er war verschlossen, weil er seine Gedanken niemandem mitteilen wollte. Sein Geisteszustand war überhaupt höchst verdächtig.

Nun drängten aber die Ereignisse der letzten Woche unaufhaltsam vorwärts und auf ein leicht vorauszusehendes Ende hin. Die Außenseite des Mondhauses hatte inzwischen einen geradezu bedrohlichen Charakter angenommen. Mitten in der Nacht entdeckte ich einmal eine plötzlich auftretende

Helle durch das Fenster, sehr verschieden von dem ruhigen, strahlenden Lichte des „großen Käses“, der noch einigemal in der Nacht hoch über unseren Häuptern hinwegzog. Ich öffnete einmal das Fenster, sah nach und fand, daß auch die ganze nördliche Dachseite in ihrem Teerüberzug von der Glut ergriffen war, während von der Südseite her eine hell-leuchtende, glostende Fläche mit ihrem Funkenmeer herüberzitterte. Wir mochten jetzt am Ende der vierten Woche sein, das Zählen der Tage mittels Strohhalmen hatte ich in der Dunkelheit aufgeben müssen. Eine ziemlich hohe Temperatur bildete sich im Zimmer. Das Fenster blieb bald Tag und Nacht offen. Gesprochen wurde jetzt fast gar nichts mehr. Mondmann und Mondfrau gingen schweigend aneinander vorüber, aber offenbar mit Vorbereitungen beschäftigt, deren Einzelheiten ich nicht verfolgen konnte; die Kinder blieben ganz im Bett. Zu essen hatte es während der letzten der Tage nichts mehr gegeben.

Es war am vorletzten Tag gegen Mittag, als einige Funken durchs Fenster hereinwehten und das Bettzeug des zunächst liegenden Kindes etwas in Brand setzten. Das Mädchen stürzte sofort aus ihrem Bett zu ihrem Papa hin und rief: „Papa, der Mond brennt!“ — Und im gleichen Augenblick stürzten sich alle übrigen neunundzwanzig Kinder im Hemd aus dem Bett, liefen an den Tisch zu ihrem Papa und riefen: „Papa, der Mond brennt!“ — Es war aber gar nicht so gefährlich. Die Mondfrau hatte mit einem einzigen Klaps den kleinen Brand gelöscht. Es war das einzige Mal, daß ich den Mondmann ein heiteres Gesicht machen sah; das passierte also augenscheinlich am Schluß jedes Monats. Denn wer wollte noch zweifeln, daß, nachdem die Käsvorräte aufgezehrt waren und der Mond schon halb in Flammen stand, wir zeitlich an das Ende jener Epoche gekommen waren, deren Anfang ich damals auf dem Felde bei D'decke Bosh beobach-

ten konnte. Es ist mir nicht mehr alles erinnerlich, was sich jetzt in dem knappen Zeitraum von vielleicht sechs Stunden zusammendrängte. Ich weiß nur, daß die Mondfrau unten im Keller augenscheinlich an der Maschine beschäftigt war, daß die Kinder wie besessen herumliefen und fürchterlich schrien, so daß sie sogar das laute Prasseln des jetzt lichterloh brennenden Monddaches übertäubten, was mir ein neuer Beweis ihrer niederen geistigen Anlage schien, da sie doch diese Szene schon öfters erlebt haben mußten, und daß der Mondmann plötzlich mit einer langen eisernen Schürstange bewaffnet und in einem ganz eng anliegenden, gelben, lederartigen Kostüm aus der Kellertür hervorkam. Dieses gelbe, mir wohlbekannte Kostüm brachte mir wieder die ganze Szene auf dem Feld zwischen Leyden und O'decke Bosh an jenem Samstag in Erinnerung. Ich wußte jetzt gewiß, daß er hinabsteigen würde! Ich wußte, daß ein Teil dieses brennenden Stoffes mit hinuntergehen würde! Und für mich gab es jetzt nur den einen Befehl: Um jeden Preis mit hinuntersteigen! — Dies schien mir durchaus nicht schwer. In dem allgemeinen Wirrwarr, der jetzt entstand, herinnen völlige Dunkelheit, draußen glühende Feuergarben, dazwischen Reflexlichter, Schlagschatten und Blendungen! Jeder mit sich selbst beschäftigt, die Mondfrau vermutlich unten im Keller vollständig unabkömmlich, die Kinder unzurechnungsfähig, der Mondmann ganz Auge und Aufmerksamkeit für eine glückliche Abreise mit seinem Feuerballast! — Unter solchen Umständen schien es doch ein leichtes, unter einem Bett, welches dicht neben dem Ausgang stand, hervorzukriechen und eine Leiter zu besteigen, deren Einzelheiten mir nur zu gut im Gedächtnis waren. Ich machte mich also fertig, das heißt, ich tat das einzige, was ich in diesem Fall tun konnte: ich zog meine Stiefel an und beobachtete mit gespannter Aufmerksamkeit alles, was sich jetzt in Szene setzte. Der Mond=

mann war mit seinem Schürhaken zum Fenster hinausgestiegen und löste dort durch scheuernde und schabende Bewegungen die Teerpapprinden von der Mondoberfläche ab. Dabei drängte er die obere Hälfte des Überzuges nach oben gegen den Pol hin; die untere nach abwärts, wobei er also die Kruste, die den Mond umschloß, in ihrer Mitte, in einer Äquatorlinie durchschnitt. Diese absonderliche Arbeit, die ich mehr ahnte als beobachtete, setzte er kurz darauf dicht in meiner Nähe vor der Ausgangstür fort, um sie schließlich unten von der Kellerluke aus zu vollenden. Wie ein gelber Schlotfeger arbeitete und hantierte der erhitzte Mensch, dem seine außerordentliche Länge, wie ich glaube, bei dieser Gelegenheit sehr zustatten kam. — Ein seit einer halben Stunde schon währendes Schnurren und Rollen in meiner nächsten Nähe machte mich aufmerksam; ich erkannte bald, um was es sich handle: dicht unter dem Fußboden bei der Ausgangstür lief die Strickleiter durch und hinunter ins Freie. Der Mondmann, überlegte ich, mußte also bei vollständig hinabgelassener Leiter hinuntersteigen und die ganze Tretarbeit sowohl hinauf wie hinunter durchkosten, statt daß man ihn mitsamt der Leiter hinunterseilte. Freilich hätte dann ein einziger Fehlgriff der die Maschine überwachenden Mondfrau die Leiter ins Rollen gebracht und so den unglücklichen Steiger auf dem „großen Kås" zerschmettert.

Ich bedauere, daß ich dem Leser hier nicht etwas mehr Feuerwerk vorführen kann, was vielleicht nach seinem Geschmack wäre. Aber ich muß mich streng an meine Wahrnehmungen halten. Und ich sah leider kein Feuerwerk, weil ich unter meinem Bett oder wenigstens in der Mondstube zurückblieb. Ja, lieber Leser, es ist eine traurige Episode, die ich hier vorführen muß; traurig, nicht allein hinsichtlich der Knappheit meiner Geschichte, sondern auch in bezug auf die Vorgänge an der Leydener Universität und deren Konsequen-

zen. Denn wie ich später erfuhr, war es gerade nach meiner vierwöchigen Abwesenheit, zu Beginn des Neumonds, daß man im Senat der medizinischen Fakultät zu Leyden Recherchen anzuheben begann, deren für mich folgenschweres Resultat der Leser am Schlusse der Erzählung vermutlich erfahren wird. — Durch mein Verbleiben unter dem Bett war es mir also nicht nur unmöglich, das Abheben der glühenden Mondhauben, ich meine der beiden Hohldächer, des oberen und des unteren, vielleicht die interessanteste individuelle Leistung des Mondmannes, zu beobachten, sondern auch das Befestigen dieser, wie mir schien, mit einer zentrifugalen Tendenz nach oben behafteten und jedenfalls rasch in sich selbst zusammensinkenden glühenden Masse an einer eisernen Kette, deren Glieder ich wiederholt draußen an der Eingangstür anschlagen hörte, entging mir vollständig. Nur die Maßnahmen der Mondfrau im Innern der Stube gegen eine etwaige Feuersgefahr für das jetzt blanke hölzerne Monddach können mich und den Leser in etwas dafür entschädigen, was wir draußen bei rechtzeitiger Besteigung der Leiter hätten beobachten können: nämlich das Hinabschleppen des Vollmonds.

Die Ereignisse im Innern der Mondstube spielten sich aber folgendermaßen ab. Als der Mondmann mit seinem Schürhaken durch die aufgeregt hin und her rasenden und Feurioh! schreienden Kinder hindurch sich zur Ausgangstür begeben hatte, war ich der Meinung, er komme jedenfalls zu einem förmlichen Abschiede zurück und vollende nur draußen, wo ein förmliches Trittbrett oder Landungsvorsprung war, die Abhebungsarbeiten. Statt dessen kam auf einmal die Mondfrau schweißtriefend von ihrer Abwindarbeit aus der Klapptür herauf, und sie und die Kinder versammelten sich an der Ausgangstür, die nun geöffnet wurde. Jetzt schwante mir der Stand der Dinge; ich kroch schleunigst hervor und wollte mich zur Leiter begeben. Aber durch diesen dichten Wall von Kin-

dern mich durcharbeiten oder jetzt in diesem Moment und an dieser gefährlichen Stelle, wo durch den kleinsten Ruck ein halbes Dutzend Kinder „in die Ewigkeit“ stürzen konnten, einen Skandal und eine Entdeckung provozieren, war doch ein wahnsinniger Gedanke! Die Kinder winkten mit der Hand ihrem Papa Adieu! zu und setzten ihr blödsinnigstes Lächeln auf, und die Mondfrau sagte zu dem schon untenstehenden, für mich nicht mehr sichtbaren Mondmann: „Vater, zwei Potschamber!“ — Als er nicht hörte, schrie sie noch einmal: „Vater! Zwei Potschamber!“ worauf es „Ja, ja!“ von unten heraufschallte. Der Himmel war voller Lohe und Funken, ohne daß ich einen glühenden Körper selbst sehen konnte. — So vollzog sich die Abreise des Mondmannes. Und ich mußte knirschend und ohnmächtig in meiner Wut wie ein Hund wieder unter mein Bett hinunterkriechen, wo ich einem epileptischen Anfall näher war als allem anderen. Ein Strom von Tränen befreite mich glücklicherweise von dem stärksten Druck, der auf meiner Seele lastete. Was jetzt um mich vorging, das hatte nicht das geringste Interesse für mich und konnte mich schon deshalb nicht aus meiner Lethargie aufmuntern, weil wir wieder in fast vollständige Dunkelheit gehüllt waren.

Aber um meiner Pflicht als getreuer Erzähler zu genügen, und da ich kein Recht habe, die mehr oder weniger feine Nase des Lesers vielleicht gegen dessen Willen zu schonen, will ich hier mitteilen, was ich unter meinem Bette her sah. Sobald die Außentür wieder geschlossen war, und Mutter und Kinder stillschweigend in das Innere der Stube sich zurückgezogen hatten, wurde der lange Tisch von den ältesten Mädchen ans Fenster gerückt. Die Mondfrau stieg hinauf, und während nun die jüngeren Kinder einen Nachttopf nach dem anderen, gefüllt mit Pipi, aus dem Mondkeller heraufschleppten, ihn den älteren gaben, die ihn der Mutter hinaufreichten, schüttete diese, halb am Fenstergesimse stehend, den Inhalt mit einem

kräftigen Ruck über das Monddach, von wo er in langen Strähnen und unter zischender Berührung mit zurückgebliebenen Brandmassen herabrieselte. — Wo diese Pipimassen im Keller aufgespeichert waren, weiß ich nicht; ob diese Vorsichtsmaßregel einer Anordnung des Mondmanns entsprach, kann ich auch nicht sagen. Aber es stank fürchterlich! Als die Mondfrau herabstieg, lachte sie und patschte ihre Mädchen auf die Backen.

Ich möchte hier dem Leser einen Vorschlag machen: die Ereignisse der letzten paar Stunden sind vielleicht zu rasch aufeinandergefolgt, und er hat das Bedürfnis, auszuschnaufen. Dem Verfasser geht es ebenso. Der Mondmann ist fort und wird einige Zeit fortbleiben. Bevor er zurückkommt, ist es zwecklos, den Faden der Erzählung wieder aufzunehmen; denn wie die Mondfrau mit ihren dreißig Kindern und dem Verfasser da oben in der Dunkelheit hungert, kann unmöglich besonderes Interesse erregen. Ich möchte also dem Leser den Vorschlag machen, die hier durch den Gang der Ereignisse notwendig eingetretene Pause in passender Weise auszufüllen. Ich möchte ihn bitten, dies durch ein kritisches Intermezzo geschehen zu lassen, welches sich darüber verbreitet, ob es möglich wäre, alles, was wir bisher erlebten, von der Begegnung auf dem Felde bei O'decke Bosh an bis zum Abhub der brennenden Monddächer vor wenigen Stunden, was alles mit den Gesetzen der Erfahrung und der Wissenschaft im Widerspruch steht, auf einer natürlichen Basis aufzubauen. Der Leser weiß, mit welcher Ängstlichkeit ich bisher auf seine Bedürfnisse und die des gesunden Menschenverstandes Rücksicht genommen habe, wie ich an Adjektivis nichts gespart habe, um für jeden einzelnen Fall in Ton, Farbe, Größe, Geräusch, Schnelligkeit usw. stets einen analogen Eindruck dessen hervorrufen, was ich selber empfand.

Ich bitte den Leser um seine gespannteste Aufmerksam-

keit. Es ist bekannt, wie herumreisende Zigeuner, welche durch kleine Vorstellungen im Saltibankieren oder durch Wahrsagekunst ihr Leben fristen, bei der Wahl ihrer nächtlichen Lagerplätze stets die Neigung haben, möglichst entfernt oder wenigstens in sicherer Entfernung von menschlichen Niederlassungen haltzumachen. — Warum? — Vielleicht aus einer bei diesen verwahrlosten Stämmen eigentümlichen Vorsicht, nicht mit Menschen in Berührung zu kommen, die sie, trotz der höherer Kultur, innerlich verachten. Aber wohl mehr noch aus Vorsicht vor Diebstahl, Überfall, Brandlegung, Neugier usw. Aus Mitteilungen über die Sitten in der Tropenwelt, aus den Schilderungen von Robinson Crusoe wissen wir, daß Reisende, die in unbewohnter Gegend von der Nacht überrascht werden, auf Bäume steigen, um dort vor Tieren wie Menschen sicher zu sein. — Auch vierfüßige Tiere geben sich auf hohen Bäumen der Ruhe und dem Schlaf hin, um wenigstens vor jenen ihrer Feinde geschützt zu sein, die keine so gewandten Kletterer wie sie selbst sind. Der Zug in die Höhe, wenn es sich um Sicherheit handelt, ist also ein Mensch wie Tier innewohnender Instinkt, welcher sich durch die Erfahrung als berechtigt herausgestellt hat. — Weshalb setzen wir ein Taubenhaus auf eine himmelhohe Stange? — Um die jeder Verteidigung fast unfähigen Insassen vor dem Marder zu schützen. Er kommt aber doch hinein. — Was wäre also das Ideal eines Taubenhauses? — Wenn die Stange in Wegfall käme! — Ja, dann fiele aber das Taubenhaus hinunter! — Gut, aber das Ideal eines Taubenhauses wäre doch eines ohne Stange. — Ja, dann müßte es aber schwebend erhalten werden! — Gut, aber das Ideal eines Taubenhauses wäre doch — ein Kasten, der schwebend erhalten wird, und in dem Tauben wohnen. — Nun denke man sich einen höchst verschlagenen, rührigen, überall gleich seinen Vorteil erspähenden Zigeuner, der vielleicht durch Kränklichkeit zu

fortwährender Gedankenarbeit verurteilt ist, der mit abgekauten Nägeln am Mund fortwährend lauert und sinniert, daneben mit jenem genialen Naturblick begabt ist, wie ihn im Freien lebende Volksstämme aufweisen, einer, der auf seinen vielfachen Hin- und Herzügen oft bestohlen worden ist, selbst aber auch fleißig stiehlt, dessen blaue Holzwägen oft angezündet wurden, der aber selbst schon fleißig Bauernscheunen angesteckt hat, um das davonfliehende Federvieh sich anzueignen. Der also durch diese Beschäftigung und die Unbilden die meiste Erfahrung besitzt, wie man sich gegen Brand und Diebstahl am besten schützt! Sollte er, auf diese Weise mit großer Überlegung und Erfindungsgabe ausgerüstet, nicht auf die Idee kommen, sich ein einfaches, leicht konstruiertes, aber wohnliches und gegen Wind und Regen schützbares, vor Diebstahl und Brandlegung sichergestelltes Wohnhaus in gemessener Entfernung vom Erdboden zu bauen, das er verlassen kann, wann er will, in das aber kein Fremder hineinsteigen kann, wenn er, der Mondmann — ich wollte sagen, der Zigeuner —, nicht will? Es müßte mindestens so weit entfernt sein, daß, sagen wir, ein Büchsenschuß es nicht erreichen kann, damit fällt natürlich die Stange, die es tragen könnte, die Unterlage, von selbst weg. Wenn möglich, sollte es aber auch mit dem bloßen Auge nicht gesehen werden können, damit die betreffende Gegend nicht aufmerksam würde. Auf der anderen Seite aber dürfte es auch nicht zu entfernt vom Erdboden sein, um die Steigearbeit und die Verproviantierung nicht zu mühevoll zu machen.

Was nun die Verproviantierung anlangt, was wäre wohl diejenige Nahrung, die der Zigeuner sich aussuchen würde, und die die Bedingung erfüllen müßte, daß sie eine Ergänzung des Vorrats so selten wie möglich nötig machte? — Gestohlene Hühner? — Gewiß nicht! Denn abgesehen davon, daß sie tot, also geschlachtet, sich nur wenige Tage

hielten — lebend, aber leicht wegfliegen könnten —, dürfte doch so hoch oben nicht gebraten werden, und zwar wegen der Feuersgefahr! Die ganze Bude könnte ihm ja eines Tages wegbrennen, und der arme Kerl, der seine Steigevorrichtung nicht schnell genug losbringt, stürzte zerschmettert auf die Erde. — Kondensierte Kindermilch? — Noch weniger! — Denn zu deren Zubereitung gehörte ja Wasser, und Wasser hinaufzuschleppen würde der überlegende Zigeuner wohl bleiben lassen. — Aber was meint der verehrte Leser zu: Käse? — Käse wäre wohl ein intensives, zusammengedrängtes, eine Neuverproviantierung selten nötig machendes Nahrungsmittel, welches dem Mais der Italiener und dem Reis der Chinesen keck die Wage halten könnte. — Selbstredend: gestohlene Käse. — Ich will den Leser nicht durch weitere überflüssige Fragen ermüden oder ihm Gelegenheit zu unüberlegten Antworten geben — aber, wenn die Bedachung dieser in Holz ausgeführten Wohnung in Frage käme, mit der Forderung, daß es ein möglichst leichtes Material sein müsse, — nicht wahr, Teerpappe wäre der geeignetste Stoff? Und die Bedachung müßte ganz herumgehen, weil bei der außergewöhnlichen Höhe Wolken und Niederschläge und Entladungen auch unterhalb der hölzernen Wohnung vor sich gehen könnten? Und nicht wahr, bei lang andauerndem Auffallen der Sonnenstrahlen könnte die Bedachung in Brand geraten und müßte dann schleunigst durch eine neue ersetzt werden? — Welche Gestalt aber würde das Haus annehmen? — Gotisch oder byzantinisch? — Zunächst doch wohl rund, um dem Wind so wenig wie möglich Gelegenheit zu geben, sich zu fangen und das Haus herumzudrehen. — So eingerichtet aber und im Innern mit einigen Bequemlichkeiten versehen, wäre es dann wirklich eine vollkommen sichere Zufluchtsstätte für einen geschickten Dieb, unerreichbar für alle Nachstellungen, Polizisten, Bauern, Grenzplackereien, Rekrutenaushebungen,

Steuereinnehmer, Feuerbeschau, Kriegstumult, Überschwemmung!! — Wenn der Zigeuner Hunger hätte, stiege er über irgendein friedliches holländisches oder deutsches Dorf hinunter, machte seine Saltibankkunststücke, die er in seiner Jugend erlernt, nähme mit, was zu erhaschen wäre, und kehrte mittels seiner sorgfältig hinter einem Busch versteckten Leiter in seine Wohnung zurück. — Später vielleicht käme er auf die Entdeckung, daß man nachts stehlen könne, ohne Saltibankkunststücke zu machen; er stiege nur noch nachts herunter und würde sich nicht mehr produzieren. — Noch später käme er vielleicht auf die Idee, das in ihm repräsentierte höchst erfindungsreiche Diebesgeschlecht fortzupflanzen. Und er ginge eines Tages auf einen Jahrmarkt, wo seine früheren Kunstkollegen sich produzieren, und würbe um die Gunst einer leichten, sein luftiges Wohnhaus nicht zu schwer belastenden Zirkusreiterin, die er auf seinen Schultern hinaufträge. — Und erzeugte Kinder mit ihr und ernährte seine Familie durch Fleiß, Ausdauer und Geschicklichkeit im Stehlen und schaffte Mobiliar und Bettzeug hinauf. Aber zuletzt würde er alt und gebrechlich, sie dick und zornig, und die Kinder, die nie eine Schule besucht, nie Menschen, und die Erde nur aus höchster Entfernung gesehen hätten, wären verdummt und Idioten geworden. — Und da kein Knabe da wäre, der das Gewerbe des Vaters übernähme, so zögen die Sorgen ein in dies ursprünglich so genial erdachte Haus!

Während ich so unter meinem Bett überlegte und sinnierte, entstand plötzlich eine heftige Schwankung am Mondhaus, der mehrere größere Schwankungen folgten; da ein eigentlicher Stoß nicht hörbar war, so war ein Zusammenstoß mit einem Himmelskörper, woran ich zuerst gedacht hatte, unwahrscheinlich. Aber wie aus einem Mund sagten gleich darauf die dreißig Kinder, die inzwischen unter der Aufsicht der Mondfrau wieder ihre Spinnarbeit vorgenommen hatten:

„Jetzt ist er drunten am großen Käs!“ — Und die Mondfrau setzte nach einiger Zeit mit einem Seufzer hinzu: „Ja, jetzt ist er drunten!“ im Tone, wie etwa eine Mutter zu den sich nach dem Vater erkundigenden Kindern trübselig sagt: Ja, der Vater ist im Krieg! oder: Der Vater, der liegt vor Belgrad! — Dann setzte die Mondfrau ganz trocken hinzu: „Der hat wieder schön lang gebraucht!“ so daß ich mich über die sentimentale Stimmung der Alten doch getäuscht hatte. — „Nicht wahr, auf Amerikaland?“ fragte dann noch ergänzend eines der älteren Kinder. Diese Frage frappierte mich über die Maßen. — Ich will den Leser nicht mit all den Kombinationen belästigen, die ein scharfsinnigerer Erzähler als der Verfasser, sagen wir: Edgar Poe, aus dem einzigen Wort „Amerikaland“ in dem Mund des Kindes zu ziehen sich berechtigt hielte, und damit wieder um zehn unnütze Seiten das Ende der Erzählung hinausschieben; aber der Leser wird zugestehen, daß das Wort zu denken gibt. Weniger in der Richtung der Annahme, daß ein kleiner Ansatz zur Schulbildung bei den Mondkindern doch vorliege; das Wort „Amerikaland“ konnte ja rein mechanisch nachgeschwatzt sein! Sondern der Schwerpunkt liegt darin, daß das ominöse Wort von einem der beiden Eltern auf dem Mond faktisch ausgesprochen worden sein muß; denn daß die Kinder die Mondstube nie verlassen hatten, darüber konnte kein Zweifel sein. Daß aber ein so distinkter Lautbegriff und Begriffswert wie „Amerikaland“ zu gleicher Zeit und unabhängig voneinander auf zwei Weltkörpern, die ohne Verbindung sind, entstehen könne, das macht mir niemand weis! — Also muß das im Mondhaus von einem der beiden Eltern ausgesprochene Wort von der Erde stammen? Also muß eines der beiden Eltern auf der Erde und dort in der Schule gewesen sein! Und da ich schon die Mondfrau ausdrücklich und unter Anführung unwiderleglicher Beweis-

gründe als eine Xantnerin (oder Krefelderin) angesprochen habe, so bleibt bezüglich des Mondmannes nur die eine Frage: Ist er auch ein Erdenkind, ein Holländer und dergleichen, oder gehört er einem spezifischen Mondgeschlecht, einer erhabenen Götterverbindung, einer transzendentalen Himmelsfamilie mit einem Wort, einer Wesensreihe sui generis, also einem jeden Vergleich mit uns armen Erdenwürmern ausschließenden Geschlecht an? — Ich sah den vertrackten, quittengelben, gallig verkränkelten Mondmann jetzt wieder deutlich vor meinem Auge, wie er über das frische Saatfeld bei O'decke Bosh hinschlich, mißtrauisch und vorsichtig seine Schaufel hervorzog und keuchend und schwitzend und manchmal fluchend seine Arbeit verrichtete wie ein alter Bauer, der verspekuliert hat und auf seine alten Tage noch einmal arbeiten muß. — Wenn das ein Gott ist, sagte ich mir, dann ist es ein kranker Gott.

Ich wurde durch den heftigen Stoß am Mondgehäuse in der Weiterentwicklung einer Theorie unterbrochen, welche die Erklärung meiner bisherigen Erlebnisse auf natürlichem, wissenschaftlichem Boden beabsichtigte. Ich hatte den Versuch unternommen, einen schlauen und vorsichtigen Zigeuner sich ein rundes Haus in klecklicher Entfernung vom Erdboden konstruieren zu lassen, es mittels einer Leiter zugänglich zu machen, dort oben die Frucht seiner Ersparnisse und Diebstähle zu bergen, schließlich sich ein Weib hinaufzuholen und für zahlreiche Nachkommenschaft zu sorgen. Der Leser wird mir vielleicht zum Vorwurf machen, einen Hauptpunkt in dieser ganzen Erörterung unbeachtet gelassen zu haben, nämlich: wieso denn dieses Zigeunerhaus da oben schwebend erhalten werden kann? — Gut, ich gebe zu, daß ohne das Schweben des Zigeunerhauses die ganze Theorie rettungslos zusammenbricht. Aber ich bitte den Leser, zu erwägen, daß das Haus aus dem leichtesten Material gebaut

war: ausgetrocknetes Fichtenholz; die Bedachung noch leichter: Teerpappen! Für die Verproviantierung war eine konsistente Form gewählt: runde, holländische Käse, von denen einer allerdings vielleicht zwei bis drei Pfund wog, aber Nahrung für mindestens drei bis vier Tage bildete! Daß alles schwere Material wie Wasser, Stein, Eisen vermieden wurde; daß die Leiter, in beträchtlicher Länge, aus dem leichtesten Stoff, Hanf, war; daß die junge Frau, die sich der kühne Architekt hinaufholte, eine leichte Person war, Kunstreiterin. Ja, ich bin überzeugt, daß er, als seine Frau im Wochenbett lag, ihr fortwährend vorpredigte: „Leichte Kinder, hörst du, leichte Kinder!" — Nachdem also alles nach dieser Richtung und nach diesem einzigen Gesichtspunkt vorgesehen war — und die Einrichtung des Mondhauses erlaubt mir doch, die wesentlichen Züge auf mein theoretisches Haus zu übertragen — was verbietet dann die Annahme, daß der Zigeuner sein Haus nur als Gondel zu einem darüber schwebenden Ballon betrachtete? — „Nein, welche Versteigung!" wird der Leser ausrufen. — Gut, ich behaupte ja nicht, daß es so war, ich rede nur von der Möglichkeit! — Mit anderen Worten: das Haus des Zigeuners konnte durch einen zehn- oder zwanzigmal größeren Ballon, der mit irgendeiner leichten Gasart gefüllt war, in Schwebe sich erhalten. — „Nein, das wäre das Höchste!" — Das Höchste? Nun freilich, insofern, als der Ballon höher war als das Haus! Aber will mir der Leser erlauben, einige Fragen an ihn zu richten: Hat der Leser je vom Mondfenster aus direkt in die Höhe geblickt? — „Nein!" — Ich auch nicht. — Konnte also der Leser überhaupt einen über dem Mondhaus schwebenden Ballon vom Fenster aus sehen? — „Nein!" — Gut. — Noch eine Frage: Um welche Zeit stiegen wir damals am Samstag hinauf? — „Bei Nacht!" — Sieht man bei Nacht einen Ballon? — „Nein!" — Darf demnach aus dem Umstand, daß wir nicht in der Lage waren,

einen vielleicht über dem Mondhaus befestigten Ballon zu sehen, darauf geschlossen werden, daß keiner da war? — „Nein!“ — Gut! — „Aber wo soll der Mensch das Gas zur Füllung des Ballons herbekommen?“ wird der Leser fragen. — Das weiß ich nicht, obwohl die Anwesenheit von Steinkohlenteer, einer Masse, aus der mehrere leichte Gasarten ohne Mühe dargestellt werden können, zu denken gibt. — „Aber da oben in so beträchtlicher Höhe!“ — Da oben handelte es sich vielleicht nur um Ersetzung kleiner, durch mangelhafte Dichtigkeit der Ballonwände entstandener Entweichungen von Gas. Und die erstmalige Füllung fand auf dem Erdboden statt! — „Von einem Zigeuner?“ — Die Zigeuner sind ein alter, grundgescheiter, in eine Menge Geheimnisse eingeweihter Volksstamm; sie reichen jedenfalls über die Assyrer und Chinesen zurück, die ihrer bereits erwähnen; auf ihren tausendjährigen Wanderzügen mögen sie eine große Menge von Erfahrungen aufeinandergehäuft, aus den Kulturen der wichtigsten Völker geschöpft haben! Wieviel Erfindungen wurden außerdem schon zweimal gemacht: die Chinesen hatten bereits das Schießpulver entdeckt! Warum soll es den ältesten Zigeunerstämmen unbekannt gewesen sein, durch Benutzung einer leichteren Gasart als die Luft und ihre Abschließung in einem dünnwandigen Raum Körper herzustellen, die sich vom Erdboden in die Luft erheben können?! — „Demnach will der Verfasser glauben machen, daß die Zigeuner vor den Franzosen im Besitz der Luftschiffahrt waren, und daß niemand davon etwas merkte?“

Möge es der Leser nicht für ungut nehmen, wenn ich hier abbreche. — Ich liege unter dem Mondbett und habe Hunger; seit vier Tagen habe ich nichts gegessen! Die Mondfrau mit den Kindern vielleicht noch länger nichts, aber diese brauchen keine Theorien zu ersinnen, um skeptischen Lesern ihr allerdings wunderbares und dabei doch ärmliches Heim be-

greiflich zu machen; während dies die Pflicht des Verfassers ist! Ich fürchte, schon die letzten Seiten haben in ihrer Beweisführung, in ihren Repliken und Antithesen unter meinem leeren Magen gelitten. Möge übrigens der Leser meinen Standpunkt nicht verkennen; nicht meinetwegen habe ich die, ich gestehe, etwas gewagte Zigeunertheorie unternommen, sondern seinetwegen; was konnte mir daran liegen, die Vorgeschichte des Mondes zu erklären und der Kant-Laplaceschen Theorie über die Entstehung der Himmelskörper die so notwendige Ergänzung zu verschaffen? — Analyse ist meine Stärke sowieso nicht. — Für mich war es die Hauptsache, dieses ärmliche Mondheim, dieses wunderbare Etwas, welches so und so viele Nächte im Monat verhöhnend auf uns Erdbewohner heruntergläntzt, entdeckt und beobachtet zu haben. Und dies verdankte ich einer großen Dosis Courage; denn, offen gestanden, wer von den Lesern hätte damals auf dem Felde von O'decke Bosh den Mut gehabt, in die Strickleiter zu greifen und einem unbestimmten Etwas entgegenzusteigen?

Es war unter meinem Bett sehr kalt geworden. Die Entfernung der glühenden Monddächer hatte unser dünnes Holzhaus ziemlich rasch abgekühlt. Zwar war auf die während der letzten vierzehn Tage stockfinstere Nacht seit Weggang des Mondmannes eine kleine Dämmerung gefolgt, die ich mit dem Wiederherannahen der Sonne auf der Rückseite des Mondes in Zusammenhang brachte, aber dies war nicht genügend, um die Temperatur merklich zu erhöhen. Die Kinder lagen alle wieder in den Betten, vor Hunger und vor Kälte; die Mondfrau, in dicke Schals eingewickelt, schleppte aus dem Mondkeller Teerpappen auf Teerpappen herauf; beim Heruntergehen nahm sie die von den Kindern fertiggesponnenen Reservestücke für die Strickleiter mit. — Am liebsten wäre ich jetzt vorgekrochen und hätte mit der Mondfrau

ein offenes Wort geredet, welches ihr die Lauterkeit meiner Absichten bewiesen und den plötzlichen Schreck über mein Erscheinen in Abwesenheit ihres Mannes gemildert hätte, wenn ich nur die kleinste Aussicht gehabt hätte, irgend etwas Eßbares zu finden. Die Leute hatten ja selbst nichts zu essen! Ich konnte doch keines von den — nebenbei gar nicht fetten — Kindern anbeißen. — In diesem Zustand lag ich gewiß noch zwei bis drei Stunden und war eben im Begriff, in meiner Verzweiflung den Strohsack der Mondfrau nach irgend etwas Eßbarem zu durchwühlen, als ich plötzlich aus meiner halb erhobenen Stellung mit großer Wucht mit dem Kopf auf den Boden zurückgeworfen wurde. Mehrere Potschamber unter den anderen Betten fielen um. Die Mondfrau unten im Keller stieß einen verwunderten Ruf aus, in dem aber etwas wie Beifall lag, und der etwa „Ho!" klang; die Kinder schrien alle gleichmäßig auf, und einige riefen: „Der Papa kommt — der Papa kommt!" — In der Tat, es waren wieder dieselben Schwankungen wie heute morgen, als der Mondmann die Strickleiter verließ. — Ja, der Papa kam allerdings, aber es dauerte gewiß noch an die acht Stunden, bis man das Schlürfen seiner Sohlen auf den Leersprossen hörte. Eine Viertelstunde später hörte man ihn auch keuchen, und als er wirklich unterhalb der Eingangstür erschien und den ersten Halt machte, war es nach meiner Schätzung schon wieder Abend geworden. Inzwischen hatten sich sämtliche Kinder angezogen, die Betten wurden gemacht, Potschamber und Pantoffeln in gleichmäßiger Ordnung unter das Bett gestellt. Das Mondfenster wurde geschlossen, damit es beim Öffnen der Haupttür keinen Zug gebe, die Kellertür zugemacht, Tisch und Bänke gerade hingestellt. Endlich stellte sich die Alte, umgeben von sämtlichen Kindern, an die offene Eingangstür in Erwartung des Papa. Es war eine großartige Überraschung und ein großartiger Empfang. Als ich sah, daß

ich hinter den Kindern vollständig sicher vor Entdeckung sei, kroch ich unter meinem Bett hervor und nahm meinen Aussichtspunkt. Bevor ich den Mondmann zu Gesicht bekam, sah ich eine große Menge von Stangen, Paketen, Rollen, Kästen, Töpfen, die sich nach aufwärts bewegten: der Mondmann hatte einen ganzen Tändlerladen auf seinem Buckel, ein Lastträger im Gebirge konnte nicht stärker bepackt sein! Erst geraume Zeit später entdeckte ich über den Köpfen der Kinder hinweg tief unten das kleine, aber heftig gerötete Gesicht des Mondmannes: es glänzte vor Freude und Entzücken. In einem Moment des Stillhaltens rief er mit schwacher, heiserer Stimme, fortwährend wie ein Asthmatiker von kurzen Atemstößen unterbrochen, herauf: „Mutter, — dies — mal — hab' ich — große — Ernte ge—halten." „Ja, komm nur herauf, Herzensmännchen!" sagte die Alte, welchem Willkomm ein großes Geschrei und Gejubel der Kinder folgte. — Der Alte glotzte fortwährend herauf, obwohl er dabei zweifellos viel schwerer atmete, als wenn er den Kopf nach unten gehalten hätte. Ich glaube, die Tränen traten in seine wasserblauen Augen; er versuchte wiederholt zu reden, indem er wie ein Fisch das große Maul aufsperrte, man hörte aber nichts. Endlich ließen die Kinder mit ihrem In-die-Hände-Patschen nach, und der Alte kam zum Wort: „Ich — wäre — früher ge—kommen," sagte er, „aber es — gab so — viel . . . ." — „Herzensmännchen!" antwortete die Mondfrau. „Ich hab' dich nicht so früh erwartet; du bist schrecklich schnell wieder da gewesen!" — Die Wahrheit war, daß der Mondmann nach meiner Berechnung mindestens drei Stunden länger gebraucht hatte, um heraufzukommen, als das letztemal.

Aber der müde, freudige Steiger war noch immer nicht fertig, er sperrte immer wieder den Mund auf, als wollte er was sagen. Als es endlich Ruhe wurde, rief er mit einem so

breiten Ausdruck der Kinnladen, daß man das Entzücken gewahr werden mußte, herauf: „Die Käs—leute ha—ben ihre — Stadt an—gezündet, und — da gab es — viel zu — holen!“ — Die Alte schien dieser Mitteilung keineswegs besonderen Wert beizumessen; denn mit dem Ton freudiger Überraschung rief sie nur hinunter: „So komm nur endlich herauf, Goldkäferchen!“ — Mir freilich gab die „angezündete Stadt“ viel zu denken. — „Mutter!“ rief der unten wieder herauf, indem er die letzten Sprossen zurücklegte, wobei Kinder und Alte vom Eingang zurückdrängten. „Mutter! nimm mir nur zuerst die großen Dinge ab, sonst komm' ich nicht hinein!“ — Nun griff die Alte zu und zog, wie ich unter dem Bett her beobachten konnte, ein Durcheinander von allen möglichen Gegenständen in die Stube herein. Unter anderem bemerkte ich einen langen Besen, eine kurze Holzleiter, eine alte Steinschloßflinte, einen großen Anstreichpinsel, einen Kürassiersäbel. Nachdem dies abgeladen war, kroch endlich der Mondmann mit einem enormen Sack herein und ließ ihn dröhnend in die Mondstube fallen. — Das Gesicht des Alten, obwohl es die Spuren der fürchterlichen Anstrengung nur zu deutlich zeigte, war noch immer helles Entzücken, fortwährend blinzelte er die Alte an, deren Miene ebenfalls freudige Überraschung kundgab. — „Tausendsassa!“ sagte sie, „wo hast du nur alle die Sachen her?“ — Ich kann die Kosenamen nicht alle genau wiedergeben, da die Alte viel „Platt“ in ihren Dialekt mischte. — Nun wurde unter Mithilfe der Kinder der Sack aufgemacht. Der Alte schien diesmal gar nicht müde; er selbst holte alles heraus und übergab es mit Phrasen und Lobsprüchen den um ihn Herumstehenden. Auch die zwei Potschamber fehlten nicht. Ein gütiges Geschick wollte, daß gleich anfangs ein Käs in die Nähe der Eingangstür kollerte; der Leser wird begreifen, mit welcher Gier ich danach langte und ihn unter mein Bett beförderte. Unter ande=

ren Stücken kam auch ein großer, weißer Kübel zum Vorschein, der zwei lange weiße Stiele hatte. — „Was ist denn das?" fragte die Alte. „Ist das ein Potschamber?" — „Nein," antwortete der Mondmann, „das tragen die Käsleute auf dem Kopf!" — Ich schaute noch einmal genau hin; es war eine frischgestärkte holländische Haube. — Die Mondfrau machte ein verdutztes Gesicht; schließlich aber überwog doch die Empfindung, daß es sich hier um eine Art Ehrengeschenk handle. Nach längerem Betrachten legte sie die Haube sorgfältig auf ihr Bett.

Was noch alles aus dem Sack herauskam: Kleider, Strümpfe, Hausgeräte, einige geschlossene kleine Päckchen, die offenbar einer Kolonialhandlung entnommen waren und, soweit ich nach der Verpackung urteilen konnte, Zichorie oder Schnupftabak enthielten, diverse Töpfe, einige Kappen, ein Schweinslederfoliant! — Außerdem der gewöhnliche Bedarf auf dem Mondhaus: Eisenklammern, Nägel, Bandeisen, Hanfbüschel, ein Fäßchen Teer, eine große Anzahl der roten bekannten Käse! Und große Freude herrschte auf dem Mondhaus. Alles ward sorgfältig im Keller untergebracht; einige Käse wurden heroben behalten, und nach kurzer Zeit saß die Familie beim schmatzenden Mahl, während der Alte in seinem unermüdlichen Fleiß unten im Keller die Strickleiter heraufwand.

Nun soll der Leser nicht glauben, ich werde ihn mit derselben Behaglichkeit durch diesen zweiten Monat schleppen. Aber eine Episode darf ich dem Leser, bevor ich endgültig von diesem merkwürdigen Heim Abschied nehme, doch nicht vorenthalten.

Es war gegen Ende der ersten Woche, eines Nachmittags. Alles saß beisammen am langen Tisch; die Kinder in besseren Kleidern. Vielleicht war es Sonntag. Die Mondfrau tat ihre frühere Frage, die ihr, wie es schien, recht geläufig war. „Papa, was gibt's denn Neues auf dem großen Käs?" —

„Ach", sagte der Alte, „das ist ein merkwürdiges Volk; jetzt haben sie ihre große Stadt angezündet!" — „Die Stadt angezündet," meinte die Mondfrau, „ja, warum denn?" — „Ach, ich glaub', um uns zu ärgern!" „Uns zu ärgern! Ja, was hat das für einen Sinn?" — „Weil wir heller sind, weil wir mehr Licht von der Butterkugel bekommen!" — „Ja, bekommen denn die Käsleute keines?" — „Es ist ja immer ganz dunkel, wenn ich hinunterkomme; wir haben doch wenigstens vierzehn Tage Helligkeit!" — „Ja, wissen denn die Käsleute, daß wir heller daran sind?" — „Sie schauen doch herauf!" — „Welches dumme Volk, sich um uns zu bekümmern!" — „Ach, du hättest dabei sein sollen! Dieses Feuer, das sie machten!" — „Nun, und was taten sie noch?" — „Sie gestikulierten und schrien und hüpften oben von ihren Häusern heraus, und ich stand dabei, und mich sahen sie nicht!" — „Dich sahen sie nicht, warum denn nicht? Bist du denn anders wie die Käsmenschen?" — „Mondfrau!" sagte der Alte, zwar besänftigend, aber mit einem Ton des Vorwurfs, wie mir schien, über die Zumutung, ihn mit den Käsmenschen zu vergleichen. — „Nun, und was tatest du?" — „Ich raffte zusammen, was ich kriegen konnte, Hüte, Töpfe, Besen, Pinsel — sie warfen ja alles aus den Häusern heraus und freuten sich über die Flammen und taten ganz verrückt. — Einige bliesen in gelbe Röhren, daß es fürchterlich schallte, — andere holten ein Stück aus dem Fluß nach dem anderen und warfen es in die Flammen, daß es hoch aufqualmte! Es war ein Hauptspektakel!" — „Nicht wahr, Papa, fragten jetzt einige der älteren Mädchen, wir sind schöner als die Käsleute?" — „Oh, viel schöner," antwortete der Mondmann mit dem Ausdruck einer starken Überzeugung, „die Käsleute haben unregelmäßige, verzerrte Gesichter und verzerren sie noch jeden Augenblick anders!" — „Nicht wahr, wir sind auch gescheiter?" fragten die Kinder weiter. — „In jedem Fall ge=

setzter," antwortete der Alte sehr nachdenklich, „gesetzter und mit regelmäßigeren, schöneren Gedanken ..." Er wurde aber immer nachdenklicher dabei. — „Warum müssen wir denn unten die Käse holen?" fuhr ein älteres Kind fort. — „Weil wir keine oben haben," antwortete der Gefragte sehr kurz und fast trocken; sein Gesichtsausdruck veränderte sich aber immer merkwürdiger. Einige andere Kinder stellten noch einige unpassende Fragen, die dem Alten wohl sehr zu Herzen gingen, denn plötzlich sprang er auf, preßte die flachen Hände gegen die Schläfe und rief, indem er wie wahnsinnig im Zimmer auf und ab lief, mit halberstickter Stimme: „Ach Gott, wir sind ein besseres, höheres, edleres Geschlecht und müssen hinunter zu den niedrigen Käsleuten, denen das Futter zum Maul hineinwächst, und müssen uns durch ihre Kellerlöcher zwängen, damit wir nicht verhungern!" — Die Mondfrau hatte den Anfall gar nicht herannahen sehen, sondern spielte mit der neuen Haube. — Jetzt sprang sie auf, drohte den Kindern heimlich mit der Faust, jagte sie zu Bett und machte sich dann um ihren kranken Gemahl zu schaffen. — Den ganzen folgenden Tag trug der Mondmann ein Tuch um den Kopf und war wieder so nachdenklich und schweigsam, wie während des ganzen ersten Monats.

Ich löse das Mondrätsel nicht, lieber Leser — und wenn du es vermagst, so hast du jetzt das Gesamtmaterial meiner Beobachtungen vor Augen. Ich habe nichts mehr hinzuzufügen. Ob der Mondmann ein himmlisches oder ein irdisches Wesen war, ich weiß es nicht. Aber die täppischen und kindischen Zwischenfragen der Mondfrau in dem soeben mitgeteilten Diskurs lassen vermuten, daß auch sie, obwohl äußerst frappant irdisch geartet, doch in ihrem Urteil über den „großen Käs" auf der untersten Stufe stand, sonach kaum als reifes Frauenzimmer die Erde verlassen hatte, vielleicht als halberwachsenes Mädchen von unten geraubt worden war und

den größten Teil ihres Lebens hier oben zugebracht hatte. Umgekehrt war der Mondmann, vielleicht ursprünglich ein siderisches Geschöpf, durch seine häufigen Besuche auf dem „großen Käs“ doch zu einiger Kenntnis über die Vorgänge auf der Erde gekommen, welche er freilich von einem höchst beschränkten und sonderbaren Standpunkt aus betrachtete.

Der Leser wird begreifen, daß, sobald nur die ersten Zeichen des herannahenden Mondwechsels sich kundgaben, ich, mit einem Viertelkäs bewaffnet, zur Schlafenszeit mich hinausschlich auf den Mondlandeplatz, um bei dem ersten Sichtbarwerden der Strickleiter mich auf dieselbe zu stürzen und mir so selbst für den Fall des Entdecktwerdens durch schleuniges Hinabklettern die Verbindung mit der Erde zu sichern. Ich fühlte, daß, wenn ich jetzt nicht um jeden Preis den Mond verließe, ein Verbleiben vielleicht auf unabsehbare Zeiten mein Schicksal sein werde. — Und Schwiegersohn auf dem Mond zu werden, war, obwohl ich auf der Erde nichts zu verlieren hatte, und beim Wiederbetreten mir in Leyden nur Schlimmes bevorstand — doch nicht nach meinem Geschmack.

Als ich so in die weite Welt hineinsah, — über mir der brennende, prasselnde Mond, unter mir eine gähnende Unendlichkeit, — kam mir die Erinnerung an meine Hausfrau mit den langen Zähnen, an das Leydener Studentenleben, an meine Beschäftigung auf der Anatomie. Ich kam mir vor wie jemand, der aus der Vakanz zur Schule zurückkehrt, der zwei Monate auf dem Land bei einfachen, ruhigen Leuten gelebt hat und nun in das Gewühl der Stadt zurück muß. Mit Wehmut gedachte ich der possierlich dummen Gesichter der Mondkinder, die ich nun verlassen mußte. — Ich konnte jetzt vortrefflich beobachten, wie das Feuer auf der schwarzglänzenden Mondrinde weiterfraß. — Ich überlegte mir die ganze Prozedur zur Abnahme der feurigen Dächer, die große Feuersgefahr für das leicht gezim-

merte Mondhaus selbst, die Schwierigkeit der Befestigung der lodernden Teermassen an der eisernen Kette, — und kam schließlich zur Überzeugung, daß, wenn ich, wie beabsichtigt, das letztemal hinter dem Mondmann dreingestiegen wäre, ich zweifellos verbrannt wäre, zum mindesten erstickt! Denn bei der Neigung der brennenden Hülle nach oben zu steigen, mußten mich die glühenden Gase, während der Alte hinabstieg, fortwährend in einen Mantel verderbenbringender Atmosphäre hüllen! Und wenn dies auch nur eine Viertelstunde währte, während welcher die glostende Masse in sich zusammensank, so war ich verloren, da von einem Zurückbleiben auf der Leiter hier am Anfang noch keine Rede sein konnte. Diese Erkenntnis erfüllte mich voll dankbarer Gesinnung gegen die weiblichen Mitglieder des Mondhauses, die durch ihr Ansammeln an der Eingangstür mir damals das Besteigen der Leiter zur Unmöglichkeit machten. Aber die Angst, nun doch in irgendeiner Weise mit dem Feuer in Berührung zu kommen, wenn auch nur durch ein unglücklich abbrechendes Teerstück, veranlaßten mich, sobald die Leiter hinabgerollt war — und dies geschah kurz darauf und dauerte an die fünf Stunden — sofort hinaufzusteigen und mich einige dreißig Meter hinunter zu begeben, wo ich mich so gut wie möglich zwischen den Sprossen zurechtsetzte. — Auf diesem Platz blieb ich die halbe Nacht, als ich aus dem Geschrei der Kinder und dem Übergreifen der züngelnden Flammen auch auf das nördliche Monddach erkannte, daß die Stunde der Krise herangekommen sei. In der Tat erschien bald der Alte wieder im gelben Lederkostüm mit dem langen Schürhaken und brach von den drei Mondöffnungen aus die Dachüberzüge ab, riß dann in einem äquatorähnlich angelegten Kreis die obere Dachhälfte von der unteren, so daß das Mondhaus herausschlüpfen konnte, packte schließlich mit der Rechten eine Kette und riß mit einem einzigen Ruck beide flam=

mende Hauben so weit nach seitwärts, daß sie, ihrem Zuge nach oben nachgebend, plötzlich mehrere Meter hoch über dem schwarzen Mondhaus erschienen. Diese Maßregel erschien mir äußerst praktisch. Denn es war klar, daß, wenn der Mondmann den brennenden Hohlmond seitwärts oder unterhalb des Hauses nur kurze Zeit gehalten hätte, dieses wie die Strickleiter in höchster Gefahr waren, anzubrennen. In einer gewissen Entfernung über dem Haus aber, wo die Flammen nach oben züngelten, war ein Übergreifen des Feuers ausgeschlossen. — Dies alles war draußen auf dem Landeplatz vom Alten bewerkstelligt worden. Er selbst, wie das Haus, und die neugierigen Gesichter der Mondinsassen an der Ausgangstür waren im Nu in tiefes Dunkel gehüllt. Aber schon kurz darauf senkten sich die zu einem großen Ballen zusammengeschmolzenen Monddächer infolge ihrer natürlichen Schwere langsam herab, und der Mondmann, der diese wohl noch aufgelockerte, aber nicht mehr brennende Kugel so weit seitwärts wie möglich herabführte, begann unter dem Jubelgeschrei der Kinder seinen Abstieg. — Ich eilte voraus, so schnell ich konnte. — Ein anderer hätte sich vielleicht mit Rücksicht auf seinen Magen nach einer gemischten Kost gesehnt, um aus dem Käseinerlei herauszukommen — ich sehnte mich nach irdischer Speise für meine Augen und für meinen Kopf, um aus dem Mondeinerlei und seinen beschränkten Gesichtspunkten herauszukommen! Ich dachte an mein Bett in Leyden und an meinen Platz im Wirtshaus zu „de groene Meerfrouw", wo ich alles während der zwei Monate Vorgefallene reiflich zu überlegen und mit meinen Kommilitonen zu besprechen mir vornahm. — Aber ich kam nicht so schnell vorwärts, als ich beabsichtigte. Die dickeren Luftschichten, in die ich hineinstieg, machten meine Adern heftig pulsieren, und bei der ganz neuen Kraftanstrengung ermatteten meine Glieder in dem Maße, daß ich nur Sprosse für Sprosse neh-

men konnte und bald den gewonnenen Vorsprung vor meinem Nachmann verlor. — Es war vollständig Nacht um mich. Der Mondmann stieg mit einer Ruhe und Gleichmäßigkeit nach unten, wie ein Lastträger im Gebirge, der einen Weg zum hundertsten oder tausendsten Mal zurücklegt. Die Mondkugel verbreitete nur einen strahlenden Schein, der wirkungslos in die Nacht hineinschoß, ohne zu erhellen. Das Mondhaus über uns war vollständig in Finsternis gehüllt; tief unter mir entdeckte ich einen schwachen Lichtkomplex, der zunahm, je mehr wir uns der Erde näherten. Bald war es klar, daß wir in ein Zwielicht hineingestiegen; ob es das einer Morgen- oder Abenddämmerung war, ließ sich noch nicht feststellen. — Wenn dieser Mondmann, sagte ich mir, wirklich der Bewohner jenes Himmelskörpers ist, den wir mit Mond bezeichnen — und daran zu zweifeln, wäre nach allem Vorgefallenen ein so großer Fehler, daß der feste Glaube daran geradezu als Tugend erscheint — dann muß er oder seine Vorgänger auch schon so lange da oben hausen und die Mondgeschäfte verrichten, als der Mond den Erdbewohnern bekannt ist! Denn es geht nicht an, zu glauben, daß erst der Mond existierte und dann ein solches imaginäres Haus sich an seine Stelle setzte! Ist das der Mondmann, sagte ich ganz laut zu mir, der da oben jetzt herunterschlürft und Holländisch spricht, dann muß er mit seinen Vorfahren seit etwa dreitausend Jahren diese Bude innehaben, solange eben der Mond bekannt ist.

Ich fühlte, ich kam wieder ins Grübeln hinein, aber die Luft war so mild, und das Niedersteigen ging so glatt und regelmäßig vor sich: ich konnte mein Gehirn nicht zwingen, eine andere Gedankenrichtung zu nehmen, und so mag denn die Walze in der Musikdose da oben zum letztenmal ablaufen! Die Assyrer, fuhr ich fort, sind das älteste Volk, die des Mondes erwähnen; sie kannten seine Phasen und waren

überhaupt durch ihre gründliche Himmelschau das Volk, das den Grund zur Astrologie legte. Seit ihnen kann sich nichts Wesentliches in den Mondverhältnissen, wie im Beziehen des Mondes, im Hinaufsteigen, im Abheben der Monddächer, im Herunterschleppen des Vollmonds ereignet haben, weil es sonst entweder sie selbst oder die nach ihnen kommenden und ihre Studien aufnehmenden Völker, wie die Griechen und Römer, entdeckt haben würden. Also so, wie der Mond heute ist, so muß er seit drei- bis viertausend Jahren gewesen sein. Dann ist der Mondmann nur der Nachkomme einer seit urdenklichen Zeiten das Mondhaus bewohnenden und die Mondgeschäfte besorgenden Familie, wobei zwar in der Weise eine Ergänzung von der Erde aus stattgefunden haben mag, als eine Schwiegertochter, solange der Mannesstamm nicht erloschen war oder, in diesem Falle, ein Schwiegersohn hinaufgeholt wurde zur Sicherung der Nachkommenschaft. — Nun ist bis auf die Assyrer zurück nie ein Fall beobachtet worden, wonach ein Herabsteigen oder Besteigen des Mondes vorgekommen oder belauscht worden wäre. Und zufällig trifft es sich, daß dasjenige Volk, welches noch älter ist als die Assyrer, und das uns, wenn es Überlieferungen hätte, sagen könnte, ob es auch schon den Mond gesehen hat, die Zigeuner sind. Und der Zufall will es, daß dieses das Volk ist, das durch seine natürlichen Bedürfnisse, wie durch seine hochentwickelte Intelligenz, auf die Erbauung einer Sicherheitswohnung in den unzugänglichen Höhen des Himmels sich angewiesen sah. Und ein dreifacher Zufall ist es, daß, während alle die alten Kulturvölker ausgestorben sind, dieses auf die prekärsten Bedingungen zur Erhaltung seines Stammes angewiesene Zigeunervolk heute noch lebt und mit schiefen Augen zum Mond hinschaut, als erkenne es da oben ein von seiner Weisheit mitten in den Himmel hineingeschobenes glänzendes und göttliches Monument!

Summa: das Mondhaus oder der Mond ist eine vor den Assyrern und vor aller Überlieferung erbaute Zigeunerwohnung. Fragt sich: wie bleibt das Mondhaus schweben? – Die Gastheorie habe ich lang und breit oben schon besprochen. Aber alle Steinkohlen der Erde, glaube ich, würden nicht zu dem Gasquantum ausreichen, um seit bald viertausend Jahren eine Kinderstube mit zweiunddreißig Insassen, mit Proviant, Teerfässern und Käsen in dieser Höhe am Himmel schwebend zu erhalten! — Aber was konnte geschehen sein? — Der Zigeuner konnte einmal seinen Ballon zu stark gefüllt haben. Durch die energische Aufwärtsbewegung gelangte das Mondhaus bis in den Bereich der Anziehungskraft der Sonne, und diese ungeheure Höhe der Zigeunerwohnung war das Resultat der einander entgegenwirkenden Anziehungskräfte: Sonne und Erde. Aus dieser Höhe war ein Herabziehen des Mondhauses nicht mehr möglich. Bald merkte der Zigeuner, daß nun auch der Ballon überflüssig war. Er kappte also den Ballon über seinem Haus und nahm nun seine Strickleiter, die zwanzig- oder dreißigmal zu kurz war, um die Erde zu erreichen. Er spaltete sie, um nicht zu verhungern, in ebensoviele Teile. Da sie von Haus aus dick und fest war, so gelang es! Wie einer, der bei einem Brand sich an einem zerschlitzten Bettuch drei Stock hoch herunterläßt, so ließ sich unser Zigeuner mit der zusammengeknüpften Strickleiter auf die Erde hinab. Unten kaufte er zunächst allen Hanf zusammen, den er kriegen konnte, und baute sich so erst eine sichere Verbindung mit der Erde. — Aber bald merkte er, daß sein Holzdach oben von der Sonne in Brand geraten war, und jetzt erst legte er Teerpappen auf. Als diese sich immer entzündeten, ohne dem eigentlichen Dach zu schaden, nahm er sie regelmäßig ab und ersetzte sie durch neue. Die glühenden brachte er als Vollmond hinunter auf die Erde und verband mit diesem Gang gleich den der Verproviantierung. Der alte Zigeu-

ner, der ursprünglich zum Stehlen sich ein Haus in die Luft baute, blieb jetzt oben — aus Gewohnheit. Und wenn er keine Zigeunerin bekam, holte er sich eine Assyrerin mit hinauf. Und sein Enkel vielleicht eine Lydierin. Und im Wechsel der Völker seine Nachkommen eine Griechin oder Römerin. Und noch spätere eine Gotin. Und allmählich wurde das Interieur des Mondhauses germanisch. Und der letzte seines Geschlechts holte sich eine Krefelderin oder Xantnerin.

Es wurde bitter kalt. Und der Leser, der über die soeben gemachten Ausführungen spöttisch lächelt oder bedenklich den Kopf schüttelt, möge bedenken, daß ich mich zwischen Himmel und Erde befand, und daß mein Herz, fast zerspringend vor Heimweh und Freude, im Begriff war, zur Erde, wie zu einer Mutter, zurückzukehren. Die Kälte brachte mich auch zurück zu meiner Steigearbeit. Ein feuchter Dunst lag auf meinen Kleidern und auf meinen Haaren, ein Zeichen, daß wir den Dunstkreisen der Erde immer näher kamen. Wir mochten an die vier Stunden schon gestiegen sein, es war aber noch immer stockfinster. Trotzdem glaubte ich, daß wir dem Tag näher waren als der Nacht; denn die dämmerige Ausbreitung unter mir war eher heller geworden. Schwarze, gigantische Figuren mit insektenhaften Beinen sah ich unter mir lautlos sich hin und her bewegen. Ich glaubte erst, wir passierten jetzt das Reich der Dämonen, welches nach der mittelalterlichen, theologischen Anschauung zwischen Erde und Himmel lag, es waren aber die Schattenbilder vom Mondmann und mir, die von der glostenden Mondkugel auf die Nebelmassen unter uns geworfen wurden. Bald tauchten wir auch in den Nebel ein und sahen nun gar nichts. Trotzdem wurde es immer lichter, und zweifellos war für die Erde die Sonne im Begriff des Aufgehens. Sonach war diesmal der Mondmann um viele Stunden später daran, als vor zwei Monaten, wo er gegen Mitternacht unten landete. Ein

eigentümliches Sausen drang von unten herauf; waren es die von der nahenden Sonne bewegten Luftmassen, oder waren es die Wälder oder die Flüsse oder das Meer? Kurz, ich fühlte, wir waren in nächster Erdennähe. Ich überlegte genau, welche Gänge ich zuerst machen mußte, um meine Verhältnisse in Leyden, besonders der Universität gegenüber, zu ordnen, als mich plötzlich ein schrecklicher Gedanke überfiel: wir konnten ja ebensogut in Panama oder auf Hawai herunterkommen, und ich war dann ohne Hilfsmittel unter Fremden oder Wilden und eine halbe Weltkugel von meiner Heimat entfernt!

Ich beschleunigte meine Kletterarbeit. Der dicke Nebel gab mir Hoffnung, daß wir uns in einem kalten und feuchten Klima befänden. Nach etwa einer Viertelstunde tauchten wir aus dem Nebel heraus, unter mir lag eine stark angereifte Wiese. Es fiel mir ein, daß es ja jetzt Januar sein müsse. Der Tag war entschieden im Anbrechen. Nach etwa zehn Minuten kam ich an das Ende der Strickleiter. Zu meinem Schrecken sah ich, daß die Leiter nicht ganz zum Boden hinabreichte, gleichzeitig aber bemerkte ich auch, daß sie umgeschlagen und das umgeschlagene Ende weiter oben festgebunden war. An ein Losbinden dieses Stückes war aber für mich nicht zu denken, weil ich schon über die Stelle weg war. Jetzt noch vor Torschluß mit dem Mondmann in Konflikt zu geraten, war gar nicht nach meinem Geschmack. — Ich stieg also zunächst bis zur letzten Sprosse herab, um Umschau zu halten. Und da nur wenige Meter bis zum Erdboden fehlten, so nahm ich zum letztenmal allen Mut zusammen und ließ mich fallen. Ich kam zwar nicht sehr sanft auf dem gefrorenen Boden an, aber doch ohne mich zu verletzen. Trotzdem konnte ich nicht gehen, geschweige fortlaufen, wie ich beabsichtigt hatte, denn ich wollte vom Mondmann und seinen Geschäften nichts mehr sehen noch hören. Ich merkte,

daß es die Ungewohnheit war, mich auf dem Erdboden fortzubewegen, denn ich machte lauter falsche Bewegungen und stieß überall an. Mit Mühe schleppte ich mich wenigstens von dem Platze weg, wo der Mondmann herunterkommen mußte, und bald war Mondmann, Strickleiter und Mondkugel für mich im Nebel verschwunden. Eine furchtbare Last, fühlte ich, löste sich jetzt von meinem Herzen. Und diese war so groß, daß ich über die Angst, ich könnte in einem fremden Lande sein, laut hinauslachte. Bald konnte ich meine Füße wieder richtiger gebrauchen. Ich ging in der eingeschlagenen Richtung immer weiter. Und nach wenigen Minuten erkannte ich halb im Nebel und von der etwas durchbrechenden Sonne phantastisch beleuchtet den Kirchtum von O'decke Bosh. Wir waren also, wenn auch nicht ganz genau an derselben Stelle, wie vor zwei Monaten, doch in nächster Nähe davon gelandet. Trotzdem konnte ich mich nicht sogleich in der winterlichen Gegend zurechtfinden. Als ein Bauer aus der Richtung von O'decke Bosh herkam, fragte ich ihn nach dem Weg nach Leyden. Dieser Bauer muß mir angemerkt haben, daß ich irgendwoher kam, woher zu kommen nicht mit rechten Dingen zuging. Er schaute mich lange prüfend an, endlich wies er mit der Hand nach rechts und sagte: „Dort lag Leyden!“ — Er betonte das Wort „lag“ in besonderer Weise. — Ich ging in der angegebenen Richtung und konnte mich bald an einigen Brücken und Gewässern orientieren. Aber welches furchtbare Bild bot sich meinen Augen: die halbe Stadt war abgebrannt! Ein eigentümlicher Geruch lag in allen Straßen; von den größeren Gebäuden standen noch Kirchen, Universität und Magistratsgebäude. Vor diesem standen, als ich vorbeikam, Tausende arme, halberfrorene Menschen und warteten auf das Austeilen von Brot. Eine furchtbare Leere in der ganzen Stadt; alle Wirtshäuser und die meisten Läden waren geschlossen. Endlich, nach langem

herumlaufen, kam ich in die „Lüttje Straat". Pochenden Herzens stieg ich die Stiege meiner Wohnung hinauf und klopfte an die mir wohlbekannte Tür; ein altes, greisenhaftes Weib ohne Haube mit zerzausten Haaren öffnete. Als sie mich sah, fuhr sie mit einem gellenden Schrei zurück und fiel wie leblos auf den Boden.

Es war meine Hausfrau. Eine Scheu hielt mich ab, mich teilnehmend um sie zu bekümmern. Ich ging auf mein früheres Zimmer und drückte auf die Klinke. Mit einem Krach, als wäre sie eingefroren gewesen, ging die Tür auf; gleichzeitig fiel durch die Erschütterung ein dicker Band, ein medizinisches Lexikon, von der höchsten Stelle des Bücherregals mit einem dumpfen Schlag mitten in das Zimmer. Eine dicke Staubwolke schlug mir entgegen. Alles war fingerdick mit Staub bedeckt; meine anatomischen Präparate waren verschimmelt, alle meine Papiere und Schriften gelb und eingebogen. An den Ecken und Kanten der Möbel klebten Spinngewebe. Auf dem Tisch mit der gestickten Decke lag ein Schreiben, welches weniger dick verstaubt war als die übrigen Gegenstände; ich nahm es und ging damit zum Fenster, um es zu lesen. Auf dem Weg dahin passierte ich den Spiegel; ich blickte in das vollständig blind gewordene Glas und blieb fast starr vor Schrecken: mein Haar war fast vollständig ergraut; mein Gesicht zitronengelb und ledern; meine Augen erloschen, und um die Mundwinkel hatte ich, wie festgefroren, jenen Zug der Bitterkeit, wie ich ihn beim Mondmann in seinen düsteren Stunden bemerkt hatte. Entsetzt wandte ich mich ab und versuchte in meinem Gedankengang wenigstens die grauenhafte Farbe auf das schlechte Spiegelglas zu schieben.

Auf dem Wege zum Fenster fiel mein Blick ins Freie: ein schreckliches Bild der Zerstörung; nur schwarze Mauern und eingestürztes Gebälk. — Ich öffnete das Schreiben; es war von der Universität und enthielt meine Relegation. Ich war

fest entschlossen, nicht zu weinen. Aber plötzlich wurde ich überwältigt. Kaum fähig, mich noch aufrecht zu erhalten, machte ich einige Schritte und brach dann schluchzend über meinem Bett zusammen. „Ach Gott!“ rief ich, auf den Knien liegend und mein trockenes Gesicht in den staubigen Kissen vergrabend. „Ist das das Los, wenn wir aus Verzweiflung von der Erde fliehen und andere Götter oder überirdische Gewalten aufsuchen? — Zurückgekehrt, stoßen uns nun die Menschen auch von sich! Und ohne einen überirdischen Besitz entdeckt zu haben, will man uns auch als irdische Bürger nicht mehr anerkennen! — Wir sind schwebend zwischen Himmel und Erde!“

Der Stationsberg

... Die Nacht, in der sich alles seltsam verändert, Menschen müd und leblos wie versteinern, und Steingebilde zu phantastischem Leben erwachen. Lenau.

Eines Abends kam ich spät und ermüdet in ein unterfränkisches Dorf, dessen Name mir entfallen ist. Es mochte wohl am Fuße der Rhön gelegen sein, deren bergige Ausläufer in undeutlichen Umrissen am Horizont zu erkennen waren. Doch war es so regnerischtrüb, und bei der vorgeschrittenen Zeit so dunkel, daß von einer eigentlichen Erforschung des Ortes, wie weit das Dorf in die Berge vorgeschoben sei, keine Rede sein konnte. Wir mochten wohl um die Zeit zwischen Gründonnerstag und Ostern sein. Das Dorf, wußte ich, war berühmt durch seine Prozessionen. — Kein Mensch war auf der Gasse. Mehrmals war ich die breiten Straßen auf und ab gewandert auf der Suche nach einer Herberge, und allmählich war es stockfinster geworden. Als Beleuchtung für das ganze, nicht unansehnliche Dorf dienten drei Öllampen, in Laternen eingeschlossen, die, an Schnüren aufgehängt, quer über die Straße von Haus zu Haus hinübergebunden waren, und deren Scharnierwerk bei dem leichten Südwestwind ein kreischendes, ächzendes Geräusch hervorbrachte. Sonst war alles still. Keine zehn Leute hätte man in diesem großen Dorfe vermutet. Beim Schein der Laternen entdeckte ich endlich ein kleines Gasthaus: „Zu den heißen Tränen der Magdalena". Ich klopfte und erhielt Einlaß. Der Wirt, ein kleiner freundlicher Mann, bedauerte: für die Festtage sei alles überfüllt. — Ich war mißmutig und enttäuscht. — Ein kleines, hoch oben gelegenes Dachstübchen, meinte er, mit schlechtem Bett, sei alles, was er mir bieten könne. — Ich erklärte, mit allem zufrieden zu sein. Und da ich müde war, ließ ich mir sogleich hinaufleuchten. Es war ein kleines Dachzimmerchen mit tief bis in die Mitte vorspringendem Gebälk. Ein winziges Oberlichtfenster, gerade groß genug, um den Kopf bequem durchstecken zu können, befand sich über dem Bett. Ohne mich weiter im Zimmer umzusehen, löschte ich sogleich das Licht aus und begab mich zu Bett und schlief ein.

Wie lange ich geschlafen, kann ich nicht sagen. Es war mitten in der Nacht, als ich plötzlich durch einen starken Stoß erwachte, der gleichzeitig einem fürchterlichen Traum ein Ende machte. Das Oberlichtfenster meines Zimmers war durch den Wind aufgefahren; ich fuhr erschrocken aus den Kissen, setzte mich im Bett auf, dessen Kopfteil sich gerade unter dem Fenster befand und erblickte ein merkwürdiges, fesselndes und schreckliches Schauspiel, welches ich anfangs geneigt war, für einen zweiten Traum zu halten. In die schmale Fensteröffnung, durch die knapp ein Kopf hätte durchgehen können, ragte nur ein Stück Himmel, und von unten her die dunklen Umrisse eines Bergrückens, auf dessen Kamm sich eine lange Reihe glitzernder Funken auf und ab bewegten. Die Luft war mild und feucht; die schweren Wolken des vorhergehenden Abends hatten sich verschoben; nur oben am Rand meines Fensterrahmens hing noch ein schmaler Saum schwarzen Gewölks. Dann kam ein Stück ganz reinen, trotz der Nacht fast blau erscheinenden Himmels mit funkelnden Sternen. Irgendeine Beleuchtungsquelle, der Mond, mir unsichtbar, vielleicht hinter dem schwarzen Wolkensaum oder über dem Dach, mußte die ganze Szene mit hellem Licht übergießen; so scharf trat alles hervor; durch die Mitte des Bildes lief dann der dunkle Bergrücken, der, wie ich jetzt bemerkte, durch Tannen gebildet war, und über den die Menge glitzernder, hüpfender Lichter in langsamer, aber stetiger Bewegung hinwegzog. Unten schloß der Fensterrahmen mitten durch den Berg das Bild ab.

Ich starrte erschreckt auf das merkwürdige Schauspiel. Es war, als hätten sich sämtliche Irrlichter von zehn Meilen im Umkreis dort Stelldichein gegeben. Allmählich jedoch schärften sich meine Sinne, und ich gewahrte, daß die Lichter Kerzen waren. Unter den Kerzen gingen dichte Haufen kleiner schwarzer Menschen, die langsam und mühevoll den Berg

hinaufkeuchten. Wie Karawanen von dunklen Ameisen, die jedes ein Fünkchen am Kopf angebunden haben, zog es ruckweise vorwärts, und wenn der Wind günstig zu mir herüberwehte, dann hörte man in feierlich-klagendem Ton immer die gleichen Worte: „Bitt' für uns! — Bitt' für uns!" Ich starrte wie gelähmt auf den gespenstisch-wunderbaren Vorgang. Mein kleiner Fensterrahmen erschien mir wie die Rampe eines Miniaturtheaters, über dessen Bildfläche kleine, feststehende Figürchen gezogen werden. Aber dann sah ich wieder, daß der Vorgang in der Natur spielte und der Horizont unermeßlich war; der Mond, und kein Theaterlicht, goß breite Lichtwellen auf die Szene, und die kühle Brise der Nacht schlug an meine Wangen. — Ruck für Ruck verfolgte ich die vorwärtskriechenden Ameisenknäuel schwarzer Menschen. Oft wurde wie auf Kommando haltgemacht, als gälte es die Verrichtung irgendeines wichtigen Geschäfts, und dann ging es wieder gleichmäßig vorwärts, als beseelte ein einziger, unausgesprochener Instinkt die ganzen Haufen. Und jedesmal, wenn der Wind herüberwehte, klang es monoton und flehend: „Bitt' für uns! — Bitt' für uns!" Und wenn der Wind quer herüberkam, dann klang es breit, dialektisch gefärbt: „Bett' für uns! — Bett' für uns!"

„Wer: bitt' für uns?" rief ich; „Bitt' für wen? Wer seid ihr? Was macht ihr da droben?! — Bin ich in Liliput, wo kleine Nußknackergestalten winzige Lichter mit beiden Händen in die Höhe heben, und springen und hüpfen und quieksen. Bitt' für uns! Bitt' für uns!?" — Inzwischen aber wurde ich immer mehr wach; meine Sinne begannen sich zu konzentrieren. Ich wußte recht gut, ich war nicht in Liliput; aber die Sache mußte doch erklärt werden! Wer war das kleine, schwarze, fremdartige Volk, dem die deutsche Sprache nicht unbekannt zu sein schien? Als Resultat meiner nun schon helleren Beobachtung bemerkte ich jetzt, daß über den ganzen

Bergkamm verteilt in unregelmäßigen Zwischenräumen, und von den Bäumen halb versteckt, kleine Steinhäuschen standen, aus denen dichtgepferdt kleine weiße Figuren herausgestikulierten und Gesichter schnitten. Vor jedem dieser Häuschen hielten die kerzentragenden, schwarzen Menschen in immer größerer Zahl, sprachen und bewegten die Hände hastig gegen die weißen Figuren, die auf ihre Weise zu antworten schienen. Was, beim Himmel, machen die da droben, dachte ich mir. Spielen die Theater? Die eine Hälfte hat sich weiß angezogen und ist in Häuschen versteckt, und die andere Hälfte ist schwarz angezogen! Und weil sie schwarz angezogen ist, bekommt sie, als weiteres Unterscheidungsmerkmal, ein Licht in die Hand!? Und nun stürmen sie aufeinander los und bekämpfen sich! — Ich schaute mich unwillkürlich um, als wenn hinter mir ein Erklärer stünde, wie man oft auf Jahrmarktspanoramen findet. Einer, der zu mir spräche: Das bedeutet das! Und das bedeutet das! — Aber es war niemand da. Im ganzen Haus herrschte eine atemlose Stille. Vielleicht, dachte ich mir, bin ich als einziger Mensch wach und der einzige Beobachter eines unerhörten, beispiellosen Naturvorgangs! Das weiße und schwarze Ameisenvolk da droben ist irgendein Bergvölklein, in der Gegend unbekannt, das an einem bestimmten Tag im Jahre aus dem Berge kriecht und seine geheimnisvollen, den Menschen nachgeäfften Feiern und Spiele treibt. — „Bitt' für uns! Bitt' für uns!" wehte immer wieder der Wind herüber. — Ich wurde immer aufmerksamer. Meine Sinne erwachten mehr und mehr. Ich versuchte den Anfang dieses nächtlichen Auszuges zu entdecken und bemerkte zu meiner Linken auf halber Höhe des Berges ein Häuschen, in dem altertümlich angezogene Soldaten einen Menschen an einem weißen Strick hinter sich herschleppten. Dieser Mensch war ebenfalls weiß, wie alles übrige im Häuschen, er hatte einen schmerzlichen, tiefleidenden Aus-

druck im Gesicht. Andere Soldaten waren damit beschäftigt, gegen die schwarze, den Berg heraufziehende Menge, die vor dem Häuschen dicht gedrängt stand, herauszulachen und ekelhafte Grimassen zu schneiden. Aber doch nicht so, daß die Schwarzen dies notwendigerweise auf sich beziehen mußten. Es schien vielmehr, als wenn bei allem gegensätzlichen Verhältnis zwischen beiden Parteien die Vorgänge im Häuschen selbst ein für sich abgeschlossenes Ganzes bildeten.

Was für eine seltsame Komödie! rief ich innerlich. Es scheint, hier spielen die einen den anderen vor. Oder spielen sie miteinander? — Wer schaut dann zu? — Ist alles gegenseitig abgekartet? Man verstellt sich und fällt nicht aus der Rolle? Aber für wen wird dann gespielt? Und warum da droben auf dem Berge? Warum nicht im Theater? — Bei manchem der Häuschen konnte ich das Innere gar nicht sehen, da es wie mit schwarzen Schatten ausgefüllt schien. Manchmal aber fiel der plötzliche Lichtstrahl einiger Kerzenträger in das dunkle Innere, und ich sah dann, wie ein weißer Kopf herausguckte, der einem anderen, ebenfalls weißen Kopf ins Gesicht spie. — Was für schreckliche und sonderbare Dinge, sprach ich zu mir selbst, gehen da droben vor? Ich besann mich lebhaft, ob ich jemals ähnliches in meinem Leben gesehen hatte.

Eine schwarze, festgekeilte Gruppe lag eben vor diesem Häuschen auf den Knien — einige mit Wachslichtchen in der Hand — und gestikulierte in eifriger Weise hinauf zu den zwei Köpfen, von denen ich bei dem stets wechselnden Spiel von Licht und Schatten durch die Kerzen nicht sagen konnte, ob sie sich bewegten, wem sie angehörten, was sie vorstellten. Oft schien es bei dem grellen Lichtrefler, als hätten sie ein schwarzes rundes Loch mitten im Mund; sicher schien nur so viel, daß der eine Kopf dem anderen immer ins Gesicht spuckte, und daß der eine Kopf ein martialisches, höhnisches,

fast niederträchtiges Gepräge hatte und einen Soldatenhelm trug, während der andere der weiße Mensch war, den ich schon in einem früheren Häuschen gesehen hatte: der weiße Mensch mit seinem gekränkten, traurigen Gesicht. — Unter den knienden schwarzen Gruppen schien es manchmal zu Meinungsverschiedenheiten, zur Parteinahme für den einen oder anderen Kopf zu kommen, oft drehten sich auch unter den Knienden zwei Köpfe wie zwei schwarze Silhouetten um und schauten sich gerade ins Gesicht, und dabei hob jeder einen Arm gegen das Häuschen hinauf, als stritten sie. — Aber alles ging so schnell und gleichzeitig, so marionettenhaft vor sich, daß ich auf den Gedanken kam: Vielleicht bewegen sich auch die Leute vor dem Häuschen unter einem gewissen Zwang, wie Gliederpuppen, und sind keine Menschen. — Aber was, fragte ich mich immer wieder, bedeutet das Ganze? — Ich wachte, so viel war sicher; ich konnte also die Vorgänge da droben mit meinen fünf Sinnen prüfen. — Ist der Vorgang in den Häuschen ein wirklicher, ein ernsthaft stattfindender, also so, daß die Menschen in ihren gebauten Häusern sich bewegen, daß sie essen, lachen und sich unterhalten — nicht nur zum Spaß essen, sondern wirklich ernsthaft essen? — Oder ist, was in den Häuschen vorgeht, nur ein bildlicher Vorgang, eine Allegorie, ein Spaß? — Sind die weißen Menschen Schauspieler? — Die sich mit weißer Zinkfarbe anstreichen? — Oder sind die Figuren starr und tot? — Aus Gips?

Während dieser Betrachtungen schweifte mein Blick etwas höher den Berg hinan, immer der schwarzen Menge folgend. Ich bemerkte in einem der nächsten Häuschen, wo die Tannen nicht den Zublick verwehrten, eine bleiche junge Frau, die ein weißes Taschentuch heraushängte, wie man ein Wäschestück aufhängt. Auf dem Taschentuch war ein Gesicht gezeichnet; aber es schien, als ob das Taschentuch ein Loch hätte:

eine der weißen Figuren steckte ihren Kopf durch. — Was soll nun das wieder heißen? rief ich. Ist das symbolisch? Soll das heißen: Seht, solche Köpfe habt ihr! — Das weiße Gesicht auf dem Wäschestück war entsetzlich traurig, aber ganz plattgedrückt. Zu meiner Verwunderung bezog die Menge vor dem Häuschen die Andeutung der jungen, weißen Frau nicht auf sich, sondern starrte lautlos auf den weißen Kopf. — Ich bemerkte wohl, das Taschentuchgesicht hatte Ähnlichkeit mit dem malträtierten weißen Menschen in den früheren Häuschen. Aber was sollte ich mir denken, als ich denselben weißen Menschen im gleichen Häuschen hinter der jungen Frau in hockender Stellung über die Szene laufen sah!? Mit dem gleichen Gesicht, das schon einmal auf dem Taschentuch war!

Was für eine Komödie! rief ich immer wieder. Wie possierlich und traurig ist das alles zu gleicher Zeit! Die Häuschen hatten viel Ähnlichkeit mit den Puppentheatern auf unseren Jahrmärkten, vor denen die neugierige Menge dichtgedrängt steht und lacht und weint. Und nun kam mir folgende phantastische Vorspiegelung: Ich dachte mir: der tiefdunkelblaue Sternenhimmel da droben ist ein blauer Vorhang, der senkrecht auf dem Bergeskamm aufsitzt. Und die Häuschen sind herausgeschobene Kulissen, Stationen, kleine, giebelförmige Miniaturtheater, und hinter dem Vorhang stehen große, gewaltige Riesen, Götter, allmächtige Schauspieler, kurz, größere, als wir Menschen sind, die durch die Häuschen mit uns Menschen in Verbindung stehen und aus dem Hintergrund der Häuschen ihre Riesenfinger herausstrecken. Und an jedem Finger haben sie eine weiße Puppe, und mit diesem Puppenspiel und Theaterwerk ergötzen sie uns und rühren uns zu Tränen.

Aber ein Vorgang in einem der folgenden Häuschen riß mich plötzlich aus meinen Träumereien und belehrte mich, daß ich nicht träumte, sondern wachte, denn diesmal ging die

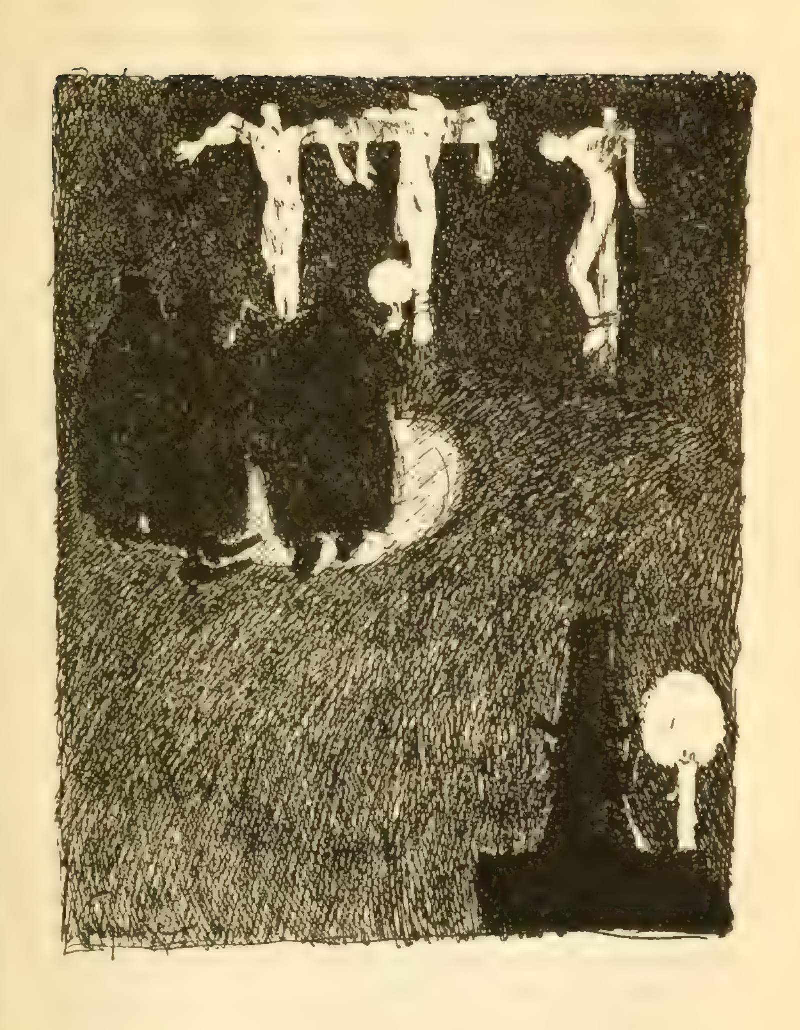
Sache nicht still und lautlos ab, wie bisher. — Das Häuschen lag knapp vor der Spitze des Berges. Offenbar hatte ich einige Häuschen mit dem Auge überschlagen, da sie hinter Tannen versteckt waren; denn der Vorgang stand außer Zusammenhang mit dem vorhergehenden. Da wurden demselben weißen Menschen die Kleider vom Leibe gerissen; eine von den weißen Puppen hieb ihm mit einem Prügel auf den Kopf, auf welchem ein eigentümlicher Kranz befestigt war, derart, daß ihm das weiße Blut über die Wangen lief. Ein anderer ballte ihm mit kniffiger Miene die beiden Fäuste so nahe vor dem Gesicht, daß man glauben konnte, im nächsten Moment erwürge oder erschlage er ihn. Eine große Menge weißgepuderter Menschen lachte außerdem aus dem Häuschen heraus, so zahlreich, daß sie alle in der Lünette nicht Platz hatten, ja einige, wie um ihre höhnische Freude über den Vorgang denen draußen nicht entgehen zu lassen, streckten seitlich, da wo der Stein schon abschnitt, noch ihre grinsenden Köpfe heraus. — Also ist hinten ein Theaterraum! sagte ich zu mir selbst, und einzelne der weißen Figuren laufen vielleicht hinter den Häuschen unbemerkt den Berg hinauf, um in einem späteren Bild als Statisten wieder mitwirken zu können!

Die schwarzen Marionetten vor dem Häuschen waren außer sich vor Wut und Verzweiflung über die Behandlung, die dem weißen Menschen geschah. In ganzen Gruppen, zu sechs oder sieben, mit sechs, sieben Händen starr hindeutend, die Augen glotzig, mit käsigen Mienen, verschlangen sie den Vorgang. Einige ältere Frauen hoben jüngere, ihre Mündel und Nichtchen, hinauf, um das Schreckliche zu betrachten. Andere liefen wie besessen auf und ab, weil sie den richtigen Platz nicht finden konnten. Ich konnte es nicht hören, aber offenbar weinten und schluchzten viele in entsetzlicher Weise. Trotzdem war der Vorgang oben im Häuschen nicht in Bewe-

gung, nicht sich abspielend, sondern starr und fest, wie gefroren.

Also haben wir es hier mit lebenden Bildern zu tun! rief ich. Die weißen Leute oben in den Häuschen halten ruhig still und spielen ausdrucksvoll, und das Ganze ist ein wirkungsvolles Drama in verschiedenen Aufzügen! — Aber warum gebärden sich dann die Leute draußen wie toll, wenn sie das Theaterstück kennen? Warum schauen sie nicht ruhig und gemessen zu? — Ein neuer Vorgang stürzte mich in neue Zweifel: in einem anderen, meiner Beachtung bisher entgangenen Häuschen saß die bleiche junge Frau, von der ich oben sprach. In ihrem Schoß lag der weiße junge Mensch, anscheinend schlafend. Die schwarze Menge war schon voraus den Berg hinangekrochen, der Platz war also leer. Vor diesem Häuschen stürzte sich plötzlich ein Weib mit einem dicken Bauch und karierter Schürze, das sich anscheinend verspätet hatte, hin. Und mit schwitzendem Gesicht und flehender Gebärde, wie in einem Ausbruch von Wut und Verzweiflung, schrie sie etwas ins Häuschen hinauf, das ich aber bei der wechselnden Windrichtung nur teilweise verstehen konnte: „Benedeite! . . . Blutige! . . . Mutter! . . . Schaff' mir mein' dicken Bauch ab! . . . Ich kann jetzt kein Kind brauchen! . . . Hast ja meiner Schwäg'rin auch g'holfen! . . ." Und dabei streckte sie die schwieligen, mageren Arbeitshände zu der schönen, weißen, jungen Frau hinauf, die eine Krone auf dem Haupt hatte. Diese kümmerte sich aber nicht im geringsten um das Weib, sondern lächelte stillvergnügt vor sich hin. — Voll Erschütterung blickte ich auf die Szene. Ein tiefer Gegensatz, sagte ich zu mir, besteht zwischen den Weißen und Schwarzen. Das ist kein Theaterstück mehr! Die Weißen sind die Stärkeren, und das Ganze ist von Seite der letzteren nur eine gnadenvoll gewährte Vorführung, um Gelegenheit zum Sichaussprechen zu geben.

Inzwischen war der Zug auf der Spitze des Berges ange-





langt. — Wenn die bisherigen Vorgänge während des Aufstiegs wahrhaftig an Grauenhaftem, Possierlichem und Unauslegbarem gerade genug geboten hatten, so sollte dies alles mit dem Erklimmen der Bergspitze erst seinen Gipfel erreichen. Da standen drei kolossale weiße Balken, die hoch in die Luft hineinstarrten, und an den Balken waren hoch oben drei weiße Menschen festgeknebelt, die Arme am Querbalken schräg hinausgereckt. Am mittleren Balken hing wieder jener weiße malträtierte, junge Mensch. Die Häuschen waren hier verschwunden; die ganze Szene, die an wildem Schauder für jedes Häuschen zu groß gewesen wäre, war hier, gleichsam den Häuschen entrissen, hoch auf das Plateau des Berges in die Wirklichkeit und mitten unter die Schwarzen hineingestellt worden. Diese umstanden glotzend und verwundert die grauenhafte Szene. Alles schien hier haltzumachen, durch das allmähliche Nachrücken der Späteren im Zuge wuchs die Menge der Schwarzen ins Enorme. Und oben hingen die drei weißen Menschen. Alles Beiwerk war verschwunden. Die grinsenden weißen Gesichter und unflätigen Soldatenköpfe der früheren Häuschen waren zurückgeblieben. Der Kontrast dieser drei aufgehängten weißen Menschen und der riesigen Übermacht der Schwarzen war von ungeheurer Wirkung. Schließlich, dachte ich mir, ist das Ganze doch furchtbarer Ernst. Ein kolossales Stück wird dort oben tragiert, keine abgekartete Sache, sondern eine entsetzliche, blutige Handlung, deren Ausgang man noch nicht kennt. — Ich durchforschte die Ansammlung der Schwarzen und bemerkte, wie alles sich um drei langberockte, dickbäuchige, bebrillte Menschen konzentrierte, die noch gestickte Schärpen und goldflimmernde Mantillen über ihren Röcken trugen und eben große Folianten aufschlugen, in denen sie beim Schein der Kerzen eifrig lasen und dazwischen immer hinauf zu den drei weißen Menschen an den Balken glotzten.

Kein Zweifel, wir waren hier an einen der Hauptmomente der ganzen Tragödie gekommen. Aber, was war die Bedeutung? — Waren die drei Dickbäuche die Repräsentanten der Schwarzen? Und die drei weißen ausgemergelten Menschen an den Balken die Vertreter der Weißen? Handelte es sich um einen Kampf der Fetten mit den Mageren? Wo war aber der Rest der Weißen? Offenbar fehlten zwischen dieser Szene auf der Spitze des Berges und dem letzten Häuschen mehrere Mittelglieder. Aber die Tannen versperrten dort jede Aussicht. — Hatte inzwischen ein Kampf stattgefunden? Hatten die Schwarzen einige von den Weißen gepackt und erdrosselt und hier als Siegeszeichen aufgehängt, während die übrigen in die Wälder zerstoben waren? — Aber das Verhalten der drei Weißen unter sich gab mir neue Bedenken. Während nämlich der mittlere, arme, traurige Mensch ruhig und resigniert, mit gesenktem Kopf am Balken hing, streckte der auf seiner linken Seite zu meiner größten Verwunderung die Zunge heraus, die weiß und gipsern war wie der ganze Mensch, reckte dem in der Mitte in höchst despektierlicher Weise das Gesäß hin und schien überhaupt der ganzen tragischen Szene nicht die geringste Beachtung zu schenken, indem er mit der größten Gleichgültigkeit über den Wald hinblickte, in einer Richtung, in der, wie ich später gewahr wurde, ein Wirtshaus lag. — Den dritten weißen Mann konnte ich nicht sehen, weil die Kerzenträger sich so hinter einen der dickbäuchigen Sachwalter der Schwarzen gestellt hatten, daß dieser einen mächtigen Schattenkegel auf den dritten Balken warf, durch den der weiße Mensch und noch ein großer Teil des dahinterliegenden Waldes verfinstert wurde.

„Bitt' für uns! Bitt' für uns!" brachte jetzt wieder der Wind zu mir herüber. — Ja, bitt' für uns! dachte ich mir, — bitt' für wen? Wer soll denn für euch bitten? Was fehlt euch denn? Seid ihr krank? Jetzt habt ihr die Weißen erst

aufgehängt, nun sollen sie für euch bitten? Könnt ihr ohne die Weißen nicht existieren? Seid ihr ein Doppelgeschlecht, wobei Weiße und Schwarze die äußersten Qualitäten ein und desselben Ichs bezeichnen, die sich bekriegen und doch immer wieder vereinigen müssen? Oder was soll die ganze Komödie da droben? — Der eine der Dickbäuche fing jetzt in schnarrendem Ton aus dem Folianten zu lesen an. Ich war zu weit entfernt, um es zu verstehen; aber es war eine fremde Sprache. Die Schwarzen hatten sich jetzt allmählich alle vor den drei weißen Menschen an den drei Balken versammelt; und da die ganze weinerliche Szene mit den drei weißen Figuren immer jenseits der Schwarzen von meinem Standpunkt aus sich abspielte, die Schwarzen also zwischen mir und den drei Balken sich befanden, so sah ich nichts wie schwarze Buckel. — Alles blickte wie fasziniert auf das weiße Antlitz des armen Menschen am mittleren Balken, auf das der Hauptstrom der Kerzenlichter fiel. Oft atemlose Stille, als wartete man auf eine Antwort — vielleicht von einem der weißen Menschen oben. Von Zeit zu Zeit streckte sich eine Hand blitzartig aus der Masse gegen den mittleren Balken zu aus. Alle Köpfe folgten dann der angedeuteten Richtung. Der bebrillte glatzige Kopf des Dickbauchs hörte dann auf einen Moment mit dem Lesen auf und glotzte ebenfalls hinauf. Ich strengte meine Sehkraft an, so gut ich konnte, ob vielleicht von oben, von dem weißen Menschen am mittleren Balken, etwas erfolge, ein freundliches Lächeln oder ein spöttisches Zucken, eine vielsagende Nickbewegung wie von dem Komtur auf dem Friedhof im „Don Juan", oder ein trauriges Kopfschütteln. Aber nichts! — Und der Foliantenträger las weiter. Und die Menge wimmerte leise mit.

Wie zufällig und ermüdet von der trostlösen Szene schweifte mein Blick noch einmal den Berg hinab, den die Menge heraufgekommen war. Die weißen Puppen waren tief in ihren

Häuschen versteckt, und da die Kerzenbeleuchtung fehlte, so konnte man von ihrem ferneren Tun und Treiben wenig erkennen. Nur hie und da blitzte eine weiße Hand heraus, oder ein gestikulierender Kopf wurde sichtbar. Der ganze Weg war jetzt vollständig leer. Aber plötzlich hielt ich inne: ein kleines, blondes Mädchen, das ich anfangs hinter den Tannen nicht bemerkt hatte, sprang lustig und leichtfüßig den Berg herauf. Offenbar stand es mit der ihm voranziehenden Menge außerhalb jedes Zusammenhanges und verstand von dem sich abspielenden Vorgang und seinen Leidenschaften und Exzentrizitäten so wenig wie ich. Vielmehr schien es die weißen Figuren, die ihm nicht entgingen, wie wirkliche Puppen zu behandeln und sich in seiner mädchenhaften Weise mit ihnen zu beschäftigen.

Die Kleine mochte vielleicht vierzehn Jahre zählen und hatte große blonde Zöpfe. Vor dem Häuschen, wo das Weib mit der karierten Schürze so jämmerlich geschrien hatte, kniete sie hin und breitete ihre Arme aus; dann zog sie ein rotes Herzchen aus der Tasche und schenkte es der schönen, weißen, jungen Frau im Häuschen, die eine Krone auf dem Haupte hatte, machte allerlei Knixe und Verbeugungen, band ihre Zöpfe mit den Fingern der weißen Frau zusammen und brach dann in ein lautes Gelächter aus. Endlich sprang sie weiter, den Berg hinauf, unter allerlei sonderbaren Gesten, wie es ganz junge Mädchen machen, die sich unbeachtet wissen; gab den Tannenzweigen die Hand, sprach zum Mond hinauf und machte vor den Rosenhecken Komplimente.

Aber ein furchtbares Gekreisch brachte meine Aufmerksamkeit zum Gipfel des Berges zurück. Dicht unterhalb der drei Balken, in einem ähnlichen Häuschen, wie die oben beschriebenen, aber geräumiger und von ebener Erde aus zugänglich, lag der weiße Mensch längshingestreckt, wie tot, im Bett. Der Mund offen, die gipserne Zunge nachlässig heraushän=

gend, ganz nackt, nur um die Hüfte ein Tuch. Die Schwarzen, die sich inzwischen von der Dreibalkenszene zurückgezogen hatten, und besonders die Weiber unter ihnen, drängten in dicken Knäueln in dieses Häuschen. Einzelne mit Kerzen, schauten mit wehmütigen Gebärden auf den weißen Mann, von dem ich nicht sicher war, ob er sich verstelle, oder ob er tot war. Auch konnte ich nicht feststellen, ob der weiße Mensch oben noch am Balken hing, da alle Kerzen sich hier zu der Bettszene zurückgezogen hatten. Jedenfalls machte der weiße Mann im Bett nicht die geringste Bewegung, als die vordersten unter den Schwarzen ihn mit Küssen bedeckten, Speichel auf seine Hände und Füße schmierten und ihn dabei ganz mit Wachs volltropften. Und eine unter ihnen, ein mageres, häßliches Weib, nur mit einem einzigen dünnen Rock bekleidet, warf sich in ihrer ganzen Länge auf ihn, ohne daß er zerbrach, woraus ich schloß, daß er jedenfalls nicht von Gips war. Sie umklammerte ihn heftig, rieb ihr runzliges, beulenbedecktes Gesicht gegen seine Wangen und rief in einem fort eine kreischende Phrase, die ich aber nicht verstehen konnte, weil der Wind konträr ging. Um so sicherer war jedoch der Effekt auf die Umstehenden, die nach kurzem Erstaunen wie wütend auf die Obenliegende sich stürzten, wie mir schien, nicht aus Entrüstung, sondern aus Neid, wegen des gelungenen Streiches, der der Mageren, Dünnbekleideten gelungen war. Denn stets drängten sich da, wo es gelang, sie wegzureißen, andere Gesichter, Backen und schwitzende Hälse hin, um den weißen Mann zu berühren. Und merkwürdig, als man nun endlich die Spindeldürre weggezerrt hatte, warfen sich andere, Schwerfälligere und Dickere, die keine Aussicht hatten, bis zum weißen Mann vorzudringen, wiederum auf sie, um sie an jenen Stellen, wo sie mit dem weißen Manne in so unflätige Berührung gekommen war, abzuküssen und abzulecken, als handelte es sich um ein Gift, um einen Impf-

stoff, der von dem kalkigen Menschen ausging und von Lippe zu Lippe übertragbar war. Gegen dieses Verfahren wehrte sich aber die so gewaltsam Entfernte mit Händen und Füßen. Eine schreckliche Balgerei entstand in dem engen Häuschen, die Alte drängte heraus, andere drängten hinein, um zu dem weißen Mann zu gelangen. Wie es bei solchen Gelegenheiten geht, wurden einzelne, mit eingepferchten Armen, mit dem ganzen Körper emporgehoben und stiegen mit kirschrotem Gesicht, wie rote Bengallichter, aus der schwarzen, wühlenden Masse langsam, aber sicher in die Höhe. Andere, die den Arm mit dem rettenden Wachslicht freibekommen hatten und in die Höhe hielten, träufelten nun im Gewühl das Wachs auf die verzweifelt nach oben blickenden Kirschgesichter, auf die Halskrausen und die daraus hervorquellenden Kröpfe. Leider konnte ich nur das Bild als solches, die Formen und Bewegungen sehen; von den Lauten des Schmatzens, Küssens, Leckens, Abglitschens, Fluchens, — von dem eigentlichen Inhalt der Szene, was sie mit dem weißen, nackten Mann sprachen, was sie von ihm wollten — das entging mir alles. Endlich erbrach sich förmlich das mit den schwarzen Menschen gefüllte Häuschen; eine Öffnung entstand, wie ein Krater, und heraus flog das dürre Weib auf den platten steinernen Boden hin; ihr dünner Rock war teils zerrissen im Kampf, teils hinaufgeschlagen. Man sah, daß sie keine Hosen anhatte, die mageren, schlottrigen Beine steckten in schmutzigblauen dicken Strümpfen, die mit quittengelben Bendeln befestigt waren. So lag sie am Boden, wo sich kein Mensch mehr um sie kümmerte.

Ich war noch damit beschäftigt, mir die Bedeutung dieser merkwürdigen Szene zurechtzulegen, insonderheit mich zu fragen, welches die Rolle sei, die dieser weiße Mann den ganzen Berg herauf gespielt hatte! Erst läßt er sich ins Gesicht spucken, dann liegt er stillvergnügt im Schoße einer jun-

gen Frau, darauf hängt er sich an einen Balken und hält Zwiegespräche mit den Schwarzen ab, um sich endlich ins Bett zu legen und von den alten Weibern umarmen zu lassen! Ist er krank oder ein Simulant oder ein Schauspieler? — Eine plötzliche Bewegung, die auf der Spitze des Berges begann, hinderte mich an dem weiteren Verfolgen meiner Betrachtungen. Die ganze enorme Menge der Schwarzen, sowohl die, welche den Gipfel des Berges, wo die drei Balken standen, gar nicht verlassen hatten, als auch jene Weiber, welche etwas unterhalb in dem offenen Schlafzimmer des weißen Mannes die Balgszene aufgeführt hatten, stürzten sich, wie auf ein gemeinsam verabredetes Zeichen, wie auf einen Signalpfiff, in wilde Flucht, liefen, was sie laufen konnten, die andere Seite des Berges hinab, die glücklicherweise weniger steil verlief als der Aufstieg, da sonst der Sturz einzelner und ein Drüberfallen der Nachfolgenden unausbleiblich gewesen wäre. — Alles lief in wilder Hast durcheinander, Kerzen und kleine Büchelchen in Goldschnitt wurden weggeworfen, Weiber hoben die Röcke empor, um besser laufen zu können! Vorn dran, nicht am wenigsten geschickt im Vorwärtskommen, galoppierten die drei Dickbäuche mit ihren gestickten Mantillen. — Ich glaubte schon, die Schwarzen hätten eine endgültige Niederlage erlitten, und die Weißen, in Verfolgung ihres Sieges durch Nachsetzen hinter dem Feinde, kämen aus dem Häuschen gesprungen und eilten mit Spießen und Stangen unter Anführung des armen, weißen Menschen in wilder Hast hinterdrein. Aber alles blieb ruhig und still. In Verfolgung der Richtung, die die Schwarzen eingeschlagen hatten, entdeckte ich auf halbem Abhang des Berges ein — Wirtshaus. Dieses Wort, dieser sättigende Begriff, brach auf einmal, wie einfallendes Tageslicht, ernüchternd in die phantastischen Ereignisse der Nacht. Ich begann an der Sonderexistenz einer weißen und schwarzen Rasse wieder zu zwei-

feln. Ein Gejohle drang aus den erleuchteten Fenstern der Schenke, welche die Schwarzen im Sturm eingenommen hatten, als berieten sie drinnen über die erlittene Niederlage und über eine etwaige Neuaufnahme des Feldzugs. Bald belehrte mich das Erklingen von Fiedeln und dumpfes Aufstampfen auf den Boden, daß getanzt wurde. Das Wirtshaus lag, bei dem eigentümlichen Winkel, den der Grat des Berges beschrieb, näher am Dorf und bei mir, als der bewaldete Bergrücken, auf dem sich alle bisherigen Szenen abgespielt hatten; auf diese Weise konnte ich Menschen und Stimmen leichter beobachten und vernehmen, als im Verlauf der Nacht, wo nur ein günstiger Windstoß mir die oder jene Phrase zugebracht hatte. Ein Fenster von der Schenke flog jetzt auf; aus einem wie aus nächster Nähe zu mir herüberdringenden Durcheinander von Gläserklirren, Lachen, Schreien, Tanzweisen von einer miserablen Trompete angeführt, Stampfen und Fluchen war zunächst nichts Bestimmtes zu unterscheiden. Das plötzliche Aufschreien einiger weiblicher Kehlen belehrte mich mehr, als ich durch den dem Fenster entströmenden Dampf beobachten konnte, daß mit den Weibsleuten Unfug getrieben wurde. Endlich aber ließ sich eine tiefe, versoffene Mannsstimme durch den Tumult mit der Aufforderung vernehmen: „Laßt uns Kegel schieben!“ — Eine ruhigere Stimme, vermutlich die des Wirtes, schien zu antworten, es seien keine Kugeln da! — „Haut den Luthrischen die Köpf' ab!“ ließ sich wieder die erste Stimme vernehmen. Diese Aufforderung schien wie ein elektrischer Funke die Masse der Schwarzen zu berühren. „Haut den Luthrischen die Köpf' ab!“ antwortete ein Echo von Dutzenden von Stimmen. Alles sprang von den Sitzen auf und drängte nach dem Ausgang. Wie eine plötzliche Aufrüttelung, die einen aus einem tiefen Traume aufweckt, brachte mich dieser Kampfesruf in die nüchternste Wirklichkeit zurück.

Voll Angst flog mein Auge noch einmal über den Kamm des Berges zurück. Er war ganz leer; hinten machte sich in einem hellen Saum die anbrechende Morgendämmerung geltend. Die Tannen waren nun lichter und man übersah alles besser. Die Häuschen standen nackt und verlassen da, und in ihnen die weißen Figuren starr und regungslos in ihren verzwickten Stellungen wie weggeworfene Puppen aus gefrorenem Gips. Pfeilgerade starrten die drei Balken auf der Höhe in die Luft. An ihnen hingen die drei vertrackten weißen Gestalten, die zwei äußeren mit verkrümmten Gliedmaßen, als suchten sie sich loszureißen. Aber zu meiner größten Verwunderung entdeckte ich, wie an dem mittleren Balken, an dem der arme weiße Mensch mit langgestrecktem Körper hing, das blonde Mädchen, welches inzwischen die Spitze des Berges erreicht hatte, emporgeklettert war. Sie hatte bereits den Querbalken erreicht, ihre lichten Zöpfe flatterten hoch im Morgenwinde empor. Und während sie sich fest an den Stamm anklammerte, küßte sie den weißen Menschen, dem sie schmeichelnd den Hals umfaßte, auf den Mund. Voll Entsetzen wandte ich mich ab.

Unten stürmte der schwarze Haufe den letzten Bergesabhang, der von der Schenke ins Dorf führte, herunter. „Haut den Luthrischen die Köpf' ab!" schrie es wild durcheinander. Ich erkannte sie jetzt. Es waren Menschen wie auch ich. Aber alle frühere Ordnung, alles zielbewußte Vorgehen schien verloren. Kreuze und Fahnen schwankten hin und her, wie von Betrunkenen getragen. Kleine Knaben, die Weihrauchkessel über den Buckel geworfen, galoppierten voraus. Hinten keuchten schwerfällig die in Gold und Seide gekleideten dicken Anführer, mit gerötetem Gesicht, dem einen war die Brille aus dem Ohr gerissen. Mit zerknittertem Busentuch kamen die Weiber schimpfend und lärmend hinterdrein. „Haut den Luthrischen die Köpf' ab!" erscholl es immer näher und

deutlicher. Es war, als hätten sie oben gegen die Weißen verloren und suchten jetzt nach einem Opfer für ihre Rache. Halb mit Entsetzen, halb voll Mitleid blickte ich auf den Zug. Ich war Lutheraner; aber nicht die Sorge um meinen Kopf beschäftigte mich. Ein Gefühl, halb Schauder von all dem Gesehenen, halb Erschütterung durch den plötzlichen Wechsel aus der nächtlichen Vision in die morgenkalte Wirklichkeit, packte mich wie ein Schwindel. Ich wollte mein Gesicht mit den Händen bedecken, um nichts mehr sehen zu müssen, konnte mich aber nicht aufrechthalten und fiel schluchzend in die Kissen des Bettes zurück.

Der operierte Jud'

Ha sieh! Ha sieh! im Augenblick,
Huhu! ein gräßlich Wunder!
Des Reiters Koller, Stück für Stück,
Fiel ab, wie mürber Zunder.
Zum Schädel, ohne Zopf und Schopf,
Zum nackten Schädel ward sein Kopf.
Bürger, Leonore.

Kein Mensch wird mich tadeln, wenn ich meinem Freunde Itzig Saitel Stern ein Denkmal zu setzen wünsche; wenigstens, soweit dies in meinen Kräften steht. Fast fürchte ich, daß diese nicht ausreichen werden, denn Itzig Saitel Stern, mein bester Freund auf der Hochschule, war ein Phänomen. Ein Linguist, ein Choreograph, ein Ästhetiker, ein Anatom, ein Schneider und ein Irrenarzt wären nötig, um die ganze Erscheinung von Saiteles, was er sprach, wie er ging und was er tat, vollständig zu begreifen und zu erklären. Daß nach dem Gesagten mein Vorwurf nur Stückarbeit liefern wird, ist nicht zu verwundern. Doch ich verlasse mich auf meine fünf Sinne, die nach der gegenwärtig herrschenden literarischen Schule vollständig genügen, ein Kunstwerk zu liefern; ohne viel nach warum und wie zu fragen und ohne künstliche Motivierung oder gar transzendentale Konstruktion zu versuchen. Wenn statt des Kunstwerks eine Komödie entsteht, so mag sie, die Schule, die Verantwortung tragen.

Itzig Saitel war ein kleiner untersetzter Mann mit rechts etwas höherstehender Schulter und einer spitz zulaufenden Hühnerbrust, auf welcher er immer eine breite, schwerseidene Plastronkrawatte trug, die ein matter Achat zierte. Die Rockpatten zu beiden Seiten dieser Krawatte liefen von rechts oben nach links unten, so daß, wenn Saitel längs der Randsteine ging, es den Eindruck machte, er steuere über das Trottoir hinunter oder gehe in der Diagonale. Saitel wollte nicht einsehen, daß diese Stellung seiner Kleider von der rhombischen Verschiebung seines Brustkastens herrührte, er schimpfte daher fürchterlich auf die christlichen Schneider. Die Anzüge, welche Saiteles trug, waren stets aus feinstem Kammgarn. Das Antlitz Itzig Saitels war von höchstem Interesse. Leider hat es Lavater nicht gesehen. Ein Gazellenauge von kirschenähnlich gedämpfter Leuchtkraft schwamm in den breiten

Flächen einer sammetglatten, leicht gelbgefärbten Stirn- und Wangenhaut. Itzigs Nase hatte jene hohepriesterliche Form, wie sie Kaulbach in seiner „Zerstörung Jerusalems" der vordersten und markantesten Figur seines Bildes verliehen hat. Zwar waren die Augenbrauen zusammengewachsen, aber Faitel Stern versicherte mir, das sei sehr beliebt. Auch wußte er, daß Leute mit solchen Augenbrauen einmal ersaufen sollten; aber er paralysierte das, indem er versicherte, er gehe niemals aufs Wasser. Die Lippen waren fleischig und überfältig, die Zähne vom reinsten Kristall; zwischen ihnen kam eine bläulichrote, fette Zunge oft zur Unzeit heraus. Kinn und Oberlippe waren völlig bartlos, denn Faitel Stern war noch sehr jung. Erwähne ich noch von meines Freundes Untergestell so viel, daß er Säbelbeine hatte, deren Schwung jedoch nicht exzessiv war, so glaube ich Itzigs Silhouette einigermaßen gezeichnet zu haben. Auf die geringelten, zahllosen schwarzen Sechserlöckchen seines Hauptthaars komme ich später noch zu reden. — So also war der Studiosus Stern in Ruhe. Aber wer hilft mir, welcher Clown, welcher Dialektimitator, welcher Grimasseur, Itzig darzustellen, wenn er ging, wenn er sprach und agierte! Itzig sagte mir wohl, er stamme von einer französischen Familie ab und sei französisch erzogen; er sprach auch etwas, freilich ganz verschobenes Französisch, aber das Unglück wollte, daß Itzig zu früh in die nahe Pfalz kam und die prononzierten Laute dieses Lands mit einer Gier einschlürfte, als wäre es Milch und Honig. Wohl konnte Faiteles auch Hochdeutsch reden; aber dann war er eben nicht Faiteles, sondern eine Zierpuppe. Wenn Faitel für sich war und sich nicht zu genieren brauchte, dann sprach er Pfälzisch und — noch etwas.

Doch vorher noch einige Bemerkungen über seine Gangart und seine Gesten. — Itzig hob beim Gehen immer beide Schenkel fast bis zur Nabelhöhe, so daß er mit dem Storch

einige Ähnlichkeit hatte; dabei steckte er den Kopf tief auf die Plastronkrawatte herab und sah starr auf den Boden. Man konnte wohl glauben, er könne die Kraft zum Heben der Beine nicht bemessen, er überschlage sich — bei Rückenmarkskrankheiten kommen ja ähnliche Störungen vor. Itzig war aber nicht rückenmarkskrank, denn er war jung und geschont; als ich ihn einmal fragte, warum er so extravagant gehe, sagte er: „Aß ich vorwärts komm'!“ — Saiteles hatte auch Mühe, das Gleichgewicht zu halten, und beim Gehen troffen oft Schweißtropfen aus den Sechserlöckchen der Stirne. Das Nackenband war sehr stark und kräftig bei meinem Freund entwickelt; wie ich vermutete, wegen der Schwierigkeit und Arbeit, die Itzig hatte, den Kopf zu Gottes Himmelszelt emporzuheben. Itzigs Kopf war in seiner natürlichen Stellung immer starr auf den Erdboden gerichtet, das Kinn fest in die seidene Plastronkrawatte eingebohrt. — Das war Itzig Saitel Stern, wenn er ruhig war oder seines Weges ging. Was waren aber seine Gesten? — Dies hing von der Stimmung ab, in der Saiteles sich befand, ob er aufgelegt oder unzufrieden war; ob er zustimmte oder einen Gegenbeweis führen wollte. Stark in Affekt kam er nie; zornig zu werden, hinderte ihn seine ganze Konstitution. Wenn er aber eifrig wurde und gute Opportunitätsgründe ins Feld zu führen hatte, dann bäumte er auf, hob den Kopf empor, zog die fleischige, wie ein Stück Leder sich bewegende Oberlippe zurück, so daß die obere Zahnreihe entblößt wurde, spreizte mit zurückgebeugtem Oberkörper beide Hände fächerförmig nach oben, knaukte mit dem Kopf gegen die Brust zu einigemal auf und ab und ließ rhythmisch abgestoßene Schnedderengdenggeräusche hören. Bis zu diesem Moment hatte mein Freund noch gar nichts gesagt. Aber aus der ganzen Aufeinanderfolge dieser gestikulatorischen Mimik wußte ich schon, in welcher Richtung sich Saitels Auseinandersetzungen bewegen

würden. Saitel miaute, schnarrte, meckerte und produzierte auch Schneuzlaute sehr gern und zur richtigen Zeit, so daß man daraus immer noch mehr entnehmen konnte, als wenn er bloß einige Worte hingeworfen hätte. Wenn sein Standpunkt zweifelhaft, sogar gefährdet war, oder wenn er von einer unwahrscheinlichen Sache den Gegner überzeugen wollte, so warf er mit eingezwicktem Bauch den rotierenden Oberkörper von der Seite des Gegners weg und zu sich hinüber, gleichsam als wolle er mit der ganzen Körperlast den Betreffenden zu sich hinüberziehen. Fleißige, angenehm grunzende Schnarrlaute begleiteten diesen Akt. Wer dies zum erstenmal sah und hörte, der erstaunte und unterlag; man willigte ein schon in Anerkennung des fleißigen Überredungsaktes. Aber Saiteles wurde, die Wirkung erkennend, nun zu immer weiterer Exaltation getrieben. Und zuletzt wurde er monströs. So viel über seine Agitationes.

Aber wer hilft mir die Sprache von Itzig Saitel Stern beschreiben? Welcher Philologe oder Dialektkenner würde sich unterstehen, diese Mischung von Pfälzerisch, semitischem Geknängse, französischen Nasallauten und einigen hochdeutsch mit offener Mundstellung vorgebrachten, glücklich abgelauschten Wortlauten zu analysieren?! Ich kann es nicht, und ich will mich darauf beschränken, nach dem phonetischen System das dem Leser vorzuführen, was an Itzig Saitelesschen Phrasen mir in der Erinnerung geblieben ist. Aber vorher muß ich doch aus der Saitelesschen Redemasse zwei Punkte hervorheben, die grammatikalisch besonderes Interesse beanspruchen, dann soll die grauenhafte Komödie, die Itzig Saitel Stern in Heidelberg, wo wir beide studierten, aufführte, ohne Unterbrechung sich abwickeln! Saitel hatte unter den unzähligen flüchtigen und kaum andeutbaren Besonderheiten seiner Sprechweise besonders zwei, wie soll ich es nennen? — Sprachpartikel, die an bestimmten Stellen immer wieder-

kehrten und sich mir zuletzt als syntaktische Bestandteile von bestimmtem Begriffswert einprägten. Faitel Stern sagte etwa, wenn ich ihn über den ungeheuren Luxus in seiner Garderobe, seinen Toilettegegenständen interpellierte: „ . . . Was sol ech mer nicht kahfen å neihes Gewand, å scheene Hut — 'menerá, faine Lackstiefelich — 'menerá, aß ech bin hernach å fainer Mann! Deradáng! Deradáng! . . .“ Hin- und Herwippen des Oberkörpers! Aufspreizen der Hände in Achselhöhe bei leicht hockender Stellung; verzückter Blick mit Glasrefler; Entblößen der beiden Zahnreihen; reichliche Speichelabsonderung.

Der Leser wird hier mit Verwunderung zwei Wörter entdeckt haben, oder vielmehr ein Annerum, ein Anhängsel, und eine Interjektion, die er in jedem Wörterbuch vergeblich suchen würde. „— menerá“, eine Art Schnurrwort, kurzlang, mit dem Ton auf der letzten Silbe (Anapäst) wurde Substantiven angehängt und verlieh ihnen eine Art eigentümlicher, pathetischer Bedeutung. Schloß das Substantiv mit einem Konsonanten, so wurde oft „— emenera“ angehängt, und zwar mit solch rasselnder Geschwindigkeit, daß der Ton auf dem Substantiv blieb, und das Annex als vierkurzsilbiger Schnurrlaut (Doppelpyrrhichius) sich anschloß. Manchmal schien es auch, als ob das „— menerá“ nur die Verbindung zum nächsten Wort herstellen solle, wenn dieses mit einem für Faitels Zunge schweren Anlauter begann. Es wurde daher nur beim schnellen Reden und bei gehobener Stimmung benutzt. Irgendwelchen deklinatorischen Charakter vermochten die beiden Annexe dem mit ihnen verbundenen Wort, wie es bei einigen Negersprachen der Fall ist, nicht zu geben. — Ganz anders war es mit dem stark nasalen „Deradáng!“ Dieses war Interjektion, Ausrufpartikel, hatte also selbständigen Wort- und Begriffswert; wurde singsangmäßig, breit, knängsend ausgesprochen, mit speichelndem

Mund, es schloß immer den Satz und schien so viel zu bedeuten, als: Gelt! hab' ich nicht recht?! — Siehste wohl! — Wer hätte das gedacht!? — Ei der Tausend! — Ja, lieber Leser, du darfst dir Mühe geben, soviel du willst: „Deradáng! Deradáng!" auszusprechen; so fettiggutturral, so weichgröhlend, so speichelnd wie Itzig Saitel Stern bringst du's nicht zusammen!

Ich will den Leser darüber nicht länger im unklaren lassen, wieso ich zu diesem merkwürdigen Umgang kam, will mir nicht ein Mäntelchen umhängen, welches mir schlecht stehen würde, indem ich den Leser auf die Vermutung kommen lasse, es sei Mitleid gewesen, das mich in die Nähe dieses grauenhaften Stückes Menschenfleisch, genannt Itzig Saitel Stern, brachte. Es war gewiß viel, wie soll ich sagen, medizinische oder besser anthropologische Neugierde dabei; ich empfand ihm gegenüber, wie etwa bei einem Neger, dessen Glotzaugen, dessen gelbe Augenbindehaut, dessen Quetschnase, dessen Molluskenlippen und Elfenbeinzähne, dessen Geruch man mit Verwunderung wahrnimmt, und dessen Gefühle und geheimste anthropologische Handlungen man ebenfalls kennen lernen möchte! Vielleicht war auch etwas Mitleid dabei, aber nicht viel. Mit Verwunderung beobachtete ich, wie dieses Monstrum sich die grauenhafteste Mühe gab, sich in unsere Verhältnisse, in unsere Art zu gehen, zu denken, in unsere Mimik, in die Aeußerungen unserer Gemütsbewegungen, in unsere Sprechweise einzuleben. Aber ein viel stärkerer uud egoistischerer Grund war doch für mich der, etwas über den Talmud zu erfahren, der Saitels Religionsbuch war. Alle die merkwürdigen Gerüchte, die über dieses umfangreiche Gesetzbuch in Umlauf waren, interessierten mich in hohem Grade. Und Itzig war zwar kein Talmudgelehrter; aber er wußte doch manches. Er kannte eine Menge kleiner Gewohnheiten, Schwächen, Praktiken, Skurrilitäten,

die nicht in Büchern und Übersetzungen des Talmud zu finden waren, und die für mich hohen anthropologischen Wert hatten. — Freilich mußte ich eine Menge der sonderbarsten Gerüchte von seiten meiner Kommilitonen in Heidelberg über mich ergehen lassen, die nicht begreifen wollten, wieso ich mir den Itzig Faitel Stern zum Umgang auserwählt hatte; Gerüchte, die sich meist an das Vermögen Faitels, an sein Geld, anknüpften; denn Faitel Stern war immens reich. Heidelberg war damals eine zu kleine Stadt, und die Studenten spielten dort eine zu hervorstechende Rolle, um eine Erscheinung wie Itzig Faitel Stern und alles, was um ihn sich bewegte, nicht zum hervorragendsten Tagesinteresse zu machen. Und Faitel Stern, um es nochmals zu sagen, war eine Art jüdischer Kaspar Hauser; ein Mensch, der mitten aus dem engherzigen, schematischen, dumpfen, windelstinkenden, knängsenden, grimassierenden Kleinkram seiner Familienerziehung heraus, infolge eines jähen Entschlusses, plötzlich, die Taschen voll Geld, auf das große Lebenspflaster einer europäischen Stadt geworfen war und dort blöd, mit vertrackten Bewegungen, verlacht und bewundert, sich umzusehen begann.

Aber so konnte das Ding nicht weitergehen. Gleich nach den ersten Tagen unserer Bekanntschaft machte ich Faitel Vorschläge hinsichtlich seiner Umwandlung in etwas modernem Sinne und fand damit bei ihm die entgegenkommendste Aufnahme. Ich habe wohl nicht vergessen zu sagen, daß wir beide Medizin studierten. Und daß Faitel auf dieses Studium verfiel, war nach allem, was wir über sein physikalisches Äußere wissen, gewiß ein günstiges Testimonium intellectus. — „Faitel," sagte ich ihm eines Tages, „Sie müssen Ihren Gang ändern; Sie sind ja vollständig kontrakt! Und dabei das Gespötte und Gelächter der Stadt!" — „Was kann ich vor de Misemaschin!" rief Faitel und stampfte die Plattfüße mit größter Kraftentwicklung ohnmächtig auf den Boden.

„Bin ich gegangen so mai Lebetag'; duht mai Vater aach so gehe, und is geworden der alte Stern Salomon! Gäben Se mer ä neies Gebein; ich beßahl's!“ — „Bezahlen!“ rief ich. „Das wäre schon recht; aber wer wird imstande sein, Ihre englischen Knochen wieder gerade zu machen!?“ — Wir kamen überein, einen Orthopäden zu Rate zu ziehen. Der ausgezeichnetste Vertreter dieser Disziplin erklärte aber, Itzig sei zu alt, der Knochenbau zu weit vorgebildet. Er empfahl uns aber den Professor Klotz, den berühmten Anatomen Heidelbergs, behufs wissenschaftlicher Untersuchung des Skeletts Itzigs. Wir gingen zu dem berühmten Mann. Der stellte alle möglichen Messungen am nackten Itzig an, ließ denselben dann auf und ab gehen und schlug zuletzt die Hände über dem Kopfe zusammen: so etwas sei ihm in seinem Leben nicht vorgekommen! Er holte dann ein bekanntes Buch herbei: Meyer, Statik und Mechanik des menschlichen Knochengerüstes, Leipzig 1873, dessen zweite Auflage ihm übertragen worden war. Mißmutig meinte er, er müsse das ganze Buch mit Rücksicht auf Itzig umarbeiten; stellte dann inzwischen die merkwürdige Frage, ob es sicher sei, daß Itzig von menschlichen Eltern geboren sei. Dies konnte aufs unwiderleglichste nachgewiesen werden. „Dann“, schloß der Professor Klotz seine Ausführungen, „darf ich nicht alle Hoffnung aufgeben, die Gelenke des Studiosus Stern auf eine der humanen Bewegungsform ähnliche Stufe wieder hinzubringen; nur“, zögerte der berühmte Anatom, „die Mittel und Wege . . .“ — „Ich beßahl's,“ rief Saiteles, von einer plötzlichen Ahnung erfaßt, schnell dazwischen, „ich beßahl's! Ich beßahl mei neie Statür; Herr Profäßer soll'n haben viel Geld — era, Deradáng! Deradáng! (sehr breit zu sprechen). Ich beßahlera! Deradáng, Deradáng!“ Aufspreizen der Hände in Achselhöhe; Einhaken in den Westenausschnitt; pendelförmiges Hin- und Herwippen mit dem Oberkörper;

lächelnde Mundstellung; obere Zahnreihe entblößt; reichliche Speichelabsonderung.

Nun kamen schwere Zeiten für Saitel. Tage- und nächtelang hing er in der Streckschwebe, um durch das eigene Körpergewicht die skoliotischen Knochen zum Dehnen zu bringen. Oder er stak im Gipskorsett, das Nackenband wurde durch blutige Operation verkürzt und straffer gehalten, um Saitel den Anblick des Himmels zu ermöglichen. Wochenlang mußten die in neue Scharniere gebrachten Knochen beim Turnlehrer geübt und weitergebildet werden. Alles geschah in eigens für Saiteles anberaumten Privatstunden, da niemand mit ihm zu üben Lust hatte, noch seine Übungen für sich brauchen konnte, noch auch Saitel bei seinen halsbrechenden Exerzitien gesehen sein wollte. Enorme Summen wanderten in die Hände der Gymnastiker, Bandagisten, Orthopäden und — des Professors Klotz, der das Ganze leitete und überwachte. Nach einem Vierteljahr waren leidliche Resultate zu sehen. Die Säbelbeine natürlich konnten von all diesen Korrektionsversuchen nicht betroffen sein, da es für sie kein tiefer gelegenes Gegengewicht gab, um sie zum Strecken zu bringen. Man beruhigte Saiteles, indem man ihm zu verstehen gab, solche Beine kämen auch bei anderen Menschenklassen, bei Bäckern und dergleichen, vor. Aber Saitel war unermüdlich; seit sein spitzes Kinn nicht mehr in die Plastronkrawatte sich einbohrte, war er fest entschlossen, „ßu werden aach a fains Menschenkind wie a Goj-menera, und aufßugeben alle Sisenemie von Jüdischkeit“. — Es kam damals gerade jene kühne Operation auf, die man brisement forcé nannte; man zerbrach absichtlich einen stark gekrümmten Knochen und behandelte ihn dann wie einen zufälligen Beinbruch, nur daß man die beiden Stücke in gerader Richtung aneinander heilen ließ. Dieses Verfahren wurde bei Saitel Sterns Säbelbeinen angewendet. Mehrwöchiges Bettliegen für jedes Bein, mit Schmerzen und

Verbänden aller Art, und ungeheure Kosten für ein Verfahren, zu dessen exakter Ausführung damals ein eigener Arzt von Paris kam, waren die Folgen und Nebenumstände dieser Kur. — Der alte Salomon Stern sandte Wechsel auf Wechsel, die jeder Geschäftsmann mit Freuden honorierte. Dann kamen wochenlange Gehversuche mit den neugeheilten Gliedern. Und wirklich, als nun Saitel Stern zum erstenmal ausging, hatte er wesentliche Fortschritte gemacht. Er war etwas größer geworden und sah schon einem respektablen Menschen gleich. Alles war und blieb noch lange recht steif; aber er konnte jetzt doch einen normalen Menschen vortäuschen. Das Gesicht sah kerzengerade hinaus; das Kinn zeigte sich erst jetzt fürchterlich lang und spitz; die Hühnerbrust war abgeplattet, und die Rockpatten verliefen gerade hinunter. Um Saiteles an dem gemeinen, behaglichen Hin- und Herwippen des Oberkörpers, wobei er sein näselndgurgelndes „Deradáng, Deradáng" hören ließ, zu hindern, wurde ihm, ähnlich wie bei Hunden, ein Stachelhalsband, ein solches um die Hüfte, auf den bloßen Körper, gelegt, so daß er bei seitlichen Neigungen sofort heftig gestochen wurde. Dies alles ertrug Saitel Stern mit Heroismus und stand schlank gebunden wie eine Tanne da. Aber die Hauptsache kam erst. Es war klar, daß man ihn mit der Sprache, von der wir einige Proben gegeben haben, nirgends einführen konnte. Sie schien der Ausdruck einer schmierigen, niedrigen, feigen Gesinnungsweise. Und wenn es sich auch zunächst nur um äußere Täuschung handelte, so wollte man doch diese so bald als möglich erreichen. Da es hoffnungslos war, ihn mit seinem Pfälzischjüdischen auf ein nächstverwandtes reines Hochdeutsch zu bringen, so versuchte man, durch einen absoluten Gegensatz zu seinem bisherigen Singsang ihn auf die rechte Bahn zu bringen. Man besorgte einen hannoveranischen Hofmeister, dessen hellnäselnde, klirrende Sprechweise Itzig wie ein Schul-

knabe, Satz für Satz, nachzusprechen hatte, so daß er Hochdeutsch wie eine völlig fremde Sprache lernte. Sogar einige hannoveranische Studenten wurden gegen Kollegienfreiheit und diverse Mittagstische veranlaßt, Itzig für ein ganzes Semester Gesellschaft zu leisten. Diese ganze Reihe von Maßnahmen war das Resultat einer sachgemäßen Besprechung mit dem berühmten Tübinger Linguisten damaliger Zeit, zu welcher noch der Heidelberger Physiologe zugezogen war. Diese Herren gingen von folgenden Erwägungen aus: In unserem Gehirn ist immer nur ein Teil der für die Sprache befähigten Partien, und immer nur auf der einen Seite, rechts oder links, ausgenützt; ein Heranziehen jener bisher brachgelegenen Partien zu neuen Sprachbildungen ist nicht ausgeschlossen und findet durch die Natur selbst, etwa nach Krankheiten statt. Nur ist bei solchen Versuchen aufs sorgfältigste darauf zu achten, daß nichts in Wort und Lautbildungen in der neuen Sprache an das alte Idiom erinnere; weil sonst Verwirrung entsteht. Wie der Tübinger Spezialist sich ausdrückte: es mußte eine neue Sprachinsel bei Itzig gebildet werden. Und nun wurde genau untersucht, welcher deutsche Dialekt mit dem Pfälzisch-jüdischen Faitels die geringste Lautverwandtschaft besitze. Man kam erst auf das Pommersche. Aber Faitel war dies zu hart. Endlich einigte man sich auf das Hannoveranische. Der Leser kann sich denken, daß diese feinen prognostischen Berechnungen ein horrendes Geld kosteten. Diese Sprachübungen wurden ein ganzes Semester fortgesetzt.

Ich kann den Leser unmöglich mit all den Ausstaffierungen, Veränderungen, Einpumpungen und Quacksalbereien aufhalten, denen Itzig Faitel Stern sich unterzog, mit der furchtbarsten Qual und mit größtem Heroismus unterzog, um ein gleichwertiger abendländischer Mensch zu werden. Immer vigilierte er auf Neues, studierte geheime christliche Züge,





kopierte Mundverzerrungen, Backenaufblähungen und Gesten, gefiel sich im heroischteutonischen Genre, wie in der blondnaiven, süßlächelnden Jünglingsgangart. Der Teint, die weizengelbe Gesichtsfarbe Saiteles', mußte natürlich einem feinen, pastösen Bleiteint weichen, den Itzig vortrefflich aufzutragen verstand. Daß Saitel einmal vier Wochen hindurch sich von einer mir unbekannten Droge in Form von Gemüse nährte, um auf natürliche Weise zur kaukasischen Lichtfarbe zu gelangen, daraufhin habe ich ihn nur im Verdacht. Eine relativ einfache und ungefährliche Prozedur, die aber die ungeheuerlichste Wirkung ausübte, betraf die Haare. Es kamen damals gerade die englischen Waschungen auf, die zwar als Geheimnis unerschwingliche Kosten verursachten, die aber jedes beliebige dunkle Haar in ein prachtvolles Goldblond verwandelten. Die ersten englischen Friseure bereisten damals Deutschland, und ein solcher hatte sich in dem reichen, stets von hohen Herrschaften besuchten Heidelberg niedergelassen. Saiteles war einer der ersten, der sich der Prozedur unterzog. So wandelten sich die pechschwarzen Sechserlöckchen Itzigs, unter denen sich immer ein verdächtig riechender Schweiß aufhielt, in goldene Kinderlocken; diese Locken wurden weiterhin mittels eines nicht schmerzlosen Verfahrens in lange, germanische Strähnen ausgezogen. Dazu wurde simpler, norddeutscher Haarschnitt angebracht, und — der dumbe, tappige Germanenjüngling, wie ihn Schwind gelegentlich auf seinen Bildern angebracht hat, war fertig. Saiteles nannte sich Siegfried Freudenstern und ließ seine Matrikel und übrigen Papiere umändern.

Saitel war jetzt ein ganz neuer Mensch geworden. Die letzten Prozeduren, die er so vorsichtig war, in den Ferien, in der Nähe der Stadt, vornehmen zu lassen, hatten ihn zum Nichtwiedererkennen verändert. Man schlug ihm vor, eine andere Universität zu beziehen. Er wies dies aber ab; vor

allem weil er in der Nähe des Professor Klotz zu bleiben wünschte, der die gesamte psycho-physikalische Leitung Itzigs noch immer in seiner Hand hatte. Und in der Tat, Saitel wurde in Heidelberg, seit der Haarvergoldung, nicht mehr erkannt. Er trat auf als hannoveranischer Gutsbesitzerssohn und bewegte sich in der feinsten Gesellschaft. Die norddeutschen Schnarrlaute übte er mit spielender Leichtigkeit und erzielte damit, wo er hinkam, ganz außerordentlichen Erfolg. — Aber Saitels Ehrgeiz ging höher. — Saiteles! Scheener Jüd, fainer Jüd, eleganter Jüd, — so sprach oft Saitel zu sich selbst, wenn er vor dem Spiegel stand, aber nur in der Gedankensprache — biste jetzt geworden å Christenmensch, frei von aller Jüdischkeit? Kannste jetzt hingehn, wo de willst, und dich hinsetzen zu de faine Leit, ohne daß einer kann sagen: des is aach aner vun unsere Leit! — Saitel wußte, daß dem noch nicht so war. Ja, was Pomade, Schminke, weiße Steifleinwand, einige Meter Kammgarn, Wattons und etwas Lackleder an einem Menschen herzustellen vermögen, das war an Saitel geschehen. Aber, wie sah es innerlich aus?

Hatte Saitel eine Seele? Darüber stritten sich schon seit Monaten alle jene Leute, Erzieher und Ärzte, die mit ihm zu tun hatten, herum. Die Seele freilich, die nötig war, um vor der Hochzeit ein paar heuchlerische Phrasen herauszubringen oder im richtigen Moment einem armen Teufel ein paar Silberlinge hinzuwerfen, die besaß Saitel, wie jeder andere. Aber Saitel hatte von jener keuschen, undefinierbaren, germanischen Seele gehört, die den Besitzer wie einen Duft umkleide, aus der er das Gemüt seine reichen Schätze beziehe, und die das Schiboleth der germanischen Nationen bilde, jedem Besitzer beim anderen sofort erkennbar. Saitel wollte diese Seele haben. Und wenn er kein echtes Kölnisches Wasser haben konnte, wollte er nachgemachtes. Er wollte wenigstens diese Seele in ihren Äußerungen, in ihrem Zutagetreten sich an-

eignen. Man riet ihm, nach England zu gehen, wo der reinste Aufguß dieser germanischen Seele zu finden sei. Sprachschwierigkeiten ließen diesen Plan bald wieder fallen. Ein bekannter Pädagoge meinte, man könne durch Weiterbildung auf Grund der gewöhnlichen, auch bei Saitel vorhandenen Seelenanlage das höhere Ziel erreichen. Der berühmte Cambridger Professor Stokes hatte kurz vorher seine „Psychological researches“ herausgegeben, auf Grund deren er die primäre Seelenanlage bei Leuten wie Saiteles nicht als geistigen Besitz, sondern als mechanische Funktion, „rotation work“, wie er sich ausdrückte, erklärte. Diese neue Theorie ließ von weiteren erziehlichen Versuchen bei Itzig Saitel abstehen.

Unter all diesen Prüfungen und Untersuchungen platzte Itzig einmal mit der Frage heraus: wo denn der Sitz der Seele sei? — Man mußte ihm erklären, daß, seit Descartes den mißglückten Versuch gemacht hatte, den Sitz der Seele in die Zirbeldrüse des Gehirns zu verlegen, eine Lokalisation dieser geistigen Kraft nicht mehr probiert worden sei; daß vielmehr die Seele aus dem Zusammenwirken bestimmter körperlicher und geistiger Funktionen zu verstehen sei. Da nun diese Funktionen in bestimmter Art von der Qualität des Blutes abhängig seien, so könne man mit einiger Wahrscheinlichkeit den Satz aufstellen, der Sitz der Seele sei das Blut und seine wechselnden Zustände. Von hier aus hatte Saitel im Nu den Plan zu einer seiner kühnsten Prozeduren gefaßt. Mehrere Tage nach jener Diskussion hörte man ihn zu seinen intimsten Bekannten mit Frohlocken sich äußern: „Kaaf ich mer å christlich's Blut! Kaaf ich mer å christlich's Blut!“ Obwohl ihm seine Erzieher diesen Jargon aufs strengste verboten hatten! — Der Leser wird den Kopf schütteln. Aber der Leser darf nicht vergessen, daß Itzig Saitel Stern Mediziner war und auf allen einschlägigen Gebieten Bescheid wußte. Und ferner

ist hier der Ort, daran zu erinnern, daß damals, als unsere Erzählung spielt, die Transfusionen aufkamen, die Bluteinspritzungen aus einem vollsaftigen, blutreichen Körper in einen blutarmen, darniederliegenden Organismus durch Öffnen eines oberflächlich liegenden Blutgefäßes am Arm. Diese Operationen waren ungeheuer gefährlich und sind heute bereits ganz verlassen. Man riet Saiteles ernstlich ab, er ließ sich jedoch nicht abhalten. Gleichwohl waren noch große Schwierigkeiten zu überwinden. Man hatte bereits sechs bis acht kräftige Leute aufgetrieben, die gegen große Bezahlung jeder einen Liter Blut hergeben sollten. Als sie hörten, daß es für einen Juden sei, traten sie zurück, sprachen von dem durch die Juden am Kreuz vergossenen Blut und waren nicht mehr zu bewegen, ihr Wort zu halten. Erst als man mehrere kräftige Schwarzwälderinnen, die zur Messe gekommen waren, überreden konnte, sie müßten sich wieder einmal zur Ader lassen, war die Hauptschwierigkeit gehoben. Saitel setzte sich in einem Nebenzimmer selbst das Messer an, und, obwohl die Menge des zu entleerenden Blutes genau vorgeschrieben war, ließ er die offene Ader im warmen Bad spritzen, bis er ohnmächtig hinsank. Er wollte von der „Jüdischkeit" ablegen und ablaufen lassen, was herausging. Von den acht kräftigen Bauernmädchen wurden ihm dann im Laufe des Nachmittags acht Liter mit großer Vorsicht allmählich eingespritzt. Saitel ging nach mehrtägiger Bewußtlosigkeit unversehrt aus der gefährlichen Prozedur hervor. Aber über den Erfolg, den psychischen Erfolg, wollte er sich nie recht vernehmen lassen. Allzu groß schien derselbe nicht gewesen zu sein, denn nach mehreren Wochen fanden wir ihn schon wieder bei neuen Versuchen, sich in den Besitz der deutschen Seele zu setzen.

So ließ er sich, besonders in Damenkreisen, pathetische und sentimentale Dichterstellen vorsagen, und beobachtete scharf

Mundstellung, Atmung, Augenaufschlag, Gesten, gewisse Schluchzlaute, die aus der mit Gefühlen übersättigten Brust nur mühevoll und heiser sich entrangen. Ja, als die Damen in ästhetischen Teekreisen ihm nicht genug taten, ließ sich Saitel aus dem nahen Darmstadt Hofschauspieler kommen, Helden und Liebhaber, und lernte mit ihnen Romeomonologe. — Dies hatte in der Tat größeren Erfolg. Saitel brachte jetzt mit großem Geschick im Gespräch Sätze hervor, wie: „Ach, ich sag' Ihnen, wenn ich darüber nachdenke, wenn ich mir's überlege, so wird mir oft dunkel vor den Augen, und mein Herz preßt sich zusammen!" — Dabei einige brüske Bewegungen, beide Hände auf die linke Seite der Brust gepreßt — es war wirklich ein ganz geschickter Gefühlserguß. Freilich das Auge ruhte bei ihm mattzerflossen, wie eine verfaulte Kirsche, in der Höhle. Aber viele wußte er doch zu täuschen. Die gepreßten Atmungen machte er vorzüglich. Und er hatte einmal die Genugtuung, daß ein Kommilitone von ihm in Damenkreisen sagte: dieser Siegfried Freudenstern ist ein Gemütsmensch durch und durch.

Aber Saitel hatte noch eine Menge anderer, alter, erbgesessener Gewohnheiten, Ideenkreise, Skurrilitäten und Verschrobenheiten. Wenn ich oft abends mit ihm spazieren ging, überließ er sich gern seinem Nachdenken, und — wollte er Religionsstunde rekapitulieren oder seine früheren Lehrer verspotten? — er begann dann mit veränderter, mäckernder Rabbinerstimme sich selbst wie folgt zu examieren: „Was duht Jehova zu Beginn des Dags?" — Dann antwortete sich Saitel in seiner eigenen Stimme, aber mit einem frechen witzigen Akzent: „Er studiret im Gesätz!" — (Wieder die erste Stimme): „Was duht der hailige Gott aber härnach?" — (Zweite Stimme): „Härnach sitzt er und regieret die ganze Wält!" — „Was duht aber Jehova wiederum härnach?" — „Härnach sitzet er und ernähret die ganze Wält!" — „Was

duht er aber dann?" — „Dann sitzet er und kopulieret die Männer und die Waiber!" — „Wie lang kopuliert der hailige Gott die Männer und die Waiber?" — „Drei Stunden lang kopuliert er die Männer und die Waiber!" — „Was duht er dann am Nachmittag der hailige Jehova?" — „Am Nachmittag duht er nichts, der Jehova; er ruht aus!" — „Waih geschrieen! Wie haißt, er duht nichts der hailige Jehova? Wird er nichts duhn, der hailige Jehova? Was wird er duhn? Was duht der Jehova am Nachmittag? — He?" — (Nun schien eine entfernte spitzige Knabenstimme von der hintersten Schulbank zu antworten): „Am Nachmittag spielt der hailige Jehova mit dem Leviathan!" — „Nadierlich! (fiel jetzt die Stimme des Rabbiners ein) er spielt mit dem Leviathan!" — — In solchen Stunden war Faitel überglücklich und gebärdete sich wie ein wilder Junge. Wenn wir dann hinaus vor die Stadt kamen, nahm Faitel wohl auch gelegentlich sein weißes Taschentuch, hing es um den Hals, hielt es vorne mit zwei Zipfeln und fing nun an in rollenden Skalen mit heulendem Gurgellaut ganze Berge von Gesang loszulassen mit eigentümlich jubilierend-heiterem Charakter auf einen Text, der mir fremd war. Bis ihm die Augen heraustraten und der Schaum vor seinen Lippen stand, dann brach er körperlich fast zusammen und lief wie ein Trunkener, besinnungslos, neben mir her. Wenn er wieder zu sich kam, blieb er still, in sich gekehrt, tat sehr geheimnisvoll und schien von einem unbekannten Glück durchflutet. — Von alledem durften natürlich seine Lehrer nichts wissen, die jede Übung, jeden Laut und jede Geste verboten, die ihn an seine frühere Veranlagung erinnern konnten. Ich hatte aber auch Faitel im Verdacht, daß er, wenn er allein war, all den früheren Unfug weitertrieb. Tagsüber war er im europäischen Korsett, eingeschnürt, überwacht, streng beobachtet. Aber nachts, wenn jede Fessel fiel, wenn er den Stachelgürtel

auszog und im Bett lag, da wippte er gewiß wie früher mit dem Becken hin und her, steckte die aufgespreizten Hände in die fingierten Westenausschnitte, gurgelte und gröhlte: „Deradáng! Deradáng!“ Und die ganze pfälzisch-jüdische Sündflut kam dann heraus. — Saitel hatte aber noch andere Dinge, die noch viel unausrottbarer waren, weil sie nicht, wie Bewegungen, vom Willen beherrscht wurden, sondern in seiner Phantasie steckten. Die Vollständigkeit zwingt mich hier, etwas Unappetitliches zu berühren: Saitel hatte Angst vor dem Abort. Er glaubte an die althebräischen Unflat- und Abtrittgeister, die den Menschen während seiner höchst dringenden Beschäftigung belästigten, Besitz von ihm ergriffen, aber durch bestimmte Gebete abgewehrt werden könnten. Da er diese Gebete nicht mehr wußte oder nicht mehr mit Überzeugung sprechen konnte, so wuchs seine Angst nur um so mehr. Und nur der Umstand, daß die Geister in Gegenwart eines anderen sich nicht an den Menschen wagten, verschaffte Saitel die, freilich immer erst zu beschaffende, Gelegenheit, einem so dringenden Geschäft mit Ruhe obzuliegen.

Solcher Art war Saitels Neubildung und Umgestaltung beschaffen. Innerlich war vieles noch nicht neu besetzt, waren alte Funktionen noch in Tätigkeit. Äußerlich war alles zugeglättet, gestriegelt, gut eingeübt und in promptem Gang. Alles in allem mußten Saitel und seine Lehrer, Erzieher und Instruktoren mit dem Erreichten zufrieden sein. Und Professor Klotz, dessen sorgsames Auge von Semester zu Semester mit höherem Interesse über seinem Menschenwerk wachte, mochte in seinem Beglückungsgefühl mitten stehen zwischen einem Zirkusdirektor, der ein schwieriges Pferd endlich für die Manege hergerichtet hatte, und jenem erhabenen Schöpfer, der einem kalten Erdenkloß Leben einhauchte. Hatte nicht auch Klotz einem vertrackten Gerippe neues Leben eingehaucht?

Nur eines fehlte noch: es galt diese kostbar gewonnene

Menschenrasse fortzupflanzen. Mit dem feinsten abendländischen Reis sollte der neue Stamm okuliert werden. Eine blonde Germanin mußte die mit fabelhafter Mühe gewonnenen Resultate erhalten helfen. So lautete die Theorie. In Praxis hieß dies: Die arme, aber schöne, flachshaarige Beamtentochter Othilia Schnack sollte dem enorm reichen Gutsbesitzerssohn Siegfried Freudenstern die Hand reichen. So war es ausgemacht, und so war es Faitel zufrieden. Ein Gut war in der Tat vom alten Salomon Stern, der ruhig in der Pfalz auf seinem Dorf saß, bei Hannover angekauft worden, um den jungen Leuten als nächsten Aufenthalt zu dienen. Die hannoverschen Studenten, die schon einmal so vortreffliche Dienste als Sprachinstruktoren geleistet, sollten seinerzeit die nötigen Familieneinführungen in hannoveranischen Stadt- und Landkreisen besorgen. Einige wacklige Hypotheken auf den Elternhäusern der betreffenden jungen Herren waren für diesen Fall vom alten Salomon in Patzendorf zur Einlösung bestimmt. Ein ganz fabelhafter Trousseau war bei den ersten Lieferanten Heidelbergs für den Fall des Zustandekommens der Verbindung in Auftrag gegeben. Dieses übte nun wiederum einen unverhältnismäßigen Druck auf alle Geschäftskreise in der Universitätsstadt aus. Man sprach so viel von der Verbindung, daß es schließlich hieß: die Verbindung muß zustande kommen. Oder: dies Verhältnis darf nicht rückgängig gemacht werden, als ob überhaupt schon eines eingegangen worden sei. Das Mädchen Othilia, mit ihren sternhellen Augen, war ein offenes, liebreiches Geschöpf, aber mit einem starken Mädcheninstinkt. Ihr war in Gegenwart des goldblonden Jünglings mit den Schnurrsprechwerkzeugen nicht ganz wohl. Sie ahnte Unheimliches, konnte aber ihren Verdacht nicht begründen. Der Vater, ein ängstlicher Mann, der durch Bravheit und Rechtschaffenheit es vom Diurnisten zum Subalternbeamten gebracht hatte, war eine ängstliche Natur,

die immer horchte, nie nein sagte, mit kleinen Schritten trippelnd hin und her ging, Kinn und Nacken tief in einem ungestärkten, aufgeschlagenen Hemdkragen versteckt trug und, sobald er merkte, daß etwas wie eine Familiensitzung im Anzug war, Hut und Stock nahm und einen Spaziergang machte. Die Mutter, eine vollbusige, schwerfällige, hie und da noch gern etwas scharmierende, aber energische und tüchtige Wirtschafterin, war entschieden für die Verbindung. Sie besaß bereits taubeneigroße Brillantsteine von Faitel Stern in den Ohren. Dieser klugen Frau war nur verdächtig, daß die Heidelberger Professoren, besonders die Mediziner, sich für das Zustandekommen der Heirat so erwärmten. Natürlich waren die Hoteliers, Weinlieferanten, Marchands de mode, Stickereigeschäfte, Kuchenbäcker, Juweliere, Annoncen-Expeditionen, Unterhändler, Kutscher und Packträger für die Verbindung. Auch die Freundinnen Othilias waren eher für die Heirat. Die protestantische Geistlichkeit — Othilia war protestantisch — nickte ebenfalls beifällig zu dem ganzen Projekt. Daß man von Faitels Verwandten gar niemanden sah, verursachte einige Beklemmung in der Familie Schnack. Es hieß, die Eltern seien betagt! Und die weite Reise aus dem Hannoverschen! Wenn nur ein Bruder oder noch lieber eine Schwester des Bräutigams sich gezeigt hätte! Aber die krächzende Brut hinten in Patzendorf hütete sich natürlich, einen Laut zu geben.

Faitel war jetzt im zehnten Semester; seine Kenntnisse und seine gute Führung wurden gelobt. Es machte aber Aufsehen, als es hieß, Professor Klotz habe den jungen hannoverschen Studenten, der eben sein Examen absolvierte, zu seinem Assistenten ernannt. Diese Ernennung bedurfte der ministeriellen Bestätigung in Karlsruhe. Sie erfolgte. Sie gab aber dem auch in Karlsruhe bereits umlaufenden Gerücht von der reichen Heirat in Heidelberg neue Nahrung. Dem Landesfürsten

konnte all dieses Gerede nicht entgehen. Und eines Tages teilte der Bureauchef dem alten Schnack mit schmelzendem Lächeln mit, man habe in Karlsruhe — bei Hof — von der Verbindung seiner Tochter — gesprochen. Jetzt war's fertig! Dem alten Diurnisten blieb der Kopf starr und lautlos hinter der Krawatte stecken. Nicht einmal zu einem Schnappen brachten es die beiden trockenen, mit Rasierstoppeln schwarz getüpfelten Lippen, bis der lange, hagere Bureauchef mit den langen Rockschößen wieder draußen war. Dann warf der alte Schnack spritzend die Kielfeder auf das Arbeitspult, nahm Hut und Stock und eilte keuchend nach Hause. „Bei Hof! Bei Hof!" Jetzt gab's kein Halten mehr, die arme Othilia, die zitternd zuhörte, warf sich schluchzend in die Arme ihrer Mutter und erklärte, sie werde gehorchen. Die Mama aber schrieb sofort ein Billett an den Herrn Assistenten Freudenstein und die Hochzeit ward anberaumt.

Lieber Leser, nun habe ich aber noch ein Wort mit dir zu reden. Hast du niemals gehört, daß Leute im Winter einen Mantel tragen, dessen oberer Rand mit einem Streifen kostbaren Pelzes besetzt ist, um glauben zu machen, der ganze Mantel sei so gefüttert? Eine Kleinigkeit! Eine kleine Schwäche! Trägst du auch einen solchen Pelz? Oh, dann wirf ihn weg, wenn du ein Mann bist. Sonst möchte dir der Pelz eines Tages aufs Maul fallen, während du in der höchsten Atemnot bist. (Wenn du aber ein Weib bist, dann magst du ihn tragen.) Aber das bißchen Pelz, nicht wahr, so viel Gerede darüber! — Gut! — Hast du aber schon, lieber Leser, solche Leute gesehen, die um ihre Seele solche Pelze tragen, um die löcherige und schäbige Verfassung ihrer Seele zu verbergen? Und nun so tun, als hätten sie eine noble, in feinstes Tuch gekleidete Seele? O pfui der Schande! O Dreck und Jämmerlichkeit! Wenn irgendeine brave, offene, vielleicht noch in ihrem zu eng gewordenen Konfirmationsrock gekleidete Seele

daran Ärgernis nähme oder getäuscht würde! - Besitzt du vielleicht selbst, Leser, solche Umhüllungen für deine Seele? Oh, dann schmeiß dieses Buch in die Ecke, wenn du ein Mann bist, und spuck' aus! Es ist nichts für dich. Nur das Weib darf lügen und sich in falsche Umhüllungen kleiden.

Hast du vielleicht, lieber Leser, schon Tiere miteinander sprechen sehen? Zwei Tauben, oder zwei Göcker, oder zwei Hunde, oder selbst zwei Füchse? Nicht wahr, wie sie gurren, schnattern, kläffen, winzeln, wedeln und Körperkrümmungen machen! Glaubst du, daß sie sich verstehen? Gewiß! Gewiß! Jeder weiß im Nu, was der andere will. Aber zwei Menschen? Wenn sie schnüffelnd die Köpfe gegeneinanderstrecken und sich ankieken und dann ihre Gesichtstaschenspielereien beginnen, blinzeln, äugeln, knuspern, leer kauen, „Papperlapapp" und „Der Tausend! Der Tausend!" winseln? Was tun sie? Verstehen sie sich wohl? Unmöglich! Sie wollen ja nicht. Sie können und dürfen ja nicht. Die Lüge hindert sie ja daran. O Roßbollen und Stinkharz, ihr seid Köstlichkeiten gegen das, was aus der Menschen Munde geht!

Als Prometheus von Gott endlich die Erlaubnis erhalten hatte, Menschen machen zu dürfen, geschah es unter der ausdrücklichen, erniedrigenden Bedingung, daß diese eine Eigenschaft besitzen müßten, die sie tief unter das Tier stelle. Prometheus, der nur eilte, sein Kunstwerk fertig zu sehen, sagte ja. Es war die Lüge. O hundsföttischer Vertrag, der uns alle unter dem gleichen Lügenzeichen geboren werden ließ! Und warst du vielleicht die Ursache von jenem großen Lügenturm zu Babel, wo die Menschen auseinandergehen mußten, weil sie sich schon damals trotz aller Räusperungen und Gestikulationen nicht mehr verstanden? Und wenn auch die germanischen Nationen, die zuletzt ans Schaffen kamen, am wenigsten davon erhielten, weil bei den vorhergehenden asiatisch-romanischen Geschlechtern schon zu viel Lügensub-

stanz verbraucht war, so ist doch noch genug da. — Oh, Leser, wenn du kannst, spuck' diesen Dreck aus, wie faulen Schleim, und zeig' deine Lippen, deine Zunge und deine Zähne, so wie sie sind! — — Und jetzt höre den Schluß der Saiteles-Komödie.

Im Gasthaus zum „weißen Lamm" in der Martergasse in Heidelberg war der große Saal mit einer glänzenden Gesellschaft gefüllt, die der Hochzeitsfeier von Othilia Schnack mit Siegfried Freudenstern beiwohnte. So etwas war in der Universitätsstadt schon lange nicht mehr gesehen worden. Ob der weltlichen Feier eine kirchliche Trauung voranging? Das weiß ich nicht. Mutmaßlich. Die protestantischen Papiere für Freudenstern waren gewiß von einem mitleidigen hannoverschen Pfarrer besorgt worden. Fehlte nichts als der Impfschein der Heimatgemeinde. Auf der Lüneburger Heide gab es viele Gemeinden, die herzlich froh waren ob des Zuwachses ihrer Bürger durch eine Person wie Herr Dr. Freudenstern, der gleich ein Legat von fünftausend Gulden zur Restaurierung des Kirchenchors hergab. — Auch der Leser muß sich jetzt noch, am Schluß der Affäre, alle Mühe geben, sich den „Saiteles" aus dem Kopfe zu schlagen. Nur Freudenstern heißt jetzt der Held der Geschichte! Ein blondsträhniger, hochgewachsener Jüngling steht vor uns oder unterhält sich vielmehr gerade an der Tafel mit Professor Klotz, während das Kompott serviert wird. — Freilich die Zahnbildung, die Lippenwülste, die Nasenlappung in Saitels Gesicht mußten stehenbleiben, wollte man nicht ein Scheusal zusammenstellen; und wer ein Auge für derlei Dinge hatte, erkannte im Profil Freudensterns das sinnliche, fleischige, vorgemaulte Sphinxgesicht aus Ägypten. Aber erstens hat nicht jeder das Auge für derlei Dinge; zweitens sieht man nicht jemanden immer ins Profil; drittens war Hochzeit, wo man unangenehme Dinge überhaupt nicht sieht; viertens ist es noch

immer streitig, ob das ägyptische Sphinxgesicht semitischen Charakters ist oder nicht; fünftens hatte Klotz ganz elegant sich in einem anthropologischen Privatissimum, wo er den Herren Studenten Anleitungen zur Bestimmung von Schädelmessungen gab, die Bemerkung fallen lassen, Freudensterns Kopfbildung entspreche unter allen ihm vorgekommenen Beispielen am reinsten der Kopfform der seit historischer Zeit in Deutschland ansässig gewesenen Hermunduren.

Eben wurde der Pudding aufgetragen. Der freundliche Wirt vom „weißen Lamm" ging schwitzend um die Tafel der schmausenden Gäste herum und zählte und zählte, denn das Kuvert wurde ihm exklusive Wein mit einem Dukaten bezahlt. Das Menü war nicht ganz nach seinem Geschmack und nicht, wie er glaubte, dem Charakter eines Hotels ersten Ranges, wie des „weißen Lamms", angemessen. Der weiße Lamm-Wirt hatte rein französisches Menü verlangt, aber der vorwiegend germanische Charakter des Hochzeitsschmauses war infolge Anordnung Klotzens ausdrücklich befohlen worden. Ja, da kam Sauerkraut vor, welches der Wirt wohl in seiner Verzweiflung durch die französische Bezeichnung choucroute in seiner germanischen Roheit zu dämpfen gesucht hatte. Vom Schwein waren auserlesene Leckerbissen vorhanden, und fette, glänzende Schwarten blinkten von allen Schüsseln, die als entremets in Mitte der Tafel für den ganzen Abend ein für allemal postiert waren. Freudenstern saß zwischen der wachsbleichen Braut und Klotz. Ihnen gegenüber die Schnacks. Der alte Schnack, dessen schlottrige Gesichtshaut zurückzuschaudern schien vor den vor ihm aufgetürmten Speiseverschwendungen, schaute durch seine großen Augengläser in Silberfassung verwundert auf diese Leute, die so im Fressen geübt waren. Ein Vatermörder mit blendend weißer Krawatte hielt den langen Hals mit dem ausgemergelten Kehlkopfe in korrekter Haltung. Auf dem tadel-

losen, schwarzen, doppelknöpfigen Rock prangte ein Orden. Er war am Abend vorher aus Karlsruhe eingetroffen. Auch wurde Schnack verschiedentlich mit „Kanzleirat“ angesprochen. Die Frau Schnack mit ihrem Embonpoint, überzogen mit vornehm grauem Seidenstoff, schüttelte fleißig den Kopf hin und her, in ihren Ohren wackelten die taubeneigroßen Brillanten. Über dieser Partie der Tafel lag eine schwere Wolke von Opoponax. — Man war beim Dessert.

Lieber Leser, nun mache dich gefaßt! Etwas Außerordentliches scheint im Anzuge zu sein. Eine Schwüle, wie vor anbrechendem Gewitter, lag im Saale. Es war sehr viel Wein getrunken worden; auch Saiteles hatte, von allen Seiten beglückwünscht, immer Bescheid tun müssen. Ich weiß nicht, ob Saitel sehr wenig oder sehr viel Alkohol vertrug. Die Gepflogenheiten seiner Rasse deuten auf Mäßigkeit. Auf der anderen Seite ist bekannt, daß plötzliche und ungewohnte Überschwemmungen des Hirns mit Spirituosen nicht nur krisenartige Explosionen im psychischen wie motorischen Gebiet beim Menschen auslösen, sondern auch Gehirnpartien, ich möchte sagen, Erinnerungsbezirke, mit einem Male aufschließen, die ohne die brandige Zufuhr auf lange Zeit, vielleicht für immer, geruht hätten. Wie gesagt, ich weiß nicht, ob Saitel zu trinken gewohnt war. Was ich weiß, ist, daß er an diesem Festtag zum erstenmal den Stachelgürtel, das Präservativ für seine korrekte Haltung, abgelegt hatte. Niemand wird ihn darob schelten. Dieses Ablegen war symbolisch. Saitel war an diesem Tag endgültig in die christliche Gesellschaft eingetreten. Auch wird die kluge Leserin begreifen, daß am Hochzeitstag, dem eine Hochzeitsnacht folgte, welch letzterer eine Hochzeitsentkleidung vorausgeht, dieser merkwürdige Schmuckgegenstand den Augen der tränenschweren Braut entzogen werden mußte.

Wovon aber jetzt endlich der Leser unterrichtet werden

muß, ist, daß Saitel seit etwa zehn Minuten starr und unbeweglich dasaß, den Blick glotzend unter die Tischtafel gerichtet. Sein Gesicht wurde oft purpurn und dann wieder käsweiß. Er schien auf eine ganz bestimmte Gedankenrichtung zu lauschen, die sich ohne sein Zutun in ihm entspann, und die sein ganzes Interesse gefangennahm. Aber nicht ohne Zutun von mehreren Gläsern Cliquot, die er rasch hinunterstürzte, und die der besorgte Wirt hinter ihm rasch wieder füllte, da ja Wein im Kuvertpreis nicht inbegriffen war. — Saitel hob von Zeit zu Zeit die rechte Hand mit ausgestrecktem Finger empor, als wolle er „Pst! Pst!" machen, um besser auf seine inneren Stimmen horchen zu können. Denn im Saal war noch immer großer Trubel, Tellergeklirr und Geschnatter, da ja kein Mensch eine Ahnung hatte, was der Engel der Rache hier für ein wundersames Experiment vorbereitete. Saitel schien auch ganz systematisch und zweckentsprechend Champagner zuzugießen, wie man Öl einer erlöschenden Flamme zugießt. Wenn ihm die innere Erleuchtung, die über ihn gekommen war, auszugehen schien, brachte er langsam den Oberkörper gegen die Tafel vor, streckte, ohne hinzusehen, die rechte Hand aus, ergriff das gefüllte Glas, stürzte es hinunter und hob dann die Finger empor, als wollte er sagen: „Horcht, ob es kommt?" — Und es kam. — Der Inhalt dieser frenetischen Gedankenreihe schien ein heiterer, enthusiastischer zu sein. Denn Saitel schlug mit der platten Hand ein paarmal auf den Oberschenkel, daß es patschte, und lachte und kicherte vor sich hin. Wer ein gutes Ohr hatte, der konnte jetzt schon einige „Deradáng! Deradáng!" hören. Aber die Gäste wußten ja nicht, wie der Leser, was „Deradáng" war. Und das Scherzen, Lachen und Cliquotanstoßen übertönte weit diese ersten Mahnrufe. Klotz war in eifriger Unterhaltung mit seinem Nachbar zur Linken begriffen. Nur die Braut zur Rechten überwachte mit Ruhe und Neugierde

diese Vorboten eines Deliriums. Immer tiefer bohrte sich Saitels Kinn bei seiner starren Körperhaltung in die Brust ein und bekam zuletzt jene krüppelhafte Zwangsstellung, die der Leser aus den ersten Seiten dieser Erzählung kennt. Die nächsten in Saitels Umgebung, darunter die schnellbegreifende Frau Schnack, waren nun doch auf ihn aufmerksam geworden. Aber man schien alles auf einen eigentümlichen Gemütszustand schieben zu wollen. — „Kéllnererera! . . .“ schrie jetzt plötzlich Saitel mit schnarrend vibrierender Stimme, „Kéllnerererа! — Champágnererera! — Wie haißt? — Soll ich haben nichts ßu trinken? — Bin ich á Mensch aß gut und wertvoll als ihr alle! . . .“ — Jetzt wurde jedermann im Saal plötzlich aufmerksam. Selbst die Kellner mit hohen Tellerstößen auf dem Weg hielten inne und starrten gegen die Mitte der einen Tischreihe, wo ihnen ein blutrünstig angelaufenes, violettes Menschenantlitz mit speichelndem Mund, lappig hängenden Lippen und quellenden Augen entgegenglotzte. Alles war wie festgebannt und wußte nicht, was zu tun. Selbst Klotz verlor jede Fassung und blickte entsetzt auf den Juden neben ihm. — Inzwischen war von dem Wirt, der hinter Saitel stand, das Glas gefüllt worden. Während erschrockene und mitleidige Gesichter ringsherum auf ihn sich richteten, begann Saitel selbst mit knängsender und ganz veränderter Stimmgebung: „Was duhet er aber in den nächsten drei Stunden? Der heilige Jehova! — Deradáng! Deradáng!“ Mit einem Schwupp die Daumen im Ausschnitt der Hochzeitsweste; Hin- und Herwippen; verliebtes Nachobenblicken. — Wieder mit veränderter Stimme, sich Antwort gebend: „Er sitzet und kopulieret die Männer und die Waiber!“ — Wieder erste Stimme: „Wie lang kopulieret der hailige Gott die Männer und die Waiber?“ Selbe Positur; lüsternes Hin- und Herrutschen auf dem Stuhl, auf und ab hopsend, gurgelnd, schnalzend. — Die

Antwortstimme: „Drei Stunden lang kopuliret er die Männer und die Waiber!“ — Erste Stimme: „Was duhet er dann am Nachmittag, der hailige Jehova? Deradáng! Deradáng!“ — Antwort: „Am Nachmittag duht er nichts, der Jehova; er ruht aus!“ — Erste Stimme: „Waih geschrieen! Wie haißt, er duht nichts, der hailige Jehova? Wird er nichts duhn, der hailige Jehova? Was wird er duhn? Was duht der Jehova am Nachmittag? He?“ — Entfernte winzige Knabenstimme: „Am Nachmittag spielt der hailige Jehova mit dem Leviathan!“ — Erste Stimme mit Triumph einfallend: „Nadierlich! Er spielet mit dem Leviathan!“ — In diesem Moment sprang Saitel vom Stuhl auf, und schnalzend und gurgelnd und sich hin und her wiegend und mit dem Gesäß ekelhaft lüsterne, tierischhündische Bewegungen machend, sprang er im Saal herum: „Deradáng! Deradáng! Hab ich mer gekaaft å christlichs Blut! Kellnererá, wo is mei kopulirte, christliche Braut? Mei Brauterá! Gebt mer mei Brauterá! Bin ich å christlichs Menschenbild aß fein, aß ihr alle seid! Ohn' alle Jüdischkeit! — Misemaschine! Wo is mei Brauterá?“ — Alles war auseinandergestoben. Die jungen Damen verließen vor dem entsetzlichen Anblick den Saal. Mit Schrecken sahen die Zurückgebliebenen, wie sich Saitels blonde Strähnen während der letzten Szenen allmählich zu kräuseln begonnen hatten. Die krausen Löckchen wurden rotfarben, schmutzigbraun und zuletzt blauschwarz. Der ganze glühende, schweißige Kopf mit den schlaffen, gedunsenen Zügen war wieder mit dunklen Sechserlöckchen bedeckt. Inzwischen schien Saitel in seinen exaltierten Bewegungen mit einer eigentümlichen Schwierigkeit zu kämpfen zu haben. Die vielfach operierten, gestreckten, gebogenen Gliedmaßen konnten jetzt die alten Bewegungen ebensowenig ausführen wie die neugelernten. Auch machte sich die lähmende Wirkung des Alkohols rasch geltend. Klotz hatte zwar nach Eiswasser ge-

schrien; aber es war vergebens. Jedermann sah, daß hier eine unheilbare Katastrophe vorlag. Die schöne Othilia hatte sich in die Arme ihrer Mutter geflüchtet. Alles blickte mit starrem Entsetzen auf die wahnsinnigen Kreiselbewegungen des Juden. Endlich traf das schmutzige Ende, das jeden Betrunkenen betrifft, auch Saitel. Ein fürchterlicher Geruch verbreitete sich im Saal, der die noch am Ausgang Zögernden mit zugehaltenen Nasen zu entfliehen zwang. Nur Klotz blieb zurück. Und schließlich, als auch die Füße des Betrunkenen vor Mattigkeit nicht mehr standzuhalten vermochten, lag zuckend und gekrümmt sein Kunstwerk vor ihm auf dem Boden, ein vertracktes asiatisches Bild im Hochzeitsfrack, ein verlogenes Stück Menschenfleisch, Itzig Saitel Stern. —

Eine Negergeschichte

Tantam vim et efficaciam nonnulli phantasiae et imaginationi in proprium imaginantis corpus tribuerunt.

Benedicti XIV; de imaginatione et ejus viribus.

Ich hatte mich eben erst in einer der östlichen Vorstädte Hamburgs als Arzt und junger Anfänger niedergelassen. Der große Weltverkehr dieser Seestadt hatte stets einen eigentümlichen Reiz auf mich ausgeübt. Durch billiges Honorar und unentgeltliche Armenbehandlung hatte ich mir bald eine zahlreiche Kundschaft, freilich meist geringerer Leute, herangezogen. Ich wohnte ganz frei, fast wie auf dem Land. Ich hatte im Sommer meine Praxis begonnen, um von der mir ganz fremden Stadt, meinem künftigen Aufenthaltsort, einen möglichst günstigen Eindruck zu bekommen. Auf einer großen Wiese vor meinen Fenstern lagerten immer große Karawanen oder kleinere Trupps seltener Tiere oder fremdartiger Menschen, die meist von London herübergekommen waren und hier ihrer weiteren Verschickung ins Innere Europas warteten. Ganz in meiner Nähe lag auch die Irrenanstalt.

Es war ein schöner Junimorgen. Meine Sprechstunde sollte eben beginnen. An der Tür, die zum Wartezimmer führte, hörte ich ein seit einer Viertelstunde immer wachsendes Summen und Schwirren, unterbrochen von Kindergeschrei, — als plötzlich die Tür meines Wohnzimmers, die zum Hausgang führte, mit einem energischen Griff aufgerissen wurde, und ein Neger zu mir ins Zimmer trat. Gleich hinter dem Neger kam mein Aufwartemädchen mit besorgten Blicken hereingestürmt, um mir das unreglementmäßige Eintreten des Fremden zu erklären und zu entschuldigen. Ohne sich irgendwie abhalten zu lassen, sei der schwarze Mensch, als er meinen Namen an der Zimmertür gelesen, an ihr vorbeigeschossen und habe die Tür aufgerissen. — Ich erwog, welche Bestürzung der schwarze Mensch im Wartezimmer, wo sich Kinder befanden, verursacht haben würde, beruhigte mein Wartemädchen, ließ sie abtreten und forderte dann den Neger mit einer freundlichen Handbewegung zum Sitzen auf.

Dieser Mensch hatte mich aber bereits mit einer Flut von Phrasen und einem Durcheinander von Kauderwelsch übergossen: „. . . Halloh! Sie sind der Doktor? You are the doctor?" — „Jawohl!" — „Ich habe Ihnen eine wichtige Konsultation vorzutragen; — ich habe Ihnen aine sehr wichtige Mitteilung, aine sehr erfreuliche Mitteilung zu machen; — sehr wichtig und sehr erfreulich vor mich, ich waiß nicht, ob auch vor Sie. — Aber ich glaube, daß Sie ein guter Doktor sind, der hat ain Herz, — at least I presume. — Sie werden kaum glauben, was ich Ihnen werde erzählen, das haißt, Sie können kaum glauben, wenn Sie gesunde Kopf haben, — ich meine, Sie werden höchstwahrscheinlich nicht glauben, — aber es ist doch wahr, — es ist furchtbar wahr, — es ist fast zu toll, um wahr zu sain. — I'm a nigger; — that is, I have been a nigger! - - Ich habe Neger gewesen! — oh, — ich bin Neger gewesen! — Ich bin Neger nicht mehr!"

Ich muß hier den Leser auf einen Punkt aufmerksam machen. Der Neger, der hier vor mir stand und sich um keinen Preis setzen wollte, war schwarz. Dies wird vielleicht manchem als eine höchst überflüssige Bemerkung erscheinen; sie ist es aber nicht, wie der Leser am Schlusse dieser absonderlichen Sprechzimmerdebatte erkennen wird. Ich füge hinzu: der Neger war nicht nur schwarz; es fehlten auch jene bräunlichen Tinten und helleren Flecke, wie man sie bei den etwas entfernter vom Äquator wohnenden Stämmen findet. Der Mann war ganz schwarz; von jener Schwärze mit bläulichem Anhauch, wie sie bei uns ein frisch gewichstes Ofenrohr zeigt; mit einem Wort, er war ein echter Sudanneger. — Er war abendländisch gekleidet, trug einen hellkarierten, doppelten Überzieher in englischem Schnitt, einen eleganten braunen Filzhut, dazu dicke, auffallend große Stiefel, die er fertig gekauft zu haben schien und, in Unkenntnis ihres

Baues, mit rechts und links verwechselt hatte. Die ganze Gestalt war kräftig, und das bartlose Gesicht zeigte wulstige Lippen, breitgequetschte Nase, ein großes sprechendes Auge und eine kurze, aber gut entwickelte Stirn. — Ich muß sagen, das Erscheinen dieses Menschen in meiner Sprechstunde war mir nicht besonders angenehm. Das wilde schwarzblütige Pathos, mit dem er sich, wie der Leser bemerkt haben wird, ziemlich aufdringlich bei mir eingeführt hatte, ließ mich befürchten, ich möchte nicht so rasch mit ihm fertig werden. Inzwischen war es ein Uhr geworden. Im Wartezimmer nebenan drängten sich die Leute, es war jedenfalls schon sehr voll; und fortwährend klingelte es noch, kamen noch neue Patienten. — Auf der anderen Seite beunruhigte mich der Gedanke, daß ich in orientalischen Krankheiten und in den Tropen vorkommenden Leiden höchst ungenügend orientiert war; in Negerpathologie kannte ich mich nun schon gar nicht aus. — Die Suada, die der Mann mit immer heftigerer Gestikulation hervorbrachte, ließ sogleich erkennen, daß er ursprünglich englische Kulturverhältnisse durchgemacht und dann erst sich das Deutsche angeeignet hatte, das er mit englischem Akzent sprach. — Das Hauptleiden der Engländer, die sich in tropischen Gegenden aufhalten, sagte ich mir rasch, ist das Saufen! — Und die erste Leidenschaft, die wilde, unzivilisierte Völker bei ihrer Berührung mit Abendländern diesen nachmachen, ist wieder der Schnapsgenuß. — Vielleicht, dachte ich mir, leidet der Mann an der Leber. Und in diesem Sinne unterbrach ich das unaufhörliche Rauderwelsch dieses Menschen, das ich dem Leser unmöglich alles erzählen kann, mit den Worten: „Mein lieber Freund, sind Sie krank? Wo fehlt es Ihnen?" — „Krank?" antwortete mein schwarzes Visavis sehr heftig und riß die Augen auf. — „Krank! Nein! Ich sein nicht krank; ich bin ganz gesund, gesünder als vorher . . ." — „Ja, was wollen Sie dann von mir?"

fragte ich etwas ärgerlich. — „Bitte, Dokter, haben Sie gute Herz und hören Sie mich an!" — In diesem Moment kam mir der Gedanke, daß der Bursche ein Almosen verlange. Ich griff daher in mein Portemonnaie, nahm ein kleines Geldstück und hielt es ihm hin. „Was haben Sie, Dokter?" fragte der Neger und wich vor meiner Hand zurück. — „Eine Kleinigkeit für Sie, um Ihnen zu helfen!" — „Geld?" schrie er. „Ich brauch' kein Geld, hab' ich selbst Geld!" — Er hieb mit der rechten übermäßig großen Hand auf seine rechte Hosentasche. — „Geld ist Schmutz!" fügte er hinzu und holte mit der enormen schwarzen Pratze einen Haufen Münzen aus der Hosentasche und hielt sie mir zitternd vor das Gesicht. — „Hier, Dokter, wollen Sie Geld? — Geld ist Schmutz!" schnaubte der Neger und war einen Schritt näher auf mich zu gekommen, mich mit den weißen Kugeln seiner Augen bedrohlich beobachtend. Wie ich diese schwarze Hohlhand, in der bunt durcheinander Gold-, Silber- und Kupferstücke von nicht unbeträchtlichem Wert lagen, vor meinen Augen zittern sah, und dazu die quittengelben schmutzigen Nägel mit ihrer affenartigen Krümmung, wie ich den eigentümlichen Negerschweiß roch, kam mir das Gefühl, ich befände mich einem Tier gegenüber, welches mich jeden Moment mit einem Schlag seiner Pranke zerschmettern könne. Ich beschloß daher so sanft wie möglich diesem erregten Menschen gegenüber zu verfahren.

„Sait ßwai Jahren bin ich excentric dancer im Royal Garden in London, Dokter! Und hab' viel schmutzig Geld gemacht!" — Mein Besucher zeigte vor Freude zwei Reihen großkalibrige Zähne. — „Sagen Sie mir, wo es Ihnen fehlt," begann ich nun meinerseits sehr ruhig und entgegenkommend, „damit ich Ihnen helfen kann. Da drinnen warten einige fünfzig Personen!" fügte ich hinzu, auf die geschlossene Türe des Wartezimmers weisend. — „All right!" sagte der Neger, brachte

das Riesenfleischstück mit den gelben Fingernägeln wieder leer aus der rechten Hosentasche zurück, trat einen Schritt weg, stellte sich in Positur und fuhr dann fort: „Ich bin aus Pululi . . .“ — „Von mir aus daher, wo der Pfeffer wächst!“ entgegnete ich mißmutig und stand vom Stuhl auf. — „Nein! — Nicht von Pfefferküste!“ antwortete der Schwarze mit einer heftigen Gestikulation, „Pfefferküste ist weiter gegen Sonnenuntergang!“ — „Weiter, weiter, weiter! — Damit wir zu Ihrer Krankheit kommen.“ — „Ich uar der beste dancer in mein Dorf; wir tanzen auf Holzschuhen und singen sehr schöne Lieder dazu — so!“ — In diesem Moment machte der Neger einen Luftsprung, währenddessen er mit dem rechten Fuß die Decke meines ziemlich hohen Zimmers berührte, von da ein kleines Stückchen Gips mit herabnehmend; dabei stieß er einen offenbar Freude andeutenden, langegurgelnden, scheußlichen Laut aus und fiel zuletzt mit dem herabkommenden Fuß mit solcher Wucht auf den Boden, daß mehrere Gläser auf meinem Schreibtisch umstürzten und er selbst wie in eine Staubwolke eingehüllt schien. Im Nebenzimmer fing ein Kind heftig zu schreien an. — „Ja, Doktor, ich uar beste dancer in Nikowikdwanga! Aber zu maine große Unglück. Ich habe nie in Wasser gesehen, weil der große Negergeist verbietet Sudanvölker, sich in Wasser zu sehen; und Spiegel haben wir nicht. Ich habe nie in Wasser gesehen. Ich habe nicht gewußt, daß ich schwarz bin. Und das dancing hat mich in Unglück gestürzt! . . .“ — „Was soll aber ich mit dem allen?“ entgegnete ich, „kommen Sie zu Ihrer Krankheit!“ — „Aine schöne Tag kommt ein Mann zu mir und fragt mich, ob ich will gehen zu mächtige Volk von Engländer, die am ganze Körper Kleider tragen, und dancing und singing in ein Haus voll mit ein Meer von Licht? — Und er zeigt mir Hand mit schmutzig Gold, — so!“ — Und dabei griff mein schwarzer Besucher wieder in die





rechte Hosentasche und hielt mir einen Haufen stinkenden Geldes in dem schwarzen Kübel seiner Hand dicht vor die Nase. Und ich traute mich nicht zurückzuweichen, aus Furcht, der Neger möchte mir noch näher auf den Leib rücken. Ich sagte nur: „Und dann!“ — „Ich bin gegangen mit diesem Mann, weil ich glaubte, daß Geld rein ist und nicht schmutzig. Und hab' bestiegen ein große englische Schiff, und wir sind gefahren ßuai Monate auf dem Meer, und während ßuai Monate ich hab' nicht gesehen in Wasser, weil der große Negergeist verbietet Sudanvolk, sich im Wasser zu sehen. Und ich hab' nicht gewußt, daß ich war schwarz. Und dann, wir kamen nach Liverpool.“ — „Weiter, weiter, weiter!“ drängte ich. — „In Liverpool, Doktor! sah ich kolossal viel blinzelnde Menschen zwischen große Häuser spazieren mit Gesicht wie Mehl und Kreide, — scheußlich! — scheußlich!“ — „Weiter, weiter! — Haben Sie das Klima nicht vertragen?“ — „Klima? — Was ist Klima? -- Luft war gut; Essen war gut; Wohnung sehr gut! Aber diese Menschen, mit das grinsende Gesicht! Und alle dicht hintereinander spazierend und mich anstarrend mit dem Kalkgesicht!“ — „Daran gewöhnt man sich doch!?“ — „Oh yes, Doktor! — daran gewöhnt man sich; ich habe mich auch daran gewöhnt; ich habe sogar Englisch gelernt! — Aber aine Tag, als ich in Lancaster-Street spazieren gehe, schaue ich durch ein Block Wasser . . .“ — „Ein Block Wasser — was soll das heißen?“ — „Ich schaue durch ein Block Wasser, welches in einem Haus ist, und hinter dem die Leute hin und her gehen und schöne Sachen zum Verkauf aufstellen.“ — „Es wird ein Schaufenster gewesen sein?“ — „Well, es uar ain Block festes Wasser.“ — „Es war eine Glasscheibe!“ — „Well, Glas ist festes Wasser!“ — „Wenn Sie wollen, in Gottes Namen! — Was weiter?“ — „Well, Doktor, ich schau' in den Block; es uar ein Versehen, weil der große Negergeist verbietet Sudanvolk in fe-

stes Wasser zu sehen; aber ich schaue hinein, und Doktor, was sehe ich?" — „Nun, vielleicht war es gutes Spiegelglas; Sie werden sich selbst gesehen haben?" — „Ein schwarzes Scheusal! — Ein fletschendes Gorilla! — Ich glaubte zuerst, ein Tier steht im Laden und schaut heraus; aber die uaißen Menschen, die vorübergingen, haben sich auch in dem Block Wasser gesehen, und jetzt sah ich, daß ich uar das scheußliche Tier. Jetzt ich wußte, daß ich uar schwarz; und daß abends die Engländer applaudieren, wenn ich tu singing und dancing, weil ich uar schwarzes Negertier; und daß sie spritzen aus hundert Röhren künstliches Licht, damit sie mich besser sehen können!" — „Mein Gott, Sie fassen die Sache höchst sonderbar auf; auf diese Unterschiede in der Hautfarbe konnten Sie doch schon früher kommen!" — „Ja, und jetzt hab' ich gefunden Kalkgesichter von uaiße Engländer und noch mehr von Engländerinnen sehr pretty, ja, sehr schön! — Und dann hab' ich geflucht dem großen Negergeist, der Sudanvolk hat schwarz angestrichen, und ich habe beschlossen, daß ich muß werden uaiß." — „Sie haben beschlossen, weiß zu werden? Ja, das wird Ihnen wenig helfen!" — „Was? Dokter, wissen Sie nicht, daß wir haben was in unser Kopf, das alles kann ändern?!" — „Was haben wir in unserem Kopfe?" — „Wir haben etwas, das alles kann machen, wie es will!" — „Das versteh' ich nicht; was soll das heißen?" — „Well, wenn schwarze, häßliche Sudanvolk hat so was in sein Hirn, dann muß Engländer und Deutsche auch haben?" „Ja, wir haben doch keinen Farbtopf, der alles anstreicht, wie wir wollen?!" — „Nix Farbtopf! Nix falsche Farb, echte Farb!" — „Ja, und was war das Resultat Ihrer Anstrengungen?" — „Well, Dokter, nachdem ich ßuai Monate bin jeden Tag gegangen zu dem Wasserblock und hab' hineingeschaut, und hab' mir gesagt: Poppy, du mußt uaiß werden, und hab' fast nichts mehr gegessen, und nicht mehr geschlafen, und bin so schwach

geworden, daß ich konnt' nicht mehr dancing und singing, und Master hat mich weggeschickt, und bin ganze Nächte herumgelaufen, um zu suchen ein Wasserblock zum Hineinschauen, weil nachts alle sind verschlossen, und bin dann zum Fluß gelaufen, und habe hineingeschaut ein Stunden, ßuai Stunden, ganze Nacht, endlich, Dokter, nach ßuai Monate, nachdem ich uar wie ein Hund, konnt' nicht mehr reden, nicht schlucken, aber immer war in mein Kopf das helle Bild von mein Gesicht, das wunderschöne uaiße Negerbild ..." — „Nun?" fragte ich voller Erwartung. — „Well, Dokter, nach ßuai Monat, eines Tages, plötzlich, it was a wonderful sight! — ich bin geworden uaiß ..." — „Weise oder weiß?" — „Well, eine Morgen, in Lancasterstreet, wie ich schaue in Wasserblock, ich bin gehabt, oh, ich habe gehabt uaiße Farb, wunderschöne uaiße Gesicht, oh, I tell you, Dokter, ich uar schönste Mann in Liverpool, und alle Leute haben mich angeschaut. Und ich bin gegangen zu main Master und hab' gesagt, ich kann wieder dancing und singing. Aber der hat mich auf Schiff geschickt nach Hamburg ..."

In diesem Moment fuhr draußen vor meiner Wohnung ein Wagen vor, und ich hörte zwei Männer eilfertig vom Bock springen. Ich war von der Rede meines Besuchers fast starr geworden. Das Geräusch des Wagens hatte, wie es schien, auch ihn stutzig gemacht. Noch glühend und zitternd von der Aufregung seiner Erzählung stand der Neger erwartungsvoll vor mir, das Blutrot seines Gesichtes hatte seiner schwarzen Farbe die Mischung von Bronze geliehen. Die weißen Augen waren gespannt und erwartungsvoll auf mich gerichtet. Aber gleichzeitig zeigte mir sein beschleunigter Atem und die furchtsamen Kopfwendungen nach der Tür, daß er irgendwelche Gefahr wittert. Inzwischen hörte ich draußen an dem Gesumme und Gemurmel an der Haustür,

daß etwas Außerordentliches vorgegangen sein müsse. Auch das Sprechzimmer nebenan kam in Unruhe. Vielleicht hatte man einen plötzlich Verunglückten gebracht. — „Ja, womit kann ich Ihnen nun dienen?" fragte ich jetzt mit der größten Ruhe mein Gegenüber. — „Well, Dokter, ich bitte Sie um ain Zeugnis, daß ich bin uaiß! — Die schwarzen Teufel, die mich . . ." Ich konnte den Rest seiner Rede nicht hören, denn ich unterbrach ihn mit den Worten: „Ja, mein lieber Freund, Sie sind aber schwarz; Sie sind schwarz wie ein Sudann—" In diesem Moment fühlte ich mir die Kehle zugeschnürt und hörte einen Schrei ausstoßen, wie ihn vielleicht die Hyäne hervorbringt. Vor meinen Augen tauchte das lechzende, blutrünstige Gesicht des Negers mit vorgetriebenen, weißen Augäpfeln und heißem Atem auf. Ich hätte wohl bald die Besinnung verloren, aber gleichzeitig waren zwei Männer, beide im gleichen gestreiften Drilchanzug, ins Zimmer gestürzt, von denen der eine zum anderen sagte: „Da ist er!" — Bei ihrem Anblick ließ der Neger, der mir wie ein Panther an die Kehle gesprungen war und mich zu erdrosseln begann, mich los und stürzte sich mit den Worten: „Da sind sie, die schwarzen Teufel!" auf sie. Es entstand ein fürchterlicher Kampf zwischen den zwei uniformierten Leuten, in denen ich Irrenhauswärter erkannte, und dem herkulisch gebauten Sudanesen. Die Gold- und Silberstücke des Negers fielen, da er oftmals verkehrt in der Luft schwebte, zerstreut da und dort auf dem Boden. Er schrie immer und immer wieder: „Dokter, helfen Sie mich gegen die schwarzen Teufel!" Dabei waren seine Augen derart aus ihren Höhlen getreten, daß sie das ganze, wutschäumende Gesicht wie mit einem weißen Schimmer überzogen. Im Wartezimmer nebenan hatten die Kinder fürchterlich zu schreien angefangen, und bleich und entsetzt stand an der weitoffenen Zimmertür mein Aufwartemädchen. — Endlich wurde der Neger überwältigt und ge-

knebelt. Er warf mir noch einen langen, schrecklichen, weißen Blick zu. Dann ward er gepackt, hinausgetragen, in den Wagen geschoben, und hui — hast du nicht gesehen — fort ging's ins Irrenhaus.



Ein skandalöser Fall

„Und Er schuf sie, ein Männlein und Fräulein, und sprach zu ihnen: Seid fruchtbar und mehret euch.“

Genesis 1, 27—28.

Das säkularisierte Kloster Douay in der Normandie wurde 1830 insofern seinem ursprünglichen Zweck zurückgegeben, als ein Erziehungsinstitut für Mädchen in den weiten prachtvollen Räumen unter der geistlichen Oberleitung eines Abbé und mit der nötigen Anzahl von Lehrkräften in der Gestalt von Dominikanerinnen — denen auch früher das Kloster gehörte — von der Regierung gestattet worden war. Die dort erzogenen jungen Damen gehörten den ersten Familien des Landes an. Man wollte dem damals noch gekränkten französischen Adel gern einige Konzessionen machen und ihm, der damals die Hauptstädte, und besonders Paris, mied, gern auf dem Lande das einräumen, was er dort nicht erreichen konnte: Ansehen, freies, glanzvolles Auftreten, und besonders einen gewissen Einfluß auf die örtlichen Institutionen des Landes und der Bevölkerung. Daß dieser Einfluß sich mit einer Stärkung des katholischen Gedankens deckte, lag in der Natur der Sache. Und es war ganz im Einvernehmen mit den Protektrizen des klösterlichen Erziehungsinstituts, wenn die jungen Damen beim Eintritt in ihre Lernzeit eine Art von Gelübde ablegten. Das war vor allem vornehm. Und es gab einen Vorgeschmack für das eigentliche klösterliche Leben, falls die eine oder andere, bei dem damaligen niedrigen Kurs aristokratischer Brautschaften, es vorziehen sollte, endgültig den Schleier zu nehmen. Also Gelübde wurden abgelegt. Von den bekannten drei war das der Armut natürlich nicht von jungen Aristokratinnen zu verlangen, deren Eltern sonntäglich zwei- und vierspännig von ihren Gütern herüberkamen und den Kindern ein reiches Extrataschengeld für Obst- und Zuckersachen daließen. Dagegen wurde das Gelübde des Gehorsams streng gefordert und geleistet, und ebenso — die Mädchen waren alle zwischen vierzehn und achtzehn — das der Keuschheit. Wir kommen auf

diesen Punkt später zurück, er ist nicht ganz gleichgültig in der Geschichte.

Nur noch zuvor ein ganz kurzes Personenverzeichnis dieses Stückes, welches der Leser am Schluß mutmaßlich als Tragikomödie bezeichnen dürfte. Da waren also einmal Monsieur l'Abbé de Rochechouard, meist kurzweg als Monsieur l'Abbé bezeichnet oder nur Monsieur, da er neben dem Gärtner und einem Kirchengehilfen für die grobe Arbeit der einzige Mann im Kloster war. Ein feiner, hochgebildeter Geistlicher aus altem Adel, in den Fünfzigern, der ein wenig bequem war, hatte er doch mehr eine Sinekure als eine Arbeitsstellung. Monsieur hatte die geistlichen Obliegenheiten der Institutskirche, darin unterstützt noch von einem Amtsgehilfen. Ihm stand auch eine Art Aufsichtsrecht über die kleine Kirche des fast mit den Klosterbaulichkeiten zusammenhängenden Dörfchens Beauregard zu. Monsieur hatte also eigentlich nur eine Respektsstellung; er war vermögend und konnte seiner Vorliebe für Bücher ungehindert nachgehen, doch war Wissensdurst nicht eigentlich das, was ihn trieb. Er war ein Schlecker; er öffnete heute dies, morgen jenes Bändchen, um ein paar Gedanken zu fischen und mit diesen dann den Tag über zu scherzen. Sein Feld war ausschließlich Theologie; natürlich fehlten auf seinen Regalen nicht die Klassiker, und nicht die paar erotischen Schriften, die zu ihnen gehören. Sinnlich war Monsieur l'Abbé nicht; dazu war sein Körper zu beleibt und das Gesicht zu gutmütig. Auch produktiv war er nicht, er behandelte keine These des Thomas d'Aquino und gab keine Vorschläge zur zeitgemäßen Abänderung der geistlichen Exerzitien in Klosterschulen heraus. Er hatte eine ruhige sublime Natur, war zufrieden mit allem, was der Tag brachte: so ein Geistlicher aus den Romanen des Cherbuliez, ein braver Spaziergänger in dem Weinberg des Herrn, der nicht auf die Trauben schimpft, aber auch nichts zur Ver-

besserung der Reben beiträgt, sondern wachsen läßt, was wächst. Die Stirne war niedrig, das kurze Haar kräftig und voll; die Augen klein und friedlich; volle, zufriedene Wangen; einen äußerst feinen Mund; die Statur untersetzt; die Rede kurz, klein, knapp, frei von jedem Pathos. Absolut keine Predigernatur; ein still in sich und für sich arbeitendes Wesen. Und sein Habit war immer tadellos.

Da war dann Madame la Superieure, meist nur Madame genannt, das weibliche Oberhaupt des Instituts; sie war eine de Vremy, aus alter normännischer Adelsfamilie und trug das Dominikanerinnenhabit. Eine unsäglich stolze Dame, gut in den Vierzigern, voll Klugheit und Würde. Sogar die adeligen Komtessenmütter der Mädchen, wenn sie auf Besuch oder zur Ordnung von Angelegenheiten kamen, machten ihr die Reverenz, die sie ausdrücklich forderte; denn außer ihrem alten Adel war sie doch fast in der Stellung einer Äbtissin. Auf dem chamoisgelblichen Ordenskleid trug sie stets ein großes goldenes Kreuz, das sie vom Papst geschenkt erhalten hatte. Ordnungsgemäß stand sie unter dem Abbé, faktisch aber war ihre Stellung hoch über ihm; sie leitete die sämtlichen komplizierten Institutsangelegenheiten und nahm damit ihrem geistlichen Oberherrn, der sehr bequem war, einen großen Teil Arbeit vom Hals. Das Verhältnis zum Abbé war daher ein vorzügliches, ja ein intimes; stundenlang verweilte Madame auf seinem Zimmer, sie plauderten vertraulich, einsam und flüsternd. Doch war kein Hauch von Sinnlichkeit oder nur sinnlicher Neigung in diesem Visavis. Die negativen Gründe dafür lagen auf beiden Seiten. Monsieur war eine ruhige, meditierende Natur, Madame scharfsichtig, in ihrem Gemüt erkaltet und in ihren Jahren gänzlich vom Verstande beherrscht. Was Madame leidenschaftlich liebte, war Lektüre weltlicher Art; außer der Bibliothek des Abbé, die sie allein zu durchstöbern das Recht hatte, bekam sie mo=

natlich ein großes Paket aus Paris. Wenn die Mägde ihre Zimmer am Abend herrichteten, fanden sie diese mit einem feinen, bläulichen Rauch erfüllt. Auffallend war es, daß Madame, obwohl sie gar keine Stunden gab und sich nur an der Morgenandacht und den Gottesdiensten in der Kirche beteiligte, viele der jüngsten Pensionärinnen stundenlang auf ihrem Zimmer zurückhielt. Im übrigen war die Superiorin selten zu sehen, war sehr schweigsam, mischte sich nie persönlich in Affären, ließ sich von den acht Ordensschwestern mündlich Bericht erstatten und schickte alle ihre Befehle durch Angestellte. Sogar im Dorfe war jeder ihrer Winke ein sicherer Befehl; ihr unsichtbarer Geist beherrschte alle Verhältnisse rings um Douay und weit über Beauregard hinaus. —

Mademoiselle Henriette de Bujac war die Nichte von Madame de Vremy, der Superiorin, ein etwa siebzehnjähriges, hübsches und temperamentvolles Mädchen, meist nur Henriette genannt, mit dunklem, kurzgelocktem, sogenanntem Tituskopf, schwarzen, feurigen Augen, schlankem, etwas magerem Wuchs, erregter Phantasie und eigentlich den Klostervorschriften entwachsen, welche ihre Aufnahme nur mit Rücksicht auf häusliche Verhältnisse — eine mit schweren Krampfanfällen behaftete Tante verbot ihre Anwesenheit — und auf die nahe Verwandtschaft mit Madame de Vremy geschehen ließen. Der „weiße Teufel“ wurde sie genannt wegen der großen Zahl reicher weißer oder cremefarbiger Toiletten, die sie, als eines der reichsten Mädchen, von Hause mitbekommen, dazu wegen der Gesamtheit ihrer Bewegungen, Reden und mimischen Fertigkeiten. Natürlich war sie der „ungezogene Liebling“ von Madame und der „unausstehliche Kobold“ im Zimmer des Monsieur l'Abbé. Damit waren aber ihre Allianzen in dem ewigen Kampf von Eifersüchteleien und Parteiergreifungen in einem weiblichen Klosterleben erschöpft. Denn gehaßt wurde sie von allen acht Klosterschwestern, die ihr an weiblicher Sin-

digkeit nichts mehr lehren konnten und von denen Henriette an gewöhnlichen Kloster- und Lehrdisziplinen nichts lernen wollte. Dieser Haß konzentrierte sich wesentlich auf la Soeur Première, meist nur la Première — die vierte Person unseres Schauspiels — genannt, eine gescheite und kluge Dame, ebenfalls dem Adel angehörig, die erste Lehrkraft der Anstalt, die erste Dame des Klosters nach Madame la Superieure und deren präsumtive Nachfolgerin. — Gehaßt war Henriette aber auch von fast allen ihren Kolleginnen, die meist viel jünger waren wie sie, einmal wegen ihren weißen Toiletten, wegen ihres reiferen Alters und dann wegen ihrer zahllosen Freiheiten und Unbekümmertheiten. — In welchem Verhältnis Henriette zu Mademoiselle Alexina Besnard stand, der eigentlichen Heldin unserer Geschichte, sollen die folgenden Zeilen vermelden, sobald wir kurz das Porträt von Mademoiselle Alexina entworfen haben. Diese junge Dame, fast gleichalterig mit Henriette und somit eine der prominentesten Schülerinnen der Anstalt, war das fleißigste und tüchtigste Mädchen der ganzen Schule, die Zierde und für viele Familien das Aushängeschild für all die Fortschritte, die man in Douay machen könne. Alexina selbst war das Kind ganz armer Eltern, von Jugend auf höchst keck und frühreif, schon in der Schule Preisträgerin und ein hervorragendes Talent für Mathematik und fremde Sprachen. Sie eignete sich alles mit spielender Leichtigkeit an und gab es ebenso leicht an jüngere Mädchen in instruierender Form ab. In dieser Hinsicht galt sie als Phänomen. Dem Pfarrer des Dorfes konnte ein solches Übermaß von geistigen Fähigkeiten nicht verborgen bleiben. Mit einem warmen Empfehlungsschreiben von ihm pochten die armen Eltern in Begleitung ihres vierzehnjährigen Kindes eines Tages an die Pforten von Douay. Dort erkannte man nach kurzer Prüfung, was man vor sich hatte. Alexina Besnard wurde kostenlos aufgenommen; und schon

nach einem Jahr war alles darüber einig, das seltene Talent für das Kloster als Erzieherin heranzubilden. — Was Alexina nicht verstand und sogar mit Abscheu von sich wies, waren weibliche Handarbeiten: aber das kam natürlich nicht in Betracht, da man auf eine Rechnerin tausend Häklerinnen findet. Das Äußere von Alexina? Seltsam und sonderbar! Groß und schlank gewachsen, mit einem hastigen, weitausholenden Gang, so daß ihre Kleider stets in unzierlicher Bewegung waren; das Gesicht mager und fast häßlich, wenn nicht der imponierende, hastige, durchdringende und alles aufsaugende Blick sofort gefesselt und die schöne Adlernase sofort den ungewöhnlichen Gedankenkreis dieses Mädchens verraten hätte. Ihre unvorteilhaften Klostertoiletten ließen über ihre Körperformen nichts erfahren. Aber eine aphrodisische Figur wird sie kaum gewesen sein; zumal sie nichts zur Verbesserung ihrer äußeren Erscheinung tat, Spitzen, Krausen, Häubchen vermied und sich, wie sie sagte, sehr nach dem Klosterhabit sehnte. Die Stimme von Alexina war scharf, ein hoher Diskant, wie zum Kommandieren von jüngeren Zöglingen geschaffen; im Chor fiel sie auf, da ihre Stimme oft plötzlich umschlug und in den Alt kam; überhaupt war sie ein rechter Rattenkönig von sonderbaren und gewöhnlichen Anlagen und Fähigkeiten. Sie hatte eine glasharte facettierte Manier, alles um sich herum nach ihrem Willen umzuwenden, an sich zurechtzutreiben und ihren Neigungen anzupassen. An dieses arme, sonderbare, spröde und wenig duldsame Mädchen, welches nur ihre glänzenden Geistesfähigkeiten in die Wagschale eines Vergleichs mit jedem anderen Institutskind zu legen hatte, schloß sich Henriette, diese verwöhnte, reiche, luxuriöse, feingeartete junge Aristokratin schon in den ersten Tagen ihres Eintritts ins Kloster an. Beide waren nach einjähriger Bekanntschaft die unzertrennlichsten Kameraden, wobei die Initiative dieses seltenen, innigen Verkehrs entschieden auf seiten von Mademoiselle de

Bujac zu suchen war. Es ist richtig, Henriette de Bujac war ein gutes, mitleidfähiges Mädchen; und vielleicht war die Armut und die eigentümliche Stellung Alexinas im Kloster der erste Beweggrund für sie, sich der Familie zu nähern. Aber gerade vom Reichtum, vom Taschengeld, von der feinen Toiletteausrüstung Henriettes wollte und konnte Alexina nichts profitieren. Hier war also kein kräftig genug gewobenes Band, um zwei blutjunge Mädchen so innig zu fesseln; Alexinas Kenntnisse und geistige Fähigkeiten aber taten hier noch weniger, da das alles der leichtsinnigen, munteren, lebenslustigen und — faulen Henriette gar nicht imponierte. Auch waren deren Fortschritte am Schluß so schlecht wie am Anfang. Aber Sympathie, dieses schon im gewöhnlichen Leben so geheimnisvolle Band, dessen Runenschrift nicht zu lesen ist, das verstand sie. Und wie leicht und durchsichtig gewoben ist solch ein Band bei dem Herzen launenhafter Mädchen, und wie leicht zerreißlich!

Nehmen wir eine Anzahl Mägde, Zöglinge, weißgekleideter Schwestern mit Skapulieren hinzu, so sind wir nun mit unserem Personenverzeichnis fertig. Also mag der 20. Juni 1831 beginnen, welchen Tag sich die Klostermauern von Douay gemerkt haben, dieser Tag, an dessen Abend die hundert oder hundertzwanzig Insassen, die das Institut zählte, ausnahmslos sich klopfenden Herzens und mit brütender Stirne zu Bett begaben. Noch eine Nacht: und am folgenden frühen Morgen war eine der glänzendsten Naturäußerungen, aber auch eine der scheußlichsten Katastrophen zum Abschluß gebracht!

Monsieur l'Abbé saß in seinem Zimmer; der Frühstückskaffee war getrunken und zur Seite gestellt. Monsieur l'Abbé rauchte nicht, aber er las; als Frühstückszigarre las er Liguori, Theologiae moralis, libri sex. Monsieur war auf keinem Gebiet so zu Haus, wie auf dem der Moraltheologie;

Busenbaum, Ribadeneira, Sanchez, die alle darüber geschrieben, lagen in hübschen, gepreßten Pergamentausgaben neben ihm. Ob Monsieur im Leben sehr moralisch war? Das läßt sich nicht beantworten; gehört aber auch nicht daher. Monsieur las gern moralische Werke, wie ein anderer gern auf die Jagd geht; ohne daß diesen jemand fragen würde, ob er mit Vorliebe Tiere umbringe! Monsieur wog gern die moralischen Begriffe hin und her, spielte mit den Kardinaltugenden, zog einzelne Laster wie schwarze Versuchsphiolen aus seinen Traktaten heraus und versenkte sie sorgfältig in seiner Einbildung in die Herzen ihm unbekannter Menschen. Dort ließ er sie agieren, um zu sehen, was daraus wurde. — Wir können nicht erkennen, welches Kapitel Monsieur aus Liguori las, wie sehr wir auch über seine Schulter gebeugt uns den Text zu entziffern bemühen, denn die Drucke im siebzehnten Jahrhundert und besonders die Lyoner Ausgaben sind so schlecht gerippt und zerbröselt. Aber die Stelle muß dem Abbé gepaßt haben, denn er blinzelte mit den Augen und lief mit dem Zeigefinger der rechten Hand rund um die Nase, die von dem Buchtext gar nicht weit entfernt war. Wir haben schon oben erklärt, daß Monsieur nicht sinnlicher Natur war; niemand darf deshalb hier einen falschen Schluß ziehen. Monsieur war sublim, und überall, wo etwas unter dieses Betrachtungsglas fiel, da verweilte er. Vielleicht las er gerade „de Verecundia“, aber dann war es nicht die Schamhaftigkeit selbst, die ihn interessierte, sondern die feinen Unterschiede mit Castitas, der Keuschheit. Nicht etwa die Schamhaftigkeit, wie sie sich bei Dienstmädchen manifestierte, war der Gegenstand seines Interesses, sondern der viel weiteren Darlegung, wie sich diese Tugend, etwa bei den Engeln im Himmel zeigte, spürte er nach.

Da wir das genaue Kapitel, welches Monsieur studierte, nicht erkennen können, so wollen wir uns anderweitig im

Zimmer des Abbé etwas umsehen. Hell und freundlich war es; die Morgensonne kam zu dem Fenster herein, an dem der große, platte Arbeitstisch des vornehmen Geistlichen stand; grüne schwere Portieren milderten diese Stelle. Am Fußboden lag ein leuchtendes Tigerfell, in dessen Falten die kleinen Schnallenschuhe des Abbé spielten; rückwärts, gegen das zweite Fenster zu, stand ein großer seideüberzogener Paravant, der vom Zimmer etwa ein Drittel abschnitt. An einem zweiten Fenster standen vier bis fünf Bücherschreine, knapp an die Wand gerückt, vollgepfropft mit Bänden, die, nach den zahlreichen gilblichen Pergament- und Schweinsrücken zu schließen, eine Menge Theologie bargen. Noch ein kleiner Betpult links, und zwei Türen auf derselben Seite, von denen eine gleich zu den Gemächern von Madame la Superieure im nächsten Stock führte, während die andere auf den Klosterkorridor mündete. Noch ein kleines Blumenarrangement, ein Kamin, zwischen den zwei Fenstern, mit einigen Statuetten, und das Auffallende zuletzt, ein toller, eigentümlicher Geruch, wie ihn besondere Menschen in ihren Räumen haben, ein Geruch, der jedem sofort auffiel, der Monsieurs Zimmer betrat, ein Geruch gemischt aus — vergleichsweise! — Zibeben mit Druckerschwärze, Tigerfellpulver und dem persönlichen Schweiß des Prälaten. Fest und unaustreibbar lag dieser Duft in dem Zimmer.

Während ber Abbé sich hier in moralische Probleme des Liguori vertiefte, zogen oben im dritten Stock die vierzehn-, fünfzehn- und sechzehnjährigen Mädchen ihre Höschen an, schlüpften in die Pantöffelchen und begaben sich an die neben jedem Bett stehenden Waschtische, begannen das frische Wasser über den dünnen Nacken zu spritzen und Wangen und Stirn ein wenig zu reiben, die überhängenden Haare hinauszustreichen, sich zu beugen und wieder kerzengerade aufzurichten. Es war eben morgens sieben Uhr und Auffste-

henszeit. Monsieur war nur so früh auf, weil er ja seine Messe lesen mußte. In dem ganzen Schlafsaal sah man jetzt nur weiße Lichter und Flächen; chamoisgelbe Arme und Nacken; blendendweiße Röckchen und Hemdstücke; und manchmal glitzernde Punkte von aufgesperrten Mündern; man hörte ein Schliefen und Rutschen, ein Anziehe- und Auskleidegeräusch; ein Knipsen der Strumpfbänder, ein Schlappen, Wischen und Wenden ging durch den Saal. Sonst war alles ruhig; denn der Geist dieser jungen Geschöpfe lag noch eingebunden in den Windeln ihrer Träume und hinderte sie am Plappern und Schwätzen.

Was geschah aber mit Madame la Superieure um diese Zeit? Sie war wohl schon aufgestanden und trank Schokolade, lag in einem mit Kreuzen, Herzen und Passionsnägeln bestickten Schlafrock, damit beschäftigt, jenen blauen Rauch in ihren Zimmern zu entwickeln, den die Mägde immer bei ihr vorfanden, und den sie für den Weihrauch von Madames Privatandacht hielten. Vielleicht griff sie auch in das halb aufgemachte Pariser Paket, nahm einen Kleinoktavband und fing an zu lesen, zu lesen, oft bis die Sonne schon hoch am Himmel stand. Denn Madame beteiligte sich nicht an der Morgenandacht, die alle Klosterbewohner vor dem Frühstück zusammenrief. Vormittags übte sie keine Präsidialgeschäfte aus. Und auch heute wäre sie in ihrem Passionsrock liegen geblieben und hätte wohl den Oktavband zu Ende gelesen, wenn nicht eine scharfe Flüsterstimme an ihrem Schlafzimmer erschienen wäre und ihr die seltsamste Mitteilung gemacht hätte.

Inzwischen aber trampelten und rutschten und trappten die siebzig oder achtzig Klosterfräulein mit noch verschlafenen Wimpern die Treppen hinunter in die großen Betsäle im Parterre, um die kurze Morgenandacht zu absolvieren, der gleich darauf das heiß erwartete Frühstück mit viel Weißbrot, viel Butter und viel Kaffee folgte.

Schon während des Treppenhinabjagens und während der Andacht und noch mehr während des Frühstücks, wo die zarten Mäulchen die ersten Exerzitien für die Schwatztätigkeit des ganzen Tages machten, gewahrte man heute ein Zischeln und Zuflüstern, ein Gestikulieren, welches zu dieser verschlafenen Morgenstunde ganz ungewöhnlich war. Und als endlich nach dem Frühstück groß und klein an die Arbeit sich begeben sollte, und die einzelnen Klassenzimmer mit Arithmetik, Memorieren, Klassikern, Aufsätzen und Schönschreiben sich füllen sollten, da zeigte sich's, daß eine ungewöhnliche Erregung den ganzen jungen Bienenschwarm ergriffen hatte, daß ein Ferment von intensiver Wirkung allen in die Herzen und in die Köpfe gefahren; daß alle Augen funkelten, alle Wangen glühten. Da nun la Soeur Première, weit entfernt mit einer einzigen Handbewegung, wie sie's konnte, die kecken Palastrevolutionäre immer in ihre Arbeitsstuben zu jagen, lächelnd alles geschehen ließ, so war's kein Wunder, wenn geschah, was nun folgte.

Monsieur l'Abbé saß noch immer auf seiner Tigerdecke und las noch immer Liguori, Theologiae moralis, libri sex. Er hatte schon längst gefrühstückt und bei der Morgenandacht pflegte auch er nicht zu erscheinen. Nun fing es plötzlich außen an seiner Tür, die zum Korridor führte, zu summen und zu brodeln an; es war ein Klirren, als wenn ein Hagelwetter von kleinen Zähnen sich da draußen zu üben begänne, ein Schlürfen von jungen, kleinen Schuhsohlen und ein Stumpen, Drücken, Gilfen, Kichern und Pst-Rufen. Monsieur kannte das Geräusch: Wenn dreißig bis vierzig Mädchen an einem heißen Sommertag mittags um zwei Uhr sich vor seiner Tür hinpflanzten und lärmten, bis er aufmachte, und dann die ganze Kohorte mit gefalteten Händen vor ihm ins Knie sank mit dem Ruf: „Wir bitten um Hitzvakanz!!" — Aber es war ja gar nicht heiß. Und auch nicht zwei Uhr,

sondern neun Uhr. Kein Mensch konnte auch wissen, ob es heiß werde.

Monsieur las noch immer und hatte den rechten Zeigefinger rings um den Nasenhöcker gelegt. Er pflegte gern sein moralisches Frühstück mit Liguori oder Thomas d'Aquino bis zehn oder elf Uhr auszudehnen. Jetzt aber stand er auf, als vor dem Gestumpe die Tür einzubrechen drohte. Er ging hin und machte auf: und der ganze Haufe junger Mädchen, mit ihren grauen Arbeitsschürzchen, an den Schultern weiße Tüllpuffen, die wilden Haare unter delikatem Chamoishäubchen versteckt, stürmte herein, schrie voller Entrüstung durcheinander, beugte sich vorwärts, spreitete die Hände auseinander, um sie dann zusammen zu patschen. Was Monsieur aus dem Tumult verstehen konnte, waren nur die Namen Henriette und la Maitresse. La Maitresse nannten die Mädchen mit einem von ihnen eingeführten Namen Alerina, die in der letzten Zeit einige Lehrstunden in den jüngeren Klassen erhalten hatte. La Maitresse blieb dann für Alerina, wurde allgemein akzeptiert, und schien also in glücklicher Weise ihre zukünftige Stellung im Kloster anzudeuten. Jetzt aber sollte dieser Ausdruck plötzlich eine unerhörte Wendung bekommen. Also immer nur Henriette und la Maitresse war es, was Monsieur verstehen konnte. Endlich gebot der Abbé Stillschweigen und fragte eines der ältesten Mädchen, was vorgefallen sei. Nun kam es denn heraus: man habe Henriette, die Nichte von Madame, mit Alerina, ihrer intimen Freundin, heute morgen beim Aufstehen, im Schlafsaal der älteren Mädchen, Hände und Körper verschlungen, in einem Bett, dem Alerinas, schlafend gefunden; Henriettes Bett, das in einer ganz anderen Reihe stehe, sei leer gewesen. Eines der älteren Mädchen, welches zufällig und wegen eines bestimmten Bedürfnisses etwas vor der Zeit aufgestanden sei, habe die beiden liegen sehen, sei aber fort=

gegangen; bei der Rückkehr hätten sie aber immer noch so gelegen. Nun habe sie andere Mädchen geweckt; sie seien herbeigekommen und hätten mit Staunen dasselbe gesehen. Durch das Geräusch und Kichern seien andere aufgewacht; schließlich sei der halbe Schlafsaal um die beiden Schläferinnen versammelt gewesen. Nun habe man ihnen die Bettdecken weggezogen und habe Gräßliches gesehen. Alexina und Henriette seien dann erwacht und kreischend auseinander gefahren.

Alle Mädchen hatten sich zuletzt an der Erzählung mit glühenden Gesichtern beteiligt. Jetzt entstand eine Pause; und als Monsieur, der noch immer sein Ligouribändchen mit eingeschnapptem Finger in der linken Hand und den rechten Daumen in einem Knopfzwischenraum seiner Soutane eingehakt hatte, sich nur mit einem ruhigen „Eh bien?" vernehmen ließ, als wollte er sagen: Nun, und was ist jetzt? — stürzten die jungen Fratzen mit aufgehobenen Händen auf ihn zu und riefen fast wie aus einem Munde: „Mais c'est honteux! C'est terrible ca! C'est sàle! Enfin c'est tout ce que vous voudrez!" — Die jungen Zöglinge durften wohl in dieser Weise sich vernehmen lassen, ohne die ungeheure Distanz, die sie von ihrem Vorstand und Priester trennte, zu verringern. Monsieur hatte sozusagen einen breiten Buckel, auf dem die jungen Fäustchen auch gelegentlich herumtrommeln durften. Und wenn er auf der einen Seite faktisch für die acht oder zehn strengreligiösen Mädchen so etwas wie le bon Dieu war, so war er dafür doch auch wieder le bon père, der auch das in dieser hohen Stellung liegende Wohlwollen zum Ausdruck brachte. Und gar in weiblichen Dingen durften die Mädchen ihre Ansichten mit den ihnen eigentümlichen extremsten Wortformen und unter Aufwand einer großen Dosis Pathos zum Vortrag bringen. Auffallend war dem Abbé, daß auch die größeren Mädchen sich eingefunden

hatten und mit verlegenen Gesichtern dortstanden. — Jetzt ging die Tür auf, und la Soeur Première kam mit einem verstörten Gesicht, welches vielleicht etwas übertrieben war, herein, fiel dicht vor dem Abbé auf die Knie — das war die übliche, pathetische Klosterform —, bedeckte ihr Gesicht mit ihren Händen und teilweise seiner Soutane und rief schluchzend: „Oh Monsieur, c'est honteux!“ — Was es denn gebe, beruhigte sie der Abbé und hob die erste Schwester, der er sehr gewogen war, auf. Henriette und Alerina, hieß es nun, seien verschwunden, seien weder zur Andacht noch zum Frühstück gekommen. Dies und allerlei Flüsterungen, die man jetzt im Kloster hören könne, ließen auf ein ungewöhnliches, schweres Verschulden schließen. — Nun drängten sich weitere Mädchen durch die halbgeöffnete Tür und brachten andere Neuigkeiten, die sie von den Mägden erhalten haben wollten. Draußen, durch den geöffneten Türspalt, sah man die schadenfrohen Gesichter der Dienstmägde, horchend, ob ihre Geschichten richtig überbracht wurden: Alerina sei gefunden, sie kaure im Hemd droben auf dem Boden und weigere sich hinunterzugehen, wenn ihr nicht Kleider gebracht würden. Auch Henriette sei jetzt gefunden; sie war, ebenfalls unbekleidet, zuerst in die Vorratskammer geflohen und, als die Beschließerin sie dort entdeckt, hinauf zur Superieure gesprungen. Madame habe dann die Kleider ihrer Nichte hinaufbefohlen. Ferner wurde konstatiert, daß das Bett von Henriette die Nacht über überhaupt nicht benutzt worden war, da es jetzt noch gänzlich unberührt stehe. Andere Mädchen fuhren jetzt sofort dazwischen: Henriette sei oft gesehen worden, wie sie in aller Herrgottsfrühe ihr Bett absichtlich in Unordnung brachte, es müsse demnach vorher unberührt gewesen sein, denn niemand verkrümple sein Bett im Moment des Aufstehens. — In diesem Moment ging die zweite Tür, die in Monsieurs Zimmer führte, auf, und Madame

la Superieure trat herein. Alles wich halb ehrfurchtsvoll, fast wie ertappt, zurück. Nur la Soeur Première blieb standhaft stehen und maß la Superieure mit einem festen Blick. Aus diesem Blick und ihrem Widerprall aus Madames Auge konnte ein Kundiger jetzt schon die ganze Situation erkennen. Und wenn Monsieur l'Abbé scharfsichtiger gewesen wäre, hätte er bereits sehen können, daß die ganze dumme Schäferliebelei zwischen Henriette und Alexina, um die es sich augenscheinlich handelte, nur ein Gelegenheitsfeld war, auf dem die beiden Damen sich maßen, und daß Henriette, die Nichte von Madame — wenn der Feldzug richtig geführt würde —, offenbar die Flanke abgeben würde, von der aus, unter Aufdeckung des verdächtigen Lebenswandels von Madame, die Schwäche ihrer Stellung gezeigt und diese selbst aus dem Feld geschlagen werden könnte. — Madame schien entrüstet und überrascht, was die Zöglinge alle hier wollten. Ob denn der jüngste Tag anbreche! Alle sollten unverzüglich in ihre Unterrichtsstunden gehen! Mit einem Wink stob die ganze Menge auseinander. Scheinbar gütig ermahnte sie dann la Soeur Première, die Zügel der Klosterordnung doch nicht in die Hände der rauflustigen, ausgelassenen Mädchen gleiten zu lassen. Sie habe gehört, was vorgefallen sei! Es sei nicht der Rede wert. Natürlich müsse eine kleine Disziplinierung stattfinden. Aber im Kloster Douay deswegen alles von oberst zu unterst kehren, sei unerhört! Sie mache la Première für die fernere Ordnung während des Tages verantwortlich. Mit einem kleinen „C'est bien!" verließ die Première das Zimmer, und Madame und Monsieur waren nun allein. — Der Abbé hatte bis jetzt gar nichts entschieden. Er liebte es, stummer Zuschauer zu sein und die Tatsachen in seinem Kopfe zu registrieren. Auch jetzt ergriff er nicht das Wort, sondern wartete, daß Madame sprach. — Das sei ja eine grauenhafte Geschichte

meinte diese, und zeigte erst jetzt ihre große Besorgnis, nicht über die Sache selbst, sondern über die Aufregung, die sie hervorgerufen. Daß so etwas solche Dimensionen annehmen könne! Das sei ja, als wenn der Teufel der ganzen Klostertracht in die Glieder gefahren wäre. – Monsieur machte eine abwehrende Bewegung und schlug drei Kreuze in die Geste hinein. – Ach was! meinte Madame. Es sei ein großer Fehler gewesen, die Sache so weit kommen zu lassen. Die Schwestern hätten nicht ihre Schuldigkeit getan! Sie verlange die Bestrafung von la Première, am besten deren Versetzung in ein Schwesterkloster. – La Première, wehrte Monsieur ab, der sie sehr gern mochte, sei als Lehrkraft unentbehrlich für das Kloster. Wer solle sie nur im französischen Stil ersetzen. Abgesehen von ihren Qualitäten als Aufsichtsperson! Nein! der Fehler sei, daß weder er, noch sie, Madame, jemals bei der Andacht noch beim Frühstück anwesend seien. Dann hätte man die Affäre, die schon seit früh sechs oder sieben spiele, rascher entdeckt. Um neun Uhr war der Bienenschwarm schon ausgeflogen. – Madame aber blieb dabei, die Schwestern hätten das Unglück angerichtet. Kinder mit fünfzehn, sechzehn Jahren kämen nicht von selbst so weit. – Aber was Monsieur weit mehr interessierte, war der moralische Teil der Geschichte. Ob es denn etwas Häufiges sei, daß Mädchen so zusammen im Bett lägen? – Gewiß, die Kleinen spielten ja wie die Katzen. – Aber Henriette sei doch fast siebzehn, und la Maitresse gehe ins achtzehnte und unterrichte schon die Jüngsten. – Allerdings, aber das Freundschaftsband zwischen beiden sei ein außerordentlich enges. – Ob diese Mädchenfreundschaften sich so sinnlich äußerten? meinte der Abbé. – Zuweilen ja! Von dieser Ausdehnung habe sie allerdings keine Ahnung gehabt. Wohl aber habe sie schon so etwas gehört. In keinem Fall sei etwas Schlimmes dabei, es seien ja beides Mädchen, jung, feurig, phantasie-

voll. — Der Abbé machte eine Handbewegung, als genüge diese Erklärung nicht, und wandte sich zu den Bücherständen am Fenster. — In jedem Fall, meinte Madame im Weggehen, sei die junge Brut wieder in ihren Käfigen. Sie wolle jetzt rasch Anordnungen geben, daß Alexina und Henriette bei Tisch erschienen, als sei nichts vorgefallen. Es dürfe keine Absperrung der zwei jungen Sünderinnen stattfinden. Noch könne alles gut gehen.

Darin irrte sie sich. Wenn nur la Première nicht entschlossen gewesen wäre, das Eisen, das jetzt glühte, unter keinen Umständen erkalten zu lassen. Und wenn nur Monsieur l'Abbé sein moralisches Interesse aufgegeben hätte und auf jede weitere Zufuhr von Einzelheiten Verzicht geleistet hätte! — Dieser hatte inzwischen das Dictionnaire ecclésiastique hervorgezogen und unter dem Titel „Sappho" gesucht; als er hier nicht fand, was er wollte, suchte er unter „Lesbos"; und als ihm dies auch nicht genügte, holte er den Artikel „Tribade". Diesen nahm er mit aufs Tigerfell und blieb über ihm wohl eine halbe Stunde.

Für einen Moment war jetzt alles ruhig. Aber wir können dem Leser keine Zeit zu einer Pause geben. Er muß die ganze Skandalaffäre, so wie sie stattgefunden, in den paar Stunden des Nachmittags mit uns durchhetzen. Er muß durch diesen Hexenbreughel eines Klosterinterieurs wie im Flug mit uns durchsausen. Zum Erblicken von Details ist sowieso keine Zeit. Aber auch nicht zum Verhalten und Ausschnaufen.

Es bestand eine Klosterverordnung, wonach jeder einzelne Zögling sich zu jeder Zeit entweder zum Abbé oder zur Superieure melden durfte, um ein Anliegen, eine Beschwerde vorzubringen. Dies war ein Paragraph, der zugunsten der Eltern und Angehörigen aufgenommen worden war, um diesen die denkbar größte Sicherheit gegen mißbräuchliche Ge-

waltanwendung bei ihren Kindern von seiten der subalternen Organe zu geben, der aber bei der humanen und fast patriarchalischen Klosterzucht fast niemals in Anspruch genommen wurde. Diese Verordnung scheint nun durch la Soeur Première und die übrigen Schwestern den Kindern und Zöglingen neu in Erinnerung gebracht worden zu sein; denn als um zehn Uhr die Mädchen aus ihren Klassen entlassen wurden, um während der nächsten Viertelstunde ein Stück kräftigen Schwarzbrots zu verspeisen, versammelte sich wieder der gleiche Schwarm vor Monsieur l'Abbés Tür, wie nach dem Frühstück, und wieder mahnte ein Wetzen, Stampfen, Flüstern, Klirren, Schaben und Kichern den nachdenklich in seinem Zimmer auf und ab gehenden, Sapphos Liederbuch in der Hand tragenden Abbé an neue Ereignisse moralischer Natur. Dieser Fall war ganz nach seinem Geschmack. Er wollte wissen, wie weit die an sich sündhafte Natur unschuldige Mädchen zu sinnlichen Exerzitien treibe, in denen zweifellos der Teufel, wenn auch in milder Gestalt, seine Hand im Spiel habe, und was für moraltheoretische und disziplinärpraktische Fragen und Einwürfe sich daran knüpften. Von hier dann mit einem kühnen Sprung hinüber zur Antike, zu einer Zeit, da der Fürst der Hölle noch nicht an Ketten gebunden, frei sein sündhaftes Spiel treiben konnte und in der Form des „Tribadismus" die Weiber der Heidenwelt in rettungslos sündhafte Bande verstrickte! Bande, von welchen jetzt noch, im neunzehnten Jahrhundert, ein kleiner Rest, eine Faser, sogar in den Klöstern zum Vorschein komme und von der noch immer nicht ganz gedämpften Macht des Bösen Zeugnis ablege! Et cetera. Et cetera. Dies war der Gedankengang Monsieurs, der ihn ganz beschäftigte, und in dem die diplomatischen Mahnungen von Madame, die Sache nicht um sich greifen zu lassen, längst untergegangen waren. — Und somit öffnete der Abbé schnell die Tür,

die auf den Korridor führte, und ließ die sämtlichen Mädchen, die mit heißen Lippen und ungegessenem Brot dortstanden, herein, die Tür dann schließend. — „Kinder," sagte er, „nur um das eine muß ich bitten: eine nach der anderen, und: nicht zwei dasselbe erzählen!" Und nun kam ein ganzer Lavastrom der ungeheuerlichsten Dinge heraus, die die Mädchen in der letzten Stunde statt Schönschreiben, Geschichte, Memorieren, Rechnen aus ihrem Gedächtnis mit Hilfe der aufsichtführenden Schwester geboren hatten. Schon lange habe man eigentümliche Dinge zwischen la Maitresse und Henriette vor sich gehen sehen; immer steckten sie beieinander in einem dunklen Winkel und zischelten und flüsterten! Des gegenseitigen Küssens sei kein Ende gewesen; wenn sie in einer Klasse voneinander entfernt gesessen, hätten sie „Augenschmeißen" und Handzeichen gewechselt! Es sei unerhört, wie die zwei einander nachliefen und ineinander „verbacken" seien wie zwei Kletten, nicht mehr zum Losreißen. — Eine andere Gruppe: La Maitresse sei ein absonderliches Wesen und habe Dinge an sich, wie kein anderes Mädchen. Nie sei la Maitresse mit den anderen zum Baden gegangen; sondern unter irgendeinem Vorwand zu Haus geblieben; sie habe sich stets gescheut, in Gegenwart anderer Mädchen ein natürliches Bedürfnis zu verrichten. Dagegen habe man sie oft mit Henriette allein auf dem Lieu d'aisance kichern hören; Henriette habe überhaupt im letzten halben Jahr nie in ihrem Bett geschlafen, sondern sei stets hinüber zu Alexina gegangen, nur sie sei sehr früh aufgestanden. Alexina, das ist la Maitresse, trage keine Mädchenhosen, sondern absonderliche Beinkleider, die an der unrechten Stelle den Schlitz hätten. Ihr Korsett sitze nicht; sie sei auch so knochig! Und gehen tue sie wie gar kein Mädchen! Kurz la Maitresse sei eine merkwürdige Person; und deswegen könne sie auch Dinge, die andere nicht könnten, und sei gescheiter als alle miteinander. — Wieder

eine andere Gruppe, darunter eine Schlafnachbarin von Alexina: Henriette und la Maitresse hätten sich im Bett, wie sie gehört, obwohl sie sich schlafend gestellt, oft leidenschaftlich geküßt, umschlungen und sich ma bien aimée genannt. Als man heute morgen in Gegenwart vieler Mädchen den beiden die Decke weggerissen, seien sie mit den Füßen durcheinander geschlungen gewesen und mit einem großen Teil des Körpers gänzlich entblößt; auch habe Alexina grobe Glieder, und Haare an den Beinen wie der Teufel. — Diese letzte Wendung, die mit einem ekelnden „Äh!" von dem ganzen Chorus der Mädchen begleitet war, tadelte der Abbé, da es unsicher sei, ob und wie stark der Teufel an den Beinen behaart sei. Dies könne auch keinen Gegenstand der Untersuchung für junge Mädchen abgeben! — Ein einzelnes, schon zu den Älteren gehöriges Mädchen sagte: sie habe Mademoiselle Alexina gesehen, wie sie Henriette unter die Röcke gelangt habe, welches diese, obwohl sie heftig errötet sei, habe geschehen lassen; als sie aber ihrer ansichtig geworden, seien sie unter Lachen hinweggesprungen. — „Ah, c'est dégoûtant!" riefen alle Mädchen, „c'est dégoûtant!" — Endlich sagte noch eine der älteren Schülerinnen: sie glaube überhaupt nicht, daß Alexina ein Mädchen sei; sie sei viel zu gescheit und wisse fast alles; sie sei auch gar nicht sanft, wie andere Mädchen, sondern wild und hart; sie glaube, Alexina sei ein böser Geist in Mädchengestalt, der eines Tags unter Gestank und Gepolter plötzlich verschwinden werde. — Dies alles und noch viel mehr hörte Monsieur ruhig an; sagte dann den Mädchen, sie sollten gemessen in ihre Stunde gehen, alles würde genau untersucht werden; inzwischen möchten sie la Première suchen und ihr auftragen, zu ihm zu kommen. — „La Première! La Première!" riefen die Mädchen freudig durcheinander und stürmten dann wild hinaus.

Während diese wichtigen Verhöre und Aussagen in Mon-

sieurs Arbeitszimmer statthatten, schien Madame in ihrem zweiten Stock schon wieder ihr ganzes Wohlbehagen gefunden zu haben. Wenigstens kam sie nicht herunter, um über die fernere Klosterordnung sich zu informieren. Und ihre treuen, dienenden Geister, die sonst sofort mit einem Sprung und noch diesen Morgen bei ihr oben waren, um ihr die letzte Neuigkeit mit einem zischelnden Triumphieren ins Zimmer zu rufen, schienen plötzlich alle mit einem gewissen Ratteninstinkt zur Partei der Soeur Première übergetreten zu sein. Und so blieb die stolze und bis jetzt allmächtige soi-disant Äbtissin oben bei ihren Romanen und Zigaretten und hatte keine Ahnung von allem, was da unten vorging. — Im Nebenzimmer saßen, wohl etwas stumm und in sich gekehrt infolge der zweifellos erhaltenen Vermahnungen und Androhungen, aber im übrigen auffallend frisch und erholt, Henriette und Alexina. Henriette, ein prachtvoll hübsches Mädchen, mit jener unbekümmerten Nonchalance, die eine so siegreich strahlende Schönheit mit sich bringt, und im Bewußtsein ihrer Unangriffsfähigkeit als Nichte von Madame hatte sich ihre schönste Cremetoilette holen lassen und war immer heiter und zu allem aufgelegt. Ganz anders Alexina; nicht nur war ihre Zukunft unsicherer im Falle eines Fehltrittes; sondern sie hatte auch ein gewisses Bewußtsein der Sachlage. Wenn sie auch ihr Verhältnis zu Henriette als ein harmloses, unschuldiges und berechtigtes auffaßte, so hatte sie doch, schon durch ihre fromme Erziehung, ein scharfes Urteil für das, was sich für sie, die schon halb Lehrerin war, nun einmal nicht paßte, und empfand das moralisch Bedenkliche des Vorgefallenen wie einen heftigen Stich in ihrem Innern. Daneben aber kam doch ein gewisses triumphierendes Gefühl in ihren Augen zum Ausdruck, darüber, daß sie mit ihrem starken Willen alle Hindernisse, die sich ihrer Neigung zu Henriette entgegengestellt, siegreich überwunden hatte, und

daß die Freundin mit allen Fasern ihres Seins nach wie vor an sie gefesselt war.

So kam das Mittagessen herbei. Dies war die einzige Gelegenheit, bei der alle Klosterinsassen, mit Ausnahme der Mägde, vereinigt waren. Wie ein plappernder Prozessionszug ergoß sich die Schar der aufs höchste erregten und vor Neugier fiebernden Mädchen in die geräumigen Hallen des alten Klosterrefektoriums. Und nun geschah das Unglaubliche: Als Madame in Begleitung von Henriette und Alerina den Speisesaal betrat und die zwei Mädchen ihre gewohnten Mittagsplätze einnehmen wollten, fuhren die Zöglinge, und besonders die ganz jungen, vierzehn- und fünfzehnjährigen, wie von einer plötzlichen Panik ergriffen, kreischend und Abscheu ausdrückend, vor den zwei Sünderinnen, besonders aber vor Alerina, zurück, welch letztere als „la Maitresse" gleichzeitig die Aufsicht an einem Tisch ganz junger Zöglinge führte. Die Schwestern im Habit machten nicht die geringste Miene, die Szene zu ändern; und als Madame mit einer drohenden Miene, um die Mädchen zur Ordnung zurückzuführen, hinüberrief: „Qu'est-ce que ca veut dire!" entstand eine solche Aufregung, ein solches Zusammenrotten, daß schließlich auch die älteren Zöglinge davon ergriffen wurden, so gab sie jeden weiteren Widerstand auf und überließ die beiden Mädchen ihrem Schicksal. Diese ganze Wendung hatte die scharfsichtige Alerina mit einem einzigen Blick aus Madames Gesicht abgelesen. Im nächsten Moment eilte sie, die beiden Hände wie zur Abwehr vor sich streckend, im Sturmschritt zum Saal hinaus. Die Zöglinge wichen wie vor der Pest vor ihr zurück und ließen sie durch. Und aus der Menge hörte man unter verschiedentlichen Stoßseufzern und staunenden Interjektionen den präzisen Ausruf: „Ah, tenez: le diable!" — „Le diable! Le diable!" klang es beistimmend durch alle Reihen. Und in der Tat, wenn man das scharfge-

schnittene, knochige und edelgebaute Gesicht Alerinas mit den leuchtend schwarzen Augen und den drohend zusammengewachsenen Augenbrauen in Betracht zog, dann hatte dieser Ausruf etwas in der Phantasie der Kinder Berechtigtes. Aber kaum war Alerina verschwunden, so sah man Henriette, die sich im ersten Moment der Überraschung zu Madame geflüchtet hatte, eine Zeitlang wirr umherschauen, um dann plötzlich, von einem ähnlichen Entschluß gepackt, sich durch die Mädchen zu drängen und ebenfalls hinauszueilen. — „Voilà sa fiancée!" rief wieder eine einzelne Stimme. Und „le diable et sa fiancée!" ging es jetzt besonders bei den Jüngeren wie etwas Selbstverständliches von Mund zu Mund. Und ganz von selbst begab sich jetzt alles zu Tische, die Mägde begannen aufzutragen. — Die Masse hatte gesiegt, und Monsieur und Madame sahen jetzt erst, welche Dimensionen dieser Fall angenommen, und was die kleine Schlafszene im Saal der älteren Zöglinge heute morgen innerhalb weniger Stunden in den Köpfen der erregbaren Mädchen angerichtet hatte. Und die scharfen, von der Saaldecke zurückgeworfenen Laute von „la Mäträsse!" und „la Prämiäre!" und „Alärina!" und „la Fianßä!", welche die jungen Zähnchen zerknitterten und zerbissen, und die wie Schmeißmücken während des Essens durch den Saal schwirrten, bewiesen, daß von einem Zurückdämmen jetzt keine Rede mehr sein konnte. Jetzt konnte das Kloster und seine Würde nur noch durch offene, strenge, disziplinäre Behandlung des Falles gerettet werden.

Unter großer Erregung war man nach dem Mittagessen auseinander gegangen. Monsieur und Madame blieben zurück und wechselten einige Worte miteinander. Eine Magd, die oben im zweiten Stock bediente, kam und brachte la Superieure eine leis vorgebrachte Meldung. Inzwischen wartete la Première an der Tür des Abbé. Er hatte sie schon vor dem Mittagessen rufen lassen. Sie komme gerade

recht, meinte er, er müsse mit ihr gründlich sprechen. Sie gingen zusammen hinein, und Monsieur ging mit auf dem Rücken gekreuzten Händen längere Zeit erregt auf und ab. Die Sache war jetzt doch auch ihm über den Kopf gewachsen. Er fürchtete nicht nur für den Ruf und Besuch des Klosters. Er fürchtete, sein nächster Vorgesetzter, der Erzbischof von Rouen, könnte die Sache schlimm aufnehmen. Trotzdem war der Moralist und exegetische Spürhund in ihm noch nicht zum Schweigen gebracht. Der Fall war ja ganz großartig, ganz mittelalterlich. Gott! wenn Sanchez den Fall gekannt hätte! Was hätte der daraus gemacht! In seinem Sensorium repetierten immer noch die Laute: „Le diable et sa Fianßä! — Le diable et sa Fianßä!“ Nein, er war wirklich stolz auf seine Zöglinge über diese Wendung. — Die Korrektion der Angelegenheit, begann er dann zu la Première und blieb vor ihr stehen, scheide sich in zwei Teile: einmal die Beruhigung und moralische Festigung der Klosterinsassen, und zweitens die Aufklärung des Falles selbst und Bestrafung der Malefikanten ohne Rücksicht auf die Stellung, die sie einnähmen, und auf Madame la Superieure. Dies letztere betonte der Abbé und machte damit la Première, der er sowieso sehr wohlwollte, zu seinem festen Bundesgenossen. Was den ersten Teil der Aufgabe angehe, so hätten die Zöglinge nach Ablauf des mittägigen Interstitiums in ihren Klassen zu bleiben und sich mit den Unterrichtsgegenständen abzugeben. Was den zweiten Teil, die Aufklärung des rätselhaften Falles selbst anlange, so wünsche er von la Première die Grenzen des Schmeichelverkehrs und der unanständigen Griffe und Betastungen, die unter Mädchen vorkämen, kennen zu lernen. Ob selbe, z. B. die Betastungen, in der Beichte gemeldet würden? Ob solche im jugendlichen oder auch im reiferen Alter, wie dem Alexinas, vorkämen? Was sich die Mädchen dabei dächten? Ob es eine innere Stimme oder eine

Versuchung von außen sei? Et cetera, et cetera. — Die Sache, fügte Monsieur voll Eifer hinzu, habe auch wissenschaftlich und moraltheologisch die höchste Bedeutung. — Aber la Première, die erst kurz über die Dreißig war, senkte ihr bleiches Gesicht auf das Skapulier, kreuzte die Hände über die Brust und schwieg. — „Mon Dieu!" sagte der Abbé und wurde etwas unwillig, wenn sie nicht spräche, müsse er sich an la Superieure wenden. Dies wirkte. Monsieur möge fragen, meinte sie, sie werde dann antworten, so gut sie's vermöchte. — „Ob junge Mädchen gewohnheitsgemäß beieinander schliefen?" — „Nicht gewohnheitsgemäß, aber häufig." — „Zu welchem Zweck?" — „Viele der Kleinen fürchten sich allein zu schlafen." — „Ob es hier zu Berührungen käme?" — „Zu den unvermeidlichen!" — „Ob selbe sinnlicher Natur seien?" — „Bei den größeren sei dies nicht ausgeschlossen; diese schliefen aber seltener zusammen." — „Kämen Ineinanderschlingungen und Umarmungen bei solchem Zusammenschlafen vor?" — „Das habe sie nie beobachtet; doch gäbe es kindlich und weichherzig angelegte Mädchen, die auch tagsüber und in den Kleidern ihre Freundinnen umhalsten, abküßten und herzten." — „Ob sie, la Soeur Première, dies unter Umständen für teuflische Eingebungen halte?" — „Unter keinen Umständen!" — „Wem sie es zuschreibe?" — „Der Gemütsanlage; dem Temperament!" — „Ob diese nicht durch die Erbsünde befleckt sein können?" — „Allerdings; doch den Unterschied zu finden zwischen dem, was menschlich und was teuflisch in unserer Natur sei, müsse der Weisheit von Monsieur leichter fallen als ihr!" — „Ob es gewöhnlich sei, daß Mädchen sich gegenseitig unter die Röcke langten?" — „Langen, gewiß nicht, aber schauen!" — „Das gehe doch nicht!" — „Bei den Kleinen wohl, die noch kurze Kleider tragen, wenn sie z. B. die Stiege hinaufgingen!" — „Was damit bezweckt werde?" — „Die Mädchen seien neugierig, was ihre





Kameradinnen trügen, ob sie nachlässig in der Wäsche seien; sie liebten es, sich gegenseitig etwas anzuhängen; entdecke die Cecile z. B. bei der Claire ein defektes Unterkleid, einen nicht gestopften Strumpf, so erzählt sie bei ihren Freundinnen, Cecile trage zerrissene Unterröcke, durchlöcherte Strümpfe. Erfährt dies wieder Claire, so erzähle sie ihrerseits herum, Cecile schaue allen unter die Röcke. Das sei Mädchengebrauch und bavardage!" — „Ob dies bei älteren Mädchen, wie Alexina und Henriette, auch vorkäme?" — „In anderer Form und dann aus Interesse für die Toilette!" — „Ob es hier zu Berührungen käme?" — „Zu den unvermeidlichen!" — „Ob ein direktes Berühren der Körperteile der anderen dabei beabsichtigt sei?" — „Viele Mädchen brüsten sich mit der Schönheit und Vollkommenheit ihrer Formen; andere wollten sich hiervon überzeugen, und so käme es zu gegenseitigen Untersuchungen!" — „Ob sie glaube, daß dies das Produkt teuflischer Anreizungen sei?" — „Sie könne dies nicht entscheiden! Übrigens trügen ja die Mädchen bei solchen Gelegenheiten immer noch Hüllen von Barchent, Schirting, Musselin um sich!" — „Musselin-, Tüll-, Mullstoffe, das sei gerade das, was der Teufel besonders liebe!" — „Dann sei allerdings die Gefahr sehr groß," meinte la Première. „Und Henriette habe einen solchen Überfluß von kostbaren und feinen Toiletten!" — Damit war die Unterredung zu Ende. Der Abbé war wieder so weit wie vorher. Was er wissen wollte, ob der Verkehr Henriettes und Alexinas eine teuflische, sinnliche Anreizung, die mehr oder minder in das Bereich des Tribadismus falle, oder ob es nur der exzessive Ausdruck einer leidenschaftlichfreundschaftlichen Seelenübereinstimmung der beiden Mädchen sei, das konnte ihm la Première nicht sagen, weil sie es selbst nicht wußte, und weil Erfahrungen auf diesem Gebiet überhaupt sehr rar waren. Aber im ersten Fall war Monsieur entschlossen, daß la Maitresse trotz ihrer sonsti-

gen guten Qualifikation gefaßt und Henriette entfernt werden müsse, im anderen Fall war nur eine kleine Strafe notwendig.

Inzwischen waren Henriette und Alerina oben bei Madame geblieben, wo nicht minder leidenschaftliche Gespräche stattgefunden hatten. Zum Nachmittagkaffee kam la Superieure herunter zum Abbé. Sie erklärte, es müsse etwas zur Rettung des Rufes des Klosters dem Landadel gegenüber geschehen. Die Briefe der Mädchen könne man ja verhindern, aber bei den sonntäglichen Besuchen, wenn einzelne Zöglinge von ihren Eltern im Wagen abgeholt würden, werde die Sache doch ruchbar und dann entsprechend aufgebauscht und entstellt werden. — Monsieur trug seine moraltheologischen Unterscheidungen und Bedenken vor, von denen einzig und allein der Ausgang des Falles abhänge. — La Superieure erwiderte etwas gereizt: von wissenschaftlichen Spitzfindigkeiten verstände die Welt draußen so viel wie sie; zunächst handle es sich um Abschneidung aller weiteren Redereien. Sie gedenke die beiden Mädchen fürs erste auf einige Zeit aus dem Kloster zu entfernen. — Dem widersprach sehr ernst der Abbé; damit gestehe man eine Schande zu, bevor sie erwiesen sei. Er wünsche in jedem Falle Alerina zu verhören. Das könne er — meinte Madame pikiert — inzwischen werde sie ihre Nichte, um sie weiteren Beschimpfungen zu entziehen, beim Pfarrer des Dorfes unterbringen. — Sie verließ, ohne eine Antwort abzuwarten, das Zimmer des Abbé.

Wenige Minuten darauf betrat la Maitresse mit verweinten Augen das Zimmer des Abbé, warf sich ihm zu Füßen und begann zu schluchzen und zu weinen. — „Ah, Mademoiselle," begann der Abbé, „Sie haben dem Kloster jetzt schon einen großen, unberechenbaren moralischen Schaden zugefügt, und ich glaube, Sie haben eine noch weit größere Sünde auf dem Gewissen." — „Mon père," fiel

Alexina mit großem Nachdruck ein und sah den Abbé mit großen, glänzenden Augen an, „meine Liebe zu Henriette ist rein wie der Schnee auf dem Hebron; meine Gefühle sind wie Tauben, die nichts vom Argen wissen!" — Diese Sprache überraschte den Abbé nicht wenig, der in seiner sublimen Art für poetische Wendungen nicht unempfindlich war. Trotzdem kam ihm diese ideale Verwahrung im Zusammenhang mit all den bekannt gewordenen Schlüpfrigkeiten wie die Faust aufs Auge passend vor. Und so konnte er sich nicht enthalten, hinzuzufügen: „Aber wie steht es mit den Berührungen, Umarmungen, Untersuchungen zwischen Ihnen und Henriette?" — „Ah, mon père," fiel Alexina wieder mit dem Ton des vollsten Gefühlsenthusiasmus ein, „ja, ich bewunderte Henriettes Erscheinung, ihren Körper, ihre Augen, ihre Haare, ihre Stimme, ihren Gang, kurz alles, alles, ihre Strümpfe, ihre Schuhe, alles, was sie war und was sie trug! Weil ich selbst so gar nichts bin und nichts habe und in nichts ihr gleich bin! Und ebenso bewunderte, glaube ich, Henriette meinen Geist, meine Energie, meine Kenntnisse, enfin, das bißchen, das ich von Gott bekommen habe: meine Seele. Gewiß berührten wir uns, wo es nur möglich war, wo es nur geschehen konnte; sie meine Seele; ich ihren Körper; oh, mit einer Inbrunst, mon père, wie sich nie zwei Mädchen geliebt haben! Und Inbrunst, mon père, ist doch in der Freundschaft, in der Liebe erlaubt, wie im Gebet, in der Reue, in der Verehrung zu Gott." — Jetzt war der Abbé doch baff. Dieses Mädchen war stärker, als er. „Und niedrige, unziemliche Empfindungen und sündhaftes Verlangen kam nie in Eure Seele, ma fille?" fragte nochmals der Abbé eindringlich. — „Nur die Begeisterung —" rief Alexina und streckte beide Arme mit Enthusiasmus empor, „nur die Begeisterung, die Gott selbst in unsere Seele gepflanzt hat." — „C'est bien!" sagte nun der Abbé und hob

das Mädchen auf, das noch immer auf den Knien lag: „C'est bien, wir hoffen, daß sich noch alles zum besten wenden wird. Gott wird deine Seele auch ferner bewahren." — Alexina ging wieder hinauf zu Madame; und nun schien alles eine befriedigende Wendung zu nehmen.

Aber schon um vier Uhr kam la Première und brachte ein Paket Briefe, welche man Henriette, als sie in höchst geheimnisvoller Weise ihr Schreibfach ausleeren wollte, um es mit zum Pfarrer zu nehmen, abgenommen hatte. Die Briefe zeigten die Handschrift Alexinas — vielleicht würde ihr Inhalt zur Aufklärung über das Verhältnis von la Maitresse zu Henriette beitragen. — Monsieur öffnete die Briefe und las und las und merkte nicht, wo er war. Er las diese Briefe, wie er Liguri oder die Kirchenväter las. Monsieur war viel zu fein, zu geschult, zu klassisch und zu geistreich, um den kostbaren Äther, der aus diesen heißen Lettern emporstieg, nicht zu erkennen, sich an ihm nicht zu berauschen. Das war der gute, französische Stil, der an Alexina so bewundert wurde, der sie in erster Linie als Lehrerin qualifizierte, wenn nicht zur Schriftstellerin. Aus diesen leidenschaftlichen Ergüssen an Henriette war er hervorgewachsen: aus einer schließlich doch weltlichen Neigung! Und Alexina berief sich immer auf Gott! Da fand sich in einem Brief folgende Stelle: „Du willst vor mir fliehen, Henriette, Du fürchtest meine Augen, wenn sie am Erlöschen, und den Ton meiner Stimme, wenn sie am Ertrocknen ist. Weißt Du, daß es zu spät ist? Weißt Du, daß Du in meine Hände gegeben bist, wie Wachs dem Bildner? Daß Du das unglückliche Mädchen Alexina lieben mußt, weil Du so reich bist und ich so arm?! Fürchtest Du Gott? Fürchtest Du nicht, jammervoll unglücklich zu werden, weil Du das arme Dorfkind, Alexina, das Du liebst, und das Dich anbetet, verstießest? Haben wir zusammen nicht alles? Hat nicht jedes von uns für sich nichts! Du siehst meine dür-

ren, kraftlosen Arme! Hast Du nicht Arme gefüllt mit Wollust! Du streichst über meinen mageren Leib und findest meine welken Brüste! Hast Du nicht strotzende Lebensfülle und Brüste quellend wie Milch und Blut! Du mißt meine Beine und findest nur Krücken und kindliche Schwäche! Sind Deine Schenkel nicht so stark wie Marmorsäulen, und Deine Knie zierlich wie die Eier des Rebhuhns! — Deine Seele schläft oft und Dein Gedächtnis will nichts behalten! Hab' ich nicht Kraft der Seele und kenne Dich und mich auswendig! Du bist zurückgeblieben und Deine Worte sind die eines Kindes! Bin ich nicht über alle vorgeschritten und habe Dich mit mir gerissen! Bist Du nicht die Taube, und ich der Geier, der auf Dich herabstößt! Bist Du nicht in meiner Gewalt! Und Du fürchtest Dich vor mir, der Dich allein erretten kann! Und willst Dich in die bestialischen Arme eines Mannes werfen, wo nur Grausamkeit, Unflätigkeit und Gemeinheit herrscht! Bin nicht ich Dein Mann!! . . ." — In einem anderen Brief kam die Stelle vor: „Du fliehst vor mir, und dann suchst Du mich wieder auf. Du meinst, ich wäre anders als alle Mädchen im Kloster, und Du müßtest mich verabscheuen, weil ich Dinge forderte und Gewalttätigkeiten verübte, die ein braves Mädchen nicht erdulden dürfe; und dann müssest Du sie doch wieder gewähren. Die Klostervorschriften, Henriette, und die sogenannten Anstandsregeln sind kein Maßstab und Grenze für unser Empfinden. Und was wir verbrochen haben, Berührungen, unerlaubte Küsse, Umarmungen und Ergießungen, und was wir im geheimen taten, ist an und für sich nichts, ist nicht das Eigentliche, was wir wollten! Das war nur symbolisch gemeint, weil wir es durch Worte nicht ausdrücken konnten; wie Händefalten nur symbolisch gemeint ist für das, was im Innern vorgeht. Was dahinter steckt, ist etwas ganz anderes, Unaussprechliches; was wir empfinden, Henriette, Du und ich, wenn wir uns anblicken oder an uns

denken, ist etwas Unaussprechliches. Was wir tun, was gegen die Klostervorschriften verstößt, ist demgegenüber nebensächlich, nur eine Ausdrucksform, eine Art Explosion, die auch anders ausfallen könnte, die aber zufällig so ausgefallen ist. Deine Liebe zu mir, Henriette, das ist für mich alles. Bist Du deren sicher, dann halte an mir fest. Ich beschütze Dich . . ." — In einem dritten Brief hieß es: „. . . Woher die Menschen geboren werden? Ja, wir wissen es jetzt! Weil ich Dich aufgeklärt habe! Aber ist es nicht eine Summe von Unflat, Gestank, Erbrechen, gemeines Atmen, Glotzen und scheußliche Aufführung, was drum und dran hängt, und was ihm vorausgeht? Hier sind die äußeren Taten greulich, und das innere göttliche Empfinden minimal. Unsere Verkehrsformen, Henriette, sind zierlich, sanft, kleinlich und minimal; aber unser inneres Empfinden, der göttliche Impuls, riesengroß! Oh, ich könnte die ganze Welt mit meinem Innern erfassen, umgreifen, aufsaugen! Und Du, Henriette, bist nur ein kleines, unsäglich-schönes Figürchenebenbild dieser Welt; ein kleiner glänzender Fisch in dem großen Meer! . . ." —

Bei der Lektüre dieser Briefe war es inzwischen fünf Uhr geworden. Der Abbé wußte wohl, daß er hier einem außerordentlichen Fall gegenüberstand, einem Ereignis, einem Verhältnis, das auf Monate zurückdatierte, das langsam gereift war, wie ein Wespennest sich Zelle um Zelle vergrößert hatte und nun einen gewaltigen Stock bildete. La Maitresse war der eigentliche Baumeister, der Schöpfer und Angreifer, während Henriette sich auf eine mehr passive Rolle beschränkt hatte. Aber worüber sich Monsieur nicht klar werden konnte, war, wie weit die materiellen Beziehungen in dem erotischen Leben der beiden Mädchen gediehen waren, deren geistige Seite in den überschwenglichen, gefühlsenthusiastischen Briefen Alexinas ihm vorlagen. Ob man hier nicht an einen höchst

schlauen und versteckten Angriff des Teufels selbst denken mußte!! Daß Alexina eine naive, wenn auch dämonische, auf die Echtheit ihres Gefühls in der Brust pochende, aber noch unverdorbene Natur war, darüber war kein Zweifel. Aber was jetzt zu geschehen habe: Strafe, Ermahnung, Entfernung, Trennung der zwei, darüber konnte Monsieur zu keinem Entschluß kommen. Auf ein so glänzendes Talent, wie das Alexinas, verzichten wollte er sehr ungern.

Es war jetzt Vesperzeit. Die Mädchen hatten eine halbe Stunde Erholung, bevor die zwei Abendstunden die Arbeit des Tages schlossen. Wie ein Bienenschwarm gärte und brauste es unter den jungen Geschöpfen, die, ermahnt, mit ihren Beobachtungen und Ansichten Monsieur l'Abbé nicht länger zu behelligen, um so eifriger unter sich und mit ihren eigentlichen Vertrauten, den Schwestern, Rat pflogen und Ansichten austauschten. Die Entfernung Henriettes zum Pfarrer des Dorfes hatte man als eine Art Bestätigung aller Vermutungen angesehen. Man wußte aber auch, daß la Maitresse, in der doch auch alle Mädchen den eigentlichen actor rerum sahen, noch oben bei la Superieure weile. Und so konzentrierten sich denn alle Kombinationen und Erörterungen noch einmal auf ihre Person. Schlimmer aber als alles dies war der Umstand, daß mit der Entfernung Henriettes ins Dorf Beauregard nun auch dieses anfing sich an der Diskussion zu beteiligen und daher Gelegenheit fand, neues Material herbeizuschaffen. Ein Resultat dieser neuen Beziehungen war, daß gegen das Ende des Interstitiums, um halb sechs, eine der Mägde an die Tür des Abbé klopfte und, eingelassen in Begleitung von la Première, welche sie dazu aufforderte, folgende Mitteilung machte: Als sie Henriette heute nachmittag zu Seiner Hochwürden ins Dorf gebracht, den Brief von Madame la Superieure abgegeben und das Haus schon wieder verlassen hätte, da hätten sich mehrere Personen aus

dem Dorf an sie gedrängt und zu erkennen gegeben, sie wüßten schon, daß sich Außerordentliches im Kloster zugetragen habe. Sie habe, wohl erkennend, daß eigentlich nichts mehr zu verheimlichen sei, das Tatsächliche des Vorgefallenen zugegeben. Alle hätten sich fast dahin geäußert, daß belle Henriette, wie man sie nenne, ein ganz braves, ehrbares Mädchen sei, diese Mademoiselle Alexina dagegen mit ihrem hohen Gang, ihren eckigen Schultern, ihrer hohlen Sprache, tiefen Wangen und zusammengewachsenen Augenbrauen eine ganz verdächtige Person sei, vor der unser Herrgott das Kloster bewahren möge. Darauf sei ein großer sonnenverbrannter Mensch mit einem großen Bart unter dem Kinn und hinter den Backen und mit einer Axt auf der Schulter, der die ganze Zeit aufmerksam zugehört, hervorgetreten und habe erzählt, er habe vor etwa sechs Wochen auf einem seiner Kontrollgänge — er sei Waldhüter — mitten im Dickicht weit von der Landstraße ein Stöhnen gehört. Er sei nähergekommen, habe sich aber durch das Knicken und Brechen der Zweige verraten; er habe immer eine hohe wimmernde, weibliche Stimme vernommen und eine kräftige, tiefe, beruhigende Männerstimme. Als er dann die letzten Zweige auseinandergebogen, sei er erstaunt gewesen, zwei Mädchen zu finden, die eben aus dem Gebüsch aufgesprungen waren, also dort gelegen hatten. Und zwar hätte die mit der hellen Stimme unten gelegen, da sie sich nicht so rasch erheben konnte; die mit der tiefen Stimme aber wäre schon aufgesprungen, und alles, die ganze Lage, die Stellung und der Eindruck am Boden hätten gezeigt, daß sie nicht neben ihrer Freundin gelegen habe. Beide Mädchen seien unten am Körper entblößt gewesen und hätten nicht rasch genug ihre Kleider ordnen können, um dies zu verheimlichen. Auch sei ihm aufgefallen, daß die größere, schlankere an den Beinen stark behaart gewesen sei. Die beiden hätten sich dann schnell wegbegeben,

und er habe sie nicht weiter verfolgt. — Alle Anwesenden und auch sie — die Magd — hätten darauf den Waldhüter gebeten, sich in die Nähe des Klosters zu begeben, um, für den Fall Monsieur l'Abbé ihn zu sprechen wünsche, dazusein. Monsieur möge nun nach Belieben handeln.

Nach dieser Erzählung ließ der Abbé die Magd abtreten, um sich mit la Première allein zu besprechen. Aber beide hatten noch nicht zwanzig Minuten Unterredung gepflogen, wobei Monsieur la Première verschiedentliche Stellen aus lateinischen und französischen Büchern zeigte und ihr übersetzte, als eine zweite Schwester in heller Bestürzung hereinkam und die Meldung brachte, vor dem Kloster ständen mehrere hundert Leute, mit Mistgabeln und Äxten, die die Faust gegen das Gebäude ballten, Verwünschungen ausstießen und fortwährend riefen, der Teufel sei im Kloster. Der Abbé war anfangs im Zweifel, was dieser neuen Sachlage gegenüber zu tun sei, beauftragte aber dann die zweite Schwester, welche die Meldung überbracht hatte, die Affäre Madame la Superieure zu melden und sie zu bitten, zu kommen. Zu la Première gewendet, meinte dann der Abbé, es sei wohl das beste, den Waldhüter mit seiner Axt hereinzulassen, um die Menge zu beschwichtigen. — Auf dem Wege dies auszuführen, traf aber la Première vor der Klosterpforte mit dem Pfarrer des Orts zusammen, der im Begriff war, zu Monsieur zu eilen. Beide kamen zurück, und Seine Hochwürden fragte voll Erregung Monsieur l'Abbé, was vorgefallen sei. Das halbe Dorf sei vor seiner, des Ortspfarrers, Wohnung versammelt und habe ihn beschworen, hierher ins Kloster zu eilen: ein Inkubus oder der Teufel selbst habe die schöne Henriette, die Nichte von Madame, im Walde vergewaltigt oder zu vergewaltigen versucht. Sie habe dies unter der Gestalt einer Lehrerin im Kloster getan, die allgemein nur la Maitresse genannt werde; man solle

diese Lehrerin zu einem Geständnis bringen, eventuell den bösen Geist exorzisieren. Und er, der Pfarrer, solle deshalb zu Monsieur l'Abbé ins Kloster eilen. — Während der Abbé seinen Amtsbruder in Kürze über die Ereignisse des Tages aufklärte, hörte man draußen die Zöglinge treppauf, treppab stürmen und schrille Rufe ausstoßen: „Le diable et sa fianßå! — Le diable et sa fianßå!" — Andere rezitierten nach festem Takt den rasch zustande gekommenen Vers:

„Le diable est triste
Et a bien peure:
Il a perdu sa fiancée
Et craint la Superieure!"

Gleich darauf kam auch Madame zitternd vor Erregung herein: die Mädchen seien wie auf ein gemeinsames Zeichen aus den Klassen gestürmt, hätten geschrien, der Teufel sei im Kloster! Sie wollten Alerina aus ihrer Stube ziehen. Sie sei jetzt überzeugt, das Ganze sei ein gegen sie, die Superiorin, gerichtetes Komplott. Der Teufel habe mit der ganzen Sache so wenig zu tun als mit ihr! — Die beiden Geistlichen machten zweifelhafte Gesichter. — Um aber den ganzen Schwindel mit einem Schlag aus der Welt zu schaffen, meinte Madame weiter, schlage sie vor, der Arzt des Dorfes solle in ihrer Gegenwart oben in ihrer Wohnung Alerina untersuchen; fänden sich die bekannten Male und Zeichen von Teufelsbesessenheit an ihrem Körper, woran sie stark zweifle, so könne man weiter sehen und eventuell Exorzismus anwenden; ergebe sich aber Alerina, wie sie sicher annehme, als tadelloses, unberührtes Mädchen ohne Mal und Stigma, dann solle man die zur Verantwortung ziehen und züchtigen, die diese Fabel aufgebracht und wissentlich verbreitet hätten. — Damit waren alle einverstanden. Nur, meinte der Ortspfarrer, man solle dem Waldhüter, der unten stehe und die Dorfbewohner aufrege, Gelegenheit geben, Alerina unbe-

merkt zu sehen, um so durch einen unverdächtigen Zeugen, im Falle des Nichtwiedererkennens, zur Beruhigung der Menge und des Klosters beizutragen. — Auch dies fand allgemeinen Beifall. — Was die Klosterinwohner selbst angehe, so wurde angeordnet, alle hätten im Refektorium sich unter Aufsicht der Schwestern ruhig zu halten, bis das Resultat der Untersuchung bekanntgegeben werde.

Es war jetzt sieben Uhr abends. Während zweier Stunden war wirklich der Teufel los gewesen, alle Zucht und Ordnung im Kloster war verschwunden. Die in Aussicht gestellten Schritte wirkten auf alle beruhigend. Der Pfarrer ging in die Ortskirche, um Monstranz und Ziborium bereitzuhalten. Auf dem Wege dahin sprach er begütigend zu allen, die ihm begegneten. Auch trat die Dämmerung ein und die meisten begaben sich nach Hause. La Première wurde zum Arzt geschickt. Madame selbst bereitete oben alles für die Ankunft des Arztes vor. Monsieur hatte ebenfalls den Kooperator in der Klosterkirche verständigt, alles zum Exorzisieren bereitzuhalten. Er selbst schlug die genauen diesbezüglichen Direktiven in seinem Ordinale auf und machte sich aus Bodinus, „Daemonomania“, mit den körperlichen Stigmata des Teufelsbundes bekannt. Die Zöglinge bekamen im Refektorium ihr Abendessen. Mit der Dunkelheit war bei den Mädchen, statt Ausgelassenheit, Bangigkeit und Furcht getreten. Alle baten, heute nacht die Lichter im Schlafsaal brennen lassen zu dürfen. — Inzwischen war der Holzknecht wieder heruntergekommen und hatte aufs bestimmteste dem Abbé versichert, das Frauenzimmer, welches er soeben durch die Türspalte bei Madame la Superieure mit verweinten Augen habe sitzen sehen, sei der Inkubus, der damals im Wald auf Henriette gesessen habe.

Es war schon halb neun, als der Arzt, ein noch junger Mann, der in Paris mit Auszeichnung studiert hatte, ankam.

Er hatte gerade einen Gang ins benachbarte Dorf gemacht und zurückgekehrt eben erst die ganze merkwürdige Geschichte gehört. Die Lichter im Kloster waren schon angesteckt; es herrschte jetzt rings auf Gängen und Treppen tiefste Stille. Den Vorschlag des Abbé, mit ihm erst das Verzeichnis der Stigmata im Bodinus durchzugehen, hatte der Arzt abgelehnt. Er war dann von la Première sogleich in den zweiten Stock hinaufbegleitet worden. Oben empfing ihn Madame mit höchster Zuvorkommenheit in dem prächtig erleuchteten, reich ausgestatteten Salon, der zu ihren Gemächern gehörte. In dem halb offenstehenden Nebenzimmer brannte nur ein Licht. Dort wartete Alexina halb entkleidet, auf dem Bettrand gekauert, auf den Arzt. Dieser wechselte nur wenige Worte mit Madame und ging dann sogleich hinein. Dabei ließ er die Tür, wie es gerade die Handbewegung wollte, halb oder dreiviertel zufallen. Und nun konnte man draußen folgendes hören trotz des lauten Buchumblätterns, mit dem Madame sich und die Stille zu betäuben suchte: Kurzes Gemurmel und Begrüßungsformeln; einzelne Fragen, sehr knapp, ebenfalls knapp beantwortet. Beide Stimmlagen waren sehr tief; die des Arztes aber schärfer skandiert und heller, die Alexinas mehr dumpf und gaumig. Das Licht wird gerückt, so daß die Helle jetzt ganz aus der Türspalte verschwindet. Eine Aufforderung, dann Ziehen und Schleifen von ausgezogenen Gewändern. Pause, neue Aufforderung. Entgegnung, wiederholte Aufforderung in festerem Ton! Ein Seufzen; dann wieder Ausziehen und Rutschgeräusche; strumpfiges Aufstampfen auf dem Boden. Erst einmal, dann noch einmal; dann noch ein Rutschgeräusch und jetzt ein weiches, schilfriges Gleiten; wie Haut auf Haut. Dazu ein zustimmendes: „Ah, c'est cela! C'est cela! Oui!" des Arztes. Längere Pause. Dann wieder ein Befehl, man hört die knerzenden Bewegungen eines Bettgestells und das knistrige Hingleiten auf eine Matratze. Ein

ruhiges Kommando, ein stärkeres Kommando, dringende, unwillige Aufforderung! Seufzendes Wimmern von der anderen Seite.

„Ah, vous me faites mal, Monsieur!“ rief auf einmal Alexina laut und wie explosiv. Dumpfe Entgegnung des Arztes, dessen ununterbrochenes Atmen auf schwieriges, intensives Arbeiten hinwies. Nunmehr ausgiebiges Schluchzen ohne Unterlaß von seiten Alexinas, ohne stärkere Schmerzensrufe, aber mit unstillbarem Weinen, hingebend, machtlos, verzweifelnd, sich gänzlich überlassend. Die Stimme des Arztes nunmehr weich und bedauernd, ohne plötzliche Kommandorufe. Der Höhepunkt schien überschritten, die Entscheidung erfolgt. Das Ergebnis schien aber ein trauriges. Trotzdem dauerte es aber noch lange, bis alle Manipulationen zu Ende waren. Madame hatte nach dem Angstschrei Alexinas nicht mehr geblättert, sondern atemlos gelauscht und an die Türspalte gestarrt. Das Wimmern drinnen wurde allmählich schwächer, das Weinen hörte auf und ging zuletzt in ein rhythmisches Wehklagen über, welches synchron mit dem Atmen ging. Endlich nach langer, langer Zeit, es war fast eine Stunde verflossen, hörte man Wasser in ein Waschbecken gießen und kurz darauf kam der Arzt mit dem Handtuch in der Hand verstörten Antlitzes heraus. La Superieure stand auf und schien zu fragen. „Ein trauriger Fall, Madame,“ sagte der Arzt in dunklem Ton, „ich muß ein eingehendes Gutachten über den Fall abstatten, welches ich morgen vormittag schon Monsieur l'Abbé zustellen zu können hoffe. Inzwischen möchte ich raten, sobald es angeht, heute möchte es zu spät sein, le jeune Alexina zum Dorfpfarrer zu bringen und Mademoiselle Henriette zurückzuholen zu Madame.“ — Damit verabschiedete sich der Arzt, sagte dem draußen harrenden Mesner, zu irgendeiner religiösen Handlung bestehe kein Anlaß, und begab sich durch das jetzt totenstille Kloster nach Hause.

Jetzt war's elf Uhr; und alles schlief in seinen Betten — vielmehr alles wachte. Denn wer konnte nach solch einem Tag schlafen? Oben huschten die Schwestern in schleppend weißen Nachtgewändern von Bett zu Bett und beruhigten die Kleinen, die alle eine schreckliche Furcht vor dem Teufel hatten. Die Lampen brannten hell. La Première selbst ging von Schlafsaal zu Schlafsaal, um jetzt keine Unordnung, keine Panik mehr ausbrechen zu lassen. Sie wußte ja, sie hatte gewonnen. — Und unten wachte in seinem Bett Monsieur l'Abbé. Er hatte noch vom Mesner die Nachricht erhalten, zum Eingreifen des erorzisierenden Apparats bestände kein Anlaß, und war dann, nachdem er den gleichen Boten mit der gleichen Nachricht zum Ortspfarrer geschickt und mit la Première einige Verordnungen wegen der Ruhe der Nacht besprochen hatte, selbst zu Bett gegangen.

Kein Anlaß zum Eingreifen des erorzisierenden Apparats — ja, glauben denn diese neuen Ärzte, sie können die Welt ohne Geistlichkeit in Ordnung bringen? Und wenn sich keine Stigmata fanden, was war denn dann los mit Alerina? Bediente sich der Teufel nur ihres Phantoms, ihrer sinnlichen Hülle, so war dies nach allen Erorzisten des Mittelalters auf die Dauer unmöglich, ohne Spuren zu hinterlassen. War aber der Teufel nicht im Spiel, dann hatten offenbar Henriette und la Maitresse ein frevelhaftes, sündig-gottloses Spiel miteinander getrieben. Denn wer wird sich im Walde in so unsauberen Stellungen präsentieren? Ja, ja, er erinnerte sich jetzt: Henriette hatte dieses Frühjahr einige Male von Madame die außergewöhnliche Erlaubnis erhalten, mit Alerina nachmittags in den Wald zum Maiglockenpflücken gehen zu dürfen, und er sah sie einmal mit Sträußen und fieberhaft glänzenden Augen zurückkehren. — Was aber jetzt nach Feststellung der Stigmalosigkeit bei la Maitresse erreicht sei, konnte er nicht begreifen. Die Sache stand am alten Fleck! Und die

Geistlichkeit würde die Sache doch zuletzt lösen müssen! – – Mit diesen Gedanken war Monsieur l'Abbé beschäftigt.

Oben im zweiten Stock ruhte Madame. Sie hatte bange Ahnungen, es möchte mit ihrem Priorat im Kloster vorbei sein. Seit heute abend sechs Uhr, als die Bauern die Sensen vor der Klostertür schwangen und den Teufel in Gestalt einer Lehrerin im Kloster suchten, war ihr klar, daß dies auf sie hinausgehen werde. Diesmal hatte la Première die Sache fein eingefädelt und zur rechten Zeit in die Flammen geblasen, die noch heute morgen mit dem Schuh auszulöschen war! Mein Gott, zwei Mädchen, die sich in ihren körperlichen und seelischen Eigenschaften einander ergänzten, beieinander schliefen und sich mit Zärtlichkeiten überhäuften, — was war dabei? Allerdings, diese Alerina war ein merkwürdiges Geschöpf, und der Ausspruch des Arztes lasse erwarten, daß mit ihr etwas ganz Besonderes los sein müsse!

Im Nebenzimmer lag Alerina auf ihrem Lager; gestern noch die bewunderte, wegen ihrer glänzenden geistigen Eigenschaften gepriesene, mit dem Ehrentitel la Maitresse benannte Schülerin! Jetzt war sie ein wimmerndes Geschöpf, wie zum Tod getroffen, von einem Arzt in ihren geheimsten Beziehungen vor aller Welt enthüllt, als Teufelsfrauenzimmer an den Pranger gestellt und ihrer Lebenskraft, Henriettes, beraubt! Ja, heute abend, als sie der Arzt besuchte, war ihr wohl klar geworden, daß etwas Außergewöhnliches mit ihr der Fall sein müsse. Als er vom Kopfe beginnend alles abmaß und genau feststellte, dann das untersuchte, was jedes mit Scham verhüllte, und ihr die fürchterlichen Schmerzen dabei verursachte, so daß sie hinausschreien mußte, da begann sie nachzudenken. Sie wußte ja: etwas anders war sie gebildet wie die anderen Mädchen, wie Henriette. Aber das war ihr nicht weiter aufgefallen — waren nicht auch die anderen in sonstigen Dingen verschieden? Hatte die eine nicht eine Ab-

lernase, die andere eine eingebogene oder gerade? Diese einen häßlichen, fleischigen Mund, jene einen feingeschnittenen, knospenden, wie an einer Statue? Hatte diese nicht eine flache, jene eine gewölbte Brust? War die eine nicht dumm, die andere gescheit? Was war denn dann mit ihr so Besonderes los? Diese Kleinigkeit, über die Henriette so oft gelacht? — Aber es mußte doch etwas sein! Woher sonst dieser schreckliche Schmerz? — Und so wimmerte und schluchzte und spintisierte das Geschöpf weiter.

Noch bedeckte die Nacht mit ihrem Mantel alles, Kloster, Menschen und ihre Gedanken. Aber die Sonne brannte schon darauf mit Inbrunst, hervorzubrechen, um die ganze schauderhafte Klosteraffäre zu beleuchten und mit greller Flammenschrift jedem ins Gewissen und ins Hirn zu schreiben.

Es war jetzt wieder sieben Uhr morgens. Die Sonne glänzte durch die Scheiben des geistlichen Arbeitszimmers, das Frühstücksgeschirr stand auf dem Arbeitstisch und Monsieur l'Abbé las wieder eifrig in Liguori, Theologiae moralis, libri sex. Nichts in seinem Gesicht ließ etwa eine Unruhe oder Abspannung entdecken. Der Vorfall des gestrigen Tages hatte keinen nervösen Rest bei ihm zurückgelassen. Die gleiche sublime Ruhe waltete in seinen Zügen wie gestern.

In diesem Augenblick klopfte es an der Tür; Monsieur rief: „Herein!" Die Pförtnerin brachte ein Schreiben großen Formats, das soeben abgegeben worden sei. Monsieur öffnete es sogleich durch einen Winkelschnitt über der Oblate, faltete das kräftige Handpapier auseinander und las folgendes:

„Beauregard, le 21. Juni 1831. Adolphe Duval, médecin agrégé de la Faculté de Paris, à Monsieur l'Abbé de Rochechouart, à Douai. — Monsieur! Über den körperlichen Befund des sogenannten Alexina Besnard, achtzehn Jahre alt, habe ich auf Grund der von mir gestern abend vorgenommenen Untersuchung die Ehre folgendes zu melden:

Alerina, als Mädchen von außerordentlich hoher Statur, muß auch als Mann noch zu den größeren Gestalten gerechnet werden. Das magere Gesicht zeigt den Ausdruck hoher Intelligenz; der Blick ist entschieden männlich, konvergierend. Stark prominente Augenbögen, unter denen ein paar schwarze, kluge, flinke Augen herauslugen; keine Spur von Bart; die Kopfhaare etwas länger als sie gewöhnlich von Männern getragen werden, aber weit entfernt die Länge von Mädchenhaaren zu erreichen. Die Stimme Alerinas ist eine Altstimme. Der ganze Körperbau ist, schlank, muskulös, ohne eigentliches Fettpolster, zeigt in seinem oberen Teil femininen Charakter, zarte Haut, schwache mamma-Bildung mit weiblich gebildeter Warze; die unteren Extremitäten fallen sofort durch ihre reiche, dunkle, männliche Behaarung auf und zeigen auch in ihrer allgemeinen Stellung männliche Anlage. Die Oberschenkel zeigen zum Knie hin nicht die beim Weib bekannte Konvergenz, sondern verlaufen geradlinig. Die Hände sind zwar klein, dagegen die Füße sehr groß und kräftig. Die Hüfte charakterisiert sich schon durch den allgemeinen Anblick, wie durch Messungen, bei dem gänzlichen Fehlen der seitlichen Ausladung als Beckenanlage von rein männlichem Charakter. Der mons Veneris ist stark behaart und bedeckt auf den ersten Anblick die eigentliche Bildung der Genitalien. Dieselben zeigen ein wenig klaffende labia majora von wulstigem, faltigem Charakter, hinter denen die kleinen, wenig ausgebildeten labia minora sichtbar werden. Keine Spur von hymen. Der introitus vaginae ist so eng, und das versuchsweise Eindringen so schmerzhaft, daß es keinem Zweifel unterliegt, daß er als blinder Sack endigt und entweder keinen oder höchstens einen rudimentären uterus als Fortsetzung trägt, der für Ovulation wie Menstruation ohne Belang ist. Dagegen umschließen die labia minora in ihrem oberen Teil einen sukkulenten Körper, der vorne perforiert ist und sich

als wohl charakterisiertes membrum Virile erweist. Dieses ist der Erektion fähig; obwohl es an seiner vollen Entfaltung durch ein von den genannten kleinen Labien ausgehendes straffes ligamentum gehindert ist. Die Perforation ist der Ausführungsgang der urethra, die ihrerseits in die Vesica urinalis endet. Testikel sind nirgends zu entdecken und scheinen im Abdomen zurückgeblieben zu sein. — Somit ist Alerina Besnard ein Zwitter. Da derselbe nun während der Untersuchung, offenbar durch die augenblickliche psychische Erregung hervorgerufen, auch eine unwillkürliche ejaculatio seminalis hatte, deren Bestand unter dem Mikroskop das deutliche Vorhandensein normaler, beweglicher Spermatozoen ergab, so muß Alerina als männlicher Zwitter angesprochen werden. Somit ist Alerina ein Mann, und zwar ein zeugungsfähiger Mann. — Auf Grund der mir obliegenden Pflicht habe ich bereits Anzeige an die betreffende Zivilbehörde, behufs Änderung der Stammrolle in der Heimat Alerinas gemacht und überlasse Euer Hochwürden die weiteren Schritte bis zur definitiven staatlicherseits vorzunehmenden Änderung der zivilen Verhältnisse Alerinas. Mit hochachtungsvoller Ergebenheit 2c. Adolf Duval."

Noch am gleichen Tag wurde Alerina in ihre Heimat zu ihren Eltern gebracht.

Mademoiselle Henriette Bujac, die ins Kloster zurückkehrte, sah sich genötigt, nach etwa sechs Monaten aus dem Institut auszutreten, und wurde zu einer entfernt wohnenden Tante aufs Land geschickt.

Mit ihr verließ Madame la Superieure definitiv das Kloster. — Und la Soeur Première wurde Superiorin. —

Das Wachsfigurenkabinett

Pour bien connaître les choses divines d'une religion, il faut se les figurer dans une forme tout-à-fait humaine.

Renan

Abendmahl

Es war im alten Nürnberg. Ich war auf der Reise und hatte etwas Eile. Wir mochten um Anfang Oktober sein. Auf dem Marktplatz war ein großer Jahrmarkt aufgeschlagen, eine „Dult", wie dort die Leute sagen. Es war schon gegen Abend und bei der vorgerückten Jahreszeit schon etwas dunkel. Trotzdem war der Verkehr zwischen den Buden noch ziemlich rege. Nach Abschluß meiner Geschäfte führte mich mein Weg über den Marktplatz, und ich war eben im Begriff, nach Hause zu gehen, als ich auf einer der Schaubuden, vor der zu meiner Verwunderung kein Ausschreier stand, die Überschrift: „Leiden und Sterben unseres Heilandes Jesu Christi" las. — Ich bin von Haus aus allen religiös-theatralischen Vorstellungen abgeneigt und wollte mich mit Abscheu von der Idee abwenden, einen so heiligen Stoff mitten in diesem Jahrmarktsgetriebe fest, plastisch oder beweglich, mit Drahtpuppen, gemalt, geformt, geschnitzt oder gar tragiert dargestellt zu sehen. Gleich darauf kamen aber in meinem Kopf Schlagwörter wie „Nürnberg", — „Spielwaren", — „Puppen", — „Figuren auf Lebkuchen" zum Vorschein. Ich erinnerte mich des großen Rufes, den die Nürnberger Arbeiten der Art genießen, und mehr aus Interesse für den mechanischen Apparat, mehr aus Neugier für die Marionettenkünste kehrte ich um und schritt auf die Bude zu. — „Leiden und Sterben unseres Heilandes Jesu Christi" las ich noch einmal auf der gemalten Überschrift.

Nur einzelne Leute standen vor der sehr primitiv gehaltenen Baracke. Und diese gafften, wie das so Brauch ist. Der Preis schien mir etwas höher als bei den anderen künstlerischen Veranstaltungen. Ich trat ein. Ein segeltuchüberspannter, mit Lampen etwas düster beleuchteter Raum, in dem sich ein Dutzend Menschen beiderlei Geschlechts und aus allen Ständen des Volkes befand. „Sie kommen gerade recht,"

sprach mich der Budenbesitzer, der ein Sachse war, an, „soeben beginnt die Vorstellung.“ Im Hintergrund der Bude, in den alles erwartungsvoll blickte, befand sich ein erhöhtes Gerüst, eine Art Bühne, die aber geschlossen war. Doch sah man an den durchschimmernden Lampen, daß sich dort etwas vorbereite. Und eben, als der Budenbesitzer die Worte gesprochen hatte, ging der Vorhang auf, und alles drängte nun vor bis zur Rampe.

Auf einer Estrade, die einige Fuß über dem Erdboden erhaben und ringsum mit Soffiten entsprechend verkleidet war, befand sich eine große Gruppe dunkler, steifer Gestalten, sitzend, bunt gekleidet, zum Teil mit höchst pathetischem Gesichtsausdruck, aber regungslos an einem Tisch vereinigt, die einen schief, die anderen gerade, die dritten buckelig, glotzend, stierend, lächelnd, entrüstet, vor Wehmut zerfließend, wie es gerade der Moment oder der Schauspielpart erheischte. Es war kein Zweifel, das sollte die Abendmahlszene vorstellen. Das Arrangement war das wie auf dem bekannten Bilde des Lionardo da Vinci: eine nach vorn offene, weiß gedeckte Tafel; die Brüche im Tischtuch von der Büglerin stark prononziert, damit das Tafeltuch als unzweifelhaft neu erscheint und so den Begriff des Feierlichen erhöhe. Die ganze hintere Front gegen den Zuschauer zu mit Jüngern und Christus in der Mitte dicht besetzt, aber doch so, daß auf den zwei schmalen Seitenkanten noch zwei bis vier Jünger Platz nehmen, die ja das Publikum noch immer von der Seite sehen konnte. Meistens nimmt man zwei untergeordnete Apostel, den Bartholomäus oder jüngeren Jakobus, für diese Seitenkanten, da ja das Hauptinteresse sich doch der Mitte zuwendet, wo Christus sitzt; und gewöhnlich begnügt man sich, ein paar gutprofilierte Köpfe, die in nicht zu schreienden Kaftanen stecken, hier an die Enden des Tisches zu plazieren, damit das Publikum hier zwar einen wohltuenden Abschluß finde, aber ja nicht mit der Aufmerksamkeit abgelenkt werde.

Es ist klar, daß die späteren Apostel Paulus und Matthäus hier bei der Einsetzung des Abendmahls noch keine Verwendung finden können. Denn Paulus ist eigentlich Extraordinarius, hat mit der Zwölfzahl gar nichts zu tun und hat sozusagen auf eigene Verantwortung die Apostelgeschäfte ausgeübt, und Matthäus wurde an Stelle des später ausgeschiedenen Judas Ischariot gewählt. Dieser letztere ist aber hier noch von der größten Wichtigkeit und wird, wie der Leser bald sehen wird, eine imposante, alles elektrisierende Rolle spielen. Die ganze Gesellschaft war durch sechs am Boden durch ein Brett gegen das Publikum hingedeckte Lampen aufs grellste beleuchtet. In der Mitte Christus mit einer fein gearbeiteten, blonden Perücke; er hat die größte Ähnlichkeit mit einem englischen Lord, wie man sie bei uns auf dem Theater in komischen Stücken darstellt. Nur war er ganz bartlos: aber die gleiche blasierte Langweile lag auf dem regungslosen Gesicht: man erwartete jeden Moment, daß er den Mund zum Gähnen öffne. Der Blick, regungslos blau den Beschauer anstarrend, hatte etwas Lammfrommes, Trauriges, kindlich Unbewußtes; der bleiche, glatte Unterkiefer ragte etwas zu weit vor und forderte zu Vergleichen mit Repräsentanten aus dem Tierreich auf. Der Wachsguß war etwas zu fettig ausgefallen, man meinte, Christus schwitze Fett, was nicht zur Heiligkeit beitrug. Vor ihm auf einem zinnernen Teller lag ein Karpfen aus dem Bach Kidron; auf dem Tisch verteilt standen in Glasschalen Brote und einige Äpfel mit auffallend roten Backen. Christus steckte mit brünstiger Gebärde die beiden langgefalteten Hände über den Fisch aus; doch war es offenbar, er konnte zu keiner Verteilung der Speisen noch zu einem Brechen der Brote schreiten, denn beide Hände waren vorn an den Fingerspitzen zusammengepappt. — Das Publikum und ich waren beschäftigt, die einzelnen Gruppen und Persönlichkeiten in der Weise durchzu-

mustern; es herrschte eine lautlose Stille, als der Budenbesitzer plötzlich mit weinerlich-sächsischem Pathos laut die Worte ins Publikum rief: „Wahrlich, ich sage euch, einer unter euch wird mich verraten!“ — Nun ist es klar, daß diese Worte als aus dem Mund Christi hervorgehend gedacht waren. Sei es nun, daß der Sprachmechanismus dieser Hauptfigur nicht in Ordnung oder durch vieljährigen Gebrauch ausgelaufen war, oder daß er gar niemals dagewesen war, in jedem Falle konnte Christus die ihm zukommenden Worte nicht sprechen; er bekräftigte aber das eben Gehörte durch ein eigentümliches, norddeutsch klingendes und etwas schnarrendes „Nja!“

Dieses „Nja“ war so sonderbar betont, daß ich es dem Leser etwas analysieren muß: zuerst kam ein schnurrendes Geräusch, dann hob sich die Oberlippe und zeigte zwei Reihen vortrefflich eingesetzter Zähne fest aufeinandergebissen. Da die Holzpfeife, welche das schnurrende Geräusch hervorbrachte, ziemlich dicht hinter den Kiefern saß, so wurde der Ton jetzt bei geöffneten Lippen heller, hatte aber gleichzeitig einen gaumigen, holzigen Klarinettentimbre, der übrigens, wie ich glaube, beabsichtigt war. Nun sprang der Unterkiefer auf und die Mundhöhle wurde sichtbar. Die gleiche Feder, die dies bemerkte, mußte auch noch ein anderes Register öffnen, denn im gleichen Moment, und direkt anschließend an das schnurrende „N“, sprang ein helles, tönendes, frisches „Ja!“ heraus, welches insofern vortrefflich konstruiert war, als jetzt der Mund durch das Etwas-Offen-Bleiben der Lippen einen zufriedenen, heiteren Ausdruck annahm, der mit dem bejahenden Charakter der Partikel „Ja!“ durchaus im Einklang stand. — Nun kamen aber die Fehler hintennachgehinkt: Nachdem die Kiefer sich wieder geschlossen, blieb die Oberlippe viel zu lange oben, da Lippe und Kiefer getrennte Mechanismen hatten; die obere Zahnreihe mit ihren breiten,

wie mit dem Meißel abgehackten Zähnen, gab dem ganzen Gesicht etwas peinlich Lustiges, etwas Lachendes; und als endlich die Oberlippe sich langsam herabsenkte, bekam der Mund einen solchen Ausdruck des Müden, des plötzlich Erstarrenden, Leichenähnlichen, wie ihn der Künstler gewiß nicht beabsichtigt hatte.

Gleichzeitig mit dem „Nja!" aber begann Christus Kopf und Arme ruckweise in die Höhe zu heben und die wächsernen Hände wie segnend über den Karpfen vor sich auszustrecken. Dann sank er wieder zu der halb geknickten und resignierten Positur, die er anfangs eingenommen hatte, herab. Dieser Aktus hatte eine mächtige Wirkung auf das Publikum. An der veränderten Atmungsweise aus dem Dutzend Menschen, die wir beisammen waren, konnte man dies deutlich entnehmen. Das blaue Christusauge, welches bei etwas veränderter Kopfstellung nun aus einer schrecklich breiten, wächsernen Apathie herausstarrte, blieb fast gerade mir gegenüber stehen und schaute mich an. Das Kinn, der rechts im Guß zusammengeflossene rote Mund, die Nase und die massigen Fleischteile waren zweifellos auf größere Entfernung berechnet — aber wie schön war dieses blaue Auge! Wenn der Blick des wirklichen Heilandes nur halb so innig war, dann mußte er alle Frauen Jerusalems in dem Maße entzücken, daß sie nach Hause zu ihren Männern liefen und unter Androhung der Entziehung aller weiblichen Gnadenmittel erklärten, ein Mensch mit so schönen blauen Augen dürfe nicht hingerichtet werden! — Der Budenbesitzer hatte nach den schwerwiegenden, Christi Mund entnommenen Worten: „Einer unter euch wird mich verraten!" offenbar dem Publikum Zeit gelassen, sich zurechtzufinden. Er mußte aber auch warten, bis der Sinn dieser Worte in die Wachsköpfe der Jünger eingedrungen war. Und dies schien nun wirklich der Fall zu sein. Denn als der artistische Leiter, ich meine der Buden-





besitzer, noch einmal mit kräftigem Dresdener Dialekt, eindringlich und mit echt protestantischer Verve betont hatte: „Wahrlich, ich sage euch, einer unter euch wird mich verraten!“ — als dann Christus wieder mit hinschmelzendem Rhythmus das breite Lordsgesicht erhoben, die prachtvoll weißen Hände über den Tisch ausgestreckt und ein klingendes „Nja!“ herausgestoßen hatte, begann sofort eine wächserns glänzige Revolution unter den Jüngern. Jakobus (der Ältere) und Andreas, jener in einem schottisch karierten Überwurf, die beide an der linken äußersten Tischecke einander zugewandt saßen, und von denen der letzte bis dahin ständig in die rechte Soffitte, Jakobus dagegen auf eine vor ihm stehende Schale mit roten Äpfeln geblickt hatte, begannen nun beide, mit bedenklicher Miene die Köpfe hin und her, von den Jüngern zum Publikum und vom Publikum wieder zu den Jüngern, zu drehen, als wollten sie sagen: „Das ist ganz unmöglich! Diese Geschichte mit dem ‚Verraten‘ ist ganz unmöglich; wirklich ganz unmöglich!“ — Einige Leute im Publikum, fröstelnd getroffen von den schwarz lackierten Augen des Jakobus (des Älteren), räuspern verlegen und schauen vorsichtig um, ob sich der Verräter unter den Zuschauern befinde. Die ruhelos schnurrenden Köpfe der beiden Jünger bleiben schließlich dicht einander gegenüber stehen und durchbohren sich gegenseitig mit glänzigstarrenden Blicken, als röchen sie mit den Augen gegenseitig auseinander heraus, wer von ihnen heute noch „den Herrn“ verraten werde.

Zweifellos war auf der anderen Seite des Tisches eine ähnliche Reihe von Entrüstungen vor sich gegangen, ohne daß ich sie beobachten konnte; ich schloß dies daraus, daß die oben schon genannten Bartholomäus und jüngerer Jakobus, von denen der letzte einen gelbseidenen Kaftan an hatte, und die beide zu Anfang ruhig und gelassen dortgesessen hatten, nun mit Händen und Oberkörper zum Tisch hingelüm-

melt waren und trotzig und wie herausfordernd zu Christus hinüberschauten. Der artistische Arrangeur hatte hier offenbar eine große Schwierigkeit zu überwinden und wäre durch diese Gruppe beinahe zu Fall gekommen. Zum Glück hatte der jüngere Jakobus, der eine von den beiden etwas ungeschlachten Jüngern, die hohlgemachte Hand am Ohr, so daß man sah, er horchte. Was seine wulstigen, dicken Lippen frugen, war etwa: „Was ist da gesagt worden von ‚Verraten'? Haben wir recht gehört? Wer verraten? Wie verraten? — Beim ‚Verraten' müssen wir bitten, unsere Namen auszuschließen!" — Eine sehr gute Geste hatte sich Matthäus einstudiert, der als späterer Evangelienschreiber seinen Platz gleich links vom „Herrn" hatte, und der mit der rechten Hand immer in bestimmten Pausen an die Stirne fuhr, als besänne er sich, ob denn ein ähnlicher Verdacht früher schon ausgesprochen worden sei, im übrigen aber in dessen maßvoller Zurückweisung mit seinen Genossen gleichen Sinnes war. Daß Thomas, der später durch seinen Unglauben so viel Aufsehen gemacht, und der wiederum links von Matthäus saß, ungläubig sein Haupt — nun schon seit fünf Minuten — schüttelte, war vom Mechaniker der Gruppe zu erwarten gewesen. Und da in diesem Falle der Akteur — Thomas — von jedem Übertreiben sich fernhielt, also beim Schütteln auf der Höhe der Exkursion nicht jeweilig mit dem Blick das Ohr seines Nachbarn zur Rechten oder Linken (dort saß Philippus) streifte, so war sein ewiges Verneinen durchaus im Rahmen des Protestes der anderen.

In all dieser fleißigen Bewegung, diesem Fragen, Besinnen, Kopfschütteln, Entrüstettun usw. war aber Christus, dieser schöne Mann in der Mitte, vollständig apathisch und sozusagen stocksteif; er kümmerte sich nicht im geringsten um das, was um ihn vorging, sondern blickte ruhig auf seinen Fisch.

Nun aber ging es auf der linken Seite wieder mit verstärkter Vehemenz los. Petrus, ein Mann in den Sechzigern, mit grauem, spitzig zulaufendem Vollbart und resoluten Gesichtszügen, der, zur Linken von seinem Bruder Andreas plaziert, die ganze Zeit mit verdutztem Kopfe dortgesessen hatte, wurde plötzlich lebendig, hob den Kopf gegen das Publikum, zog ein mit Silberpapier überzogenes, sensenartiges Messer hervor und fuhr mit kopfabschneidenden, kräftigen Bewegungen hoch über seinem Haupte etwa fünf- bis sechsmal hin und her, wobei der dicht neben ihm (in der Richtung zu Christus) sitzende Judas Ischariot eine deutliche, ruckartige Bewegung machte und an seinen Hals langte, während im Publikum tiefe, Entsetzen verratende Atemzüge hörbar wurden, und ein Zuschauer zu meiner Linken seinen Rockkragen hinaufschlug. In der Tat, diese energische Handlung Petri machte den besten Eindruck; wie überhaupt auf dieser linken Seite (rechts vom „Herrn"), wo außer den schon genannten noch der agitatorisch angelegte Simon der Zelot saß (neben Judas), sich, wie man sofort erkannte, die älteren, reiferen und kritikbegabteren Elemente vereinigt hatten. Während auf der anderen Seite (links vom „Herrn") man sich mit zweifelsüchtigen Mienen, Mundwinkelzucken und Augenzwinkern begnügte, aber keine großartig theatralische Bewegung, Messerführung oder resolutes Sich-in-den-Bart-Greifen das Vorhandensein eines tiefer angelegten Räderwerks in den betreffenden Geistesmaschinen verriet. Aber weder vermochte hier Ruhe und Gleichgültigkeit, noch dort Aufgeregtheit und Petrus mit seinem Blankziehen, das zu bewirken, was jetzt am allernötigsten gewesen wäre, um die Sache vorwärts zu bringen, nämlich Christus aus seiner Lethargie aufzumuntern oder ihn zu veranlassen, etwas darüber zu sagen, wer denn eigentlich der „Verräter" sei. — Christus hatte seine langen Hände auf dem Tisch, sein Gesicht war auf die Hände gerich-

tet, und über dem Gesicht hing die prachtvollblonde englische Perücke in unlösbarer Steifheit herunter über Gesicht, Fisch und Hände. „Einer unter euch wird mich verraten!“ — Diese Worte aus dem Munde des „Herrn“ muß ich statt des Budenbesitzers hier noch einmal dem Leser ins Gedächtnis zurückrufen. Diese Phrase hatte all die Aufregung in dieser wächsernen Gesellschaft hervorgerufen; alles Messerziehen und Sich-an-den-Kopf-Langen bezog sich auf sie. Es würde keine Ruhe unter diesen ehrenwerten Männern eintreten, bis der Verräter bekannt ist. — Als demnach Christus jeder Versuchung von seiten der Apostel, sich näher zu äußern, trotzte, wandte man sich an Johannes, von dem bekannt war, daß er alle Gedanken des „Herrn“ wußte. Alle Köpfe wandten sich also jetzt — erst am Tisch und dann im Zuschauerraum — dem rechts neben dem „Herrn“ sitzenden jugendlichen Johannes zu, gleichsam mit der Frage, was er zu der schrecklichen Anklage meine. Dieser Johannes war ein blutjunger, liebenswürdiger, schöner Mensch mit vollen Mädchenwangen, blauen, unverdorbenen Augen, süßem, rotem Mund, er trug ein rosafarbiges, bauschiges Kleid mit weiblichem Schnitt, das mit einem blendendweißen Kragen den jungfräulichen Hals abschloß. Eine blonde Lockenfülle, die bis auf den schneeweißen Kragen niederfloß, ergänzte dieses pausbäckige Gesicht zu einer so verführerischen Erscheinung, daß die jungen Mädchen, die sich zu zwei oder drei im Zuschauerraum befanden, flüsternd zusammenrückten und sich mit dem Ellbogen anstießen, auch von diesem Moment an keinen Blick mehr von dem prächtigen jungen Menschen abwandten. Seine geheime Konstruktion erlaubte ihm, die Arme flügelähnlich vom Körper auf und nieder zu heben, und als er dies zum Zeichen der Bejahung oder der Meinung, daß er an dem Wort des „Herrn“ nichts zu ändern habe, etwa fünf- bis sechsmal hintereinander mit luftiger Geschwindigkeit tat,

wurden plötzlich die Mienen aller Apostel bleich und käsig, bleicher fast als Wachs. Die zwei Hingelümmelten am äußersten Ende des Tisches, Bartholomäus und der jüngere Jakobus, zogen sich von der Tischplatte zurück, wie durch die Geste des jungen Johannes gleichsam vergewissert, daß also wirklich der „Verräter" da sei; der jüngere Jakobus ließ die hohle Hand vom rechten Ohr niedersinken, als habe er genug gehört; Thomas stellte sein ungläubiges Schütteln ein; Matthäus schlug sich nicht mehr mit der Hand vor die Stirn. Und auch drüben auf der linken Seite ließen alle die steifen, teils zur Abwehr, teils staunend und fragend erhobenen Arme fallen; eine allgemeine resignierte Abspannung gab sich durch die Reihen der schwergetroffenen Jünger kund.

Nun darf der Leser nicht vergessen, was es für eine Bewandtnis damit hat, daß diese elf Apostel, alles bejahrte, ergraute Männer mit ernsten Gesichtszügen, durch diese kleine, fast flatterhafte Meinungskundgebung des jungen Johannes so im Innersten getroffen wurden. Johannes war eben der erklärte Liebling Jesu, er „lag an der Brust des ‚Herrn'", wie es im Evangelium von ihm heißt, und wußte dessen Gedanken; Christus muß dem jungen Johannes wiederholt Dinge mitgeteilt haben, von denen die anderen erst viel später Kenntnis erhielten; dies erklärt die apodiktische Sicherheit, mit der jedes Wort und jede Geste von ihm aufgenommen wurde; und dies erklärt auch den Umstand, daß der junge Sant den Ehrenplatz rechts neben Christus einnahm, und zwar auf einer Seite des Tisches, auf der die Charakterköpfe der ältesten und wichtigsten Apostel den größten Gegensatz zu einem Milchgesicht bilden mußten, dessen Gesichtszüge zwar Unschuld, aber auch vollständige Unerfahrenheit verrieten. Denn auf dieser Seite, ihm zunächst, folgten — um noch einmal die Reihe zu nennen — der entflammte Zelot Simon (der Kananiter), dann der verwegene und zielbewußte

Judas Ischariot (der, wie das gebildete Publikum wohl größtenteils weiß, der „Verräter“ ist); dann der gleich vom Leder ziehende, stets bewaffnete Petrus; dann dessen nicht minder entschlossener Bruder Andreas; und schließlich der mürrisch und finster dreinschauende, jedenfalls sorgengequälte ältere Jakobus in seinem schottischen Anzug. Der Kontrast kam noch in anderer Weise zum Ausdruck: während nämlich alle Apostel sich von dem gedeckten Tisch losgelöst hatten, als hätten sie kein Recht mehr, an dem heiligen Mahl teilzunehmen, und — durch geschickte Machination der unter dem Sitz befindlichen Hauptschraube jedes einzelnen — mit freiem Oberkörper dortsaßen, war Johannes neben Christus der einzige, der, wenn der Ausdruck verständlich ist, den Tisch belegt hatte. Aber wie belegt! Denn während Christus in seiner stereotypen Haltung, Hände und Gesicht in unerbittlicher Apathie über den Karpfen gebeugt, nach wie vor stumm verharrte, lag der junge Johannes mit beiden Armen über die ganze Tischplatte gelümmelt, das Kinn am Tischtuch und die apfelblütigen Wangen hinaus ins Publikum gerichtet, wo er mit seinen naiven Unschuldsaugen ein junges Mädchen anguckte, das zitternd und erregt neben ihrer Mutter stand. Diese war eine Postoffizialswitwe, wie ich zufällig wußte, da ich sie draußen zwischen den Buden schon einmal hatte anreden hören. Und sie schien nichts wider dieses gegenseitige Angucken der jungen Leute zu haben. — Nun will ich gern zugeben, daß der Künstler den jungen Johannes zu jugendlich, zu läppisch gebildet hatte, vielleicht um gerade dem Publikum die Stelle begreiflich zu machen, in der es von ihm heißt, daß „ihn der ‚Herr‘ lieb hatte, und daß er an der Brust des ‚Herrn‘ ruhte“. — Aber das alles hindert nicht, daß die alten Apostel von dem jungen Menschen in der unwürdigsten Weise abhingen, auf jedes seiner Worte lauschten, und daß dieses unnatürliche Verhältnis hier in der schroffsten Weise seinen Ausdruck fand.

Eine bleierne, trübe Stimmung lag nun auf der ganzen Versammlung. Der Heiland unbeweglich in seiner früheren Haltung. Die Apostel tief in Gedanken versunken. Der junge Johannes mit seinem pausbäckigen Lächeln schien von der ganzen Sache gar nichts zu verstehen. Auch im Publikum war eine gewisse trostlose Gedrücktheit zu bemerken. Ein schallendes „Nja!" entfuhr noch einmal den Lippen des Heilandes — und zwar diesmal, ohne daß er aufsah — und schien zum Überfluß nochmals zu bekräftigen: „So ist's, wie ich gesagt habe. Und da wird nichts dran geändert!" — Für mich war damit, nebenbei bemerkt, entschieden, daß der „Nja"-Mechanismus mit der Bewegung des Kopfaufrichtens und des Sischsegnens nichts zu tun hatte. — Nun aber änderte sich plötzlich die Szene: Judas, der während der letzten Minuten sich mit dem schottischgekleideten Jakobus — über den Tisch hinüber — leise unterhalten hatte und zweifellos des Englischen mächtig war, war plötzlich aufgesprungen. Und indem er mit dem goldgestickten, gefüllten Beutel, den er in der Hand hatte, ein paarmal tüchtig auf den Abendmahlstisch einhieb, schrie er: „What's the matter?" dreimal mit so schneidender, inquisitorischer Stimme, daß alle heftig erschraken und sogar Christus in leise zitternde Bewegung geriet. — „What's the matter? — What about ‚wird mich verraten'? What's the matter?" *) Dabei warf er den wun-

---

*) Der Verleger, welcher die obigen englischen Worte ursprünglich beanstandete, da er als Mitglied des Deutschen Sprachreinigungsvereins das Eindringen fremder Worte und Phrasen in die deutsche Sprache verabscheut, einigte sich mit dem Verfasser, der sich weigerte, durch Weglassung der Worte sich einer Geschichtsfälschung schuldig zu machen, dahin, durch Wiedergabe der kleinen englischen Phrase im Deutschen, jede Mißdeutung auszuschließen. Was Judas sagt, lautet ungefähr: „Was ist denn da los? — Was soll denn das mit dem ‚wird mich verraten'? — Was ist denn? — Was soll denn das alles?" Über die merkwürdige Tatsache, daß Judas hier Englisch spricht, wird der Leser später einiges Nähere finden.

derschönen, von schwarzem, hohenpriesterähnlichem Vollbart umrahmten, funkelnden Kopf heftig nach links und rechts, im Vorübergleiten den Heiland fest ins Auge nehmend. Er war ein prächtiger Mann, mit rassigem, scharfgeschnittenem Gesicht; eine kühne Adlernase gab dem ganzen Kopf etwas Siegreiches, Ideales. Zweifellos war er der Bedeutendste der ganzen Gesellschaft. Von imponierendem Äußern. Gewiß hatte er längst die jede echte Genialität erstickende Gefahr der sanften, unscheinbaren Heilandslehre erkannt, die alle Menschen gleichmachen wollte. Er verband mit der Schärfe des Denkens die Entschlossenheit des Handelns. Und nur das Herz fehlte ihm. Sein Plan, die neue Lehre unschädlich zu machen, war korrekt in Konzeption und Ausführung. Die paar Silberlinge waren gar kein Gegenstand. Nur vergaß er, daß der blonde Heiland auch zum Sterben bereit war. Ein süßer Herzenswahnsinn hatte in diesem längst Platz gegriffen, als er sich entschloß, nach Jerusalem zu reisen. Eine fatalistische Schwelgerei ließ ihn innerlich lächeln über die Spieße und Stangen der Pharisäer und die Mordtaktik des Judas. Aber dieser, wie gesagt, war ganz korrekt. Er war ein guter Schüler zäsarischer Berechnung und Rücksichtslosigkeit, welche er ja durch die römische Herrschaft täglich vor Augen hatte. Nur vergaß er, daß mit dem Tod Christi nicht alles vorbei sei. Diesen blutigen Schachzug hatte er aus dem so milden, guten, tränenreichen Antlitz des Heilandes nicht herausgelesen.

Das Publikum konnte nicht umhin, seiner Freude über die dramatische Kühnheit des Judas Ausdruck zu geben. Alle waren plötzlich fast auf seiner Seite. Ein angenehmes Grausen über die schroffe Manier des schönen „Verräters“ überkam alle. Besonders die Weiber waren entzückt. Viele fanden den schwarzen Schnurrbart göttlich. Nur ein altes Weib neben mir, mit einer Zahnlücke auf der rechten Seite, pfiff und

zischte aus dieser Lücke so kräftig heraus, daß man ihr die Entrüstung anmerkte, ohne hinzusehen. Sie war jedenfalls bibelfest. — Vielleicht Protestantin. — Judas trug prächtige Kleidung. Offenbar standen ihm bedeutende, hohepriesterliche Mittel zu Gebote. Die dreißig Silberlinge kamen nicht in Betracht, schon der scharlachrote Überwurf, der mit goldenen, sich ringelnden Schlänglein bestickt war, konnte um diese Summe nicht hergestellt werden. Der Kopf drehte sich vorzüglich. Er machte immer eine ganze halbe Wendung, vom Heiland hinüber zum Andreas, ohne das Publikum zu würdigen. — Die Direktion wußte, daß dieser Moment das Publikum aufs tiefste errege, und ließ zugunsten des Bekleidungsfonds für die Apostel einen Teller herumgehen.

Pause

Während der Sachse mit dem Teller herumging, fiel zu meiner größten Überraschung der Vorhang plötzlich über der Abendmahlszene. Auf den Moment, wo Christus Judas den Bissen reicht, schien also der Verfertiger der Gruppe wohl wegen der großen mechanischen Schwierigkeiten Verzicht geleistet zu haben. „Sogleich beginnt der zweite Akt!" rief der Budenbesitzer mit lauter Stimme jenem Teil des Publikums zu, welches sich nach Fallen des Vorhangs etwas in den Hintergrund des Zuschauerraums zurückgezogen. Er war wohl besorgt, es möchten einige das Theater verlassen. Offenbar wurde noch einmal gesammelt. Ich suchte durch ein etwas größeres Geldstück die Aufmerksamkeit des Tellerträgers auf mich zu lenken, da ich verschiedene Fragen zu stellen hatte. Auf der Bühne verdunkelten sich jetzt die Lampen und aus dem Rumoren und Poltern merkte man, es werde eine neue Szene aufgeschlagen. — „Sie haben da vortreffliche Figuren!" sprach ich den Sachsen an, der im Zuschauerraum

die Herrschaft führte. „Ja,“ meinte er, „seit wir den neuen Christus haben, geht es besser.“ — „Hatten Sie früher einen anderen Christus?“ — „Ja, der war geschnitzt, aber ganz schlecht, und schon ganz schwarz; der nahm sich unter den schönen Wachsköpfen wie der Teufel aus. Wir haben ihn verkauft.“ — „Allerdings, der neue Christus ist vortrefflich.“ — „Oh, ich sag' Ihnen, der ist so schön, so sanft, wissen Sie, das blonde Haar, das blaue Auge, ich sag' Ihnen, die Leute haben oft geweint.“ — „Spricht er denn nicht die Worte: Wahrlich, ich sage euch . . .?“ — „Nein, der hat nie gesprochen, das käm' zu teuer. Das ‚Ja!‘, welches er spricht, haben wir hier in Nürnberg erst machen lassen, das kostet uns allein über achtzig Gulden.“ — „Dieses ‚Nja!‘ scheint aber selbst wieder sehr kompliziert zu sein?“ — „Ja, es hat zwei Pfeifen und ein Schnarregister.“ — „Sagen Sie einmal: Warum spricht der Judas Englisch?“ — „Den haben wir von einer englischen Truppe gekauft.“ — „Ja, aber gerade die inhaltsschweren Worte, die er zu reden hat, die versteht ja kein Mensch?“ — „Oh, das macht nichts; im Gegenteil, es wirkt ungeheuer; die Leute sind ganz baff; diesen Judas geben wir für keinen anderen her, nicht einmal für einen hannoveran'schen, der ist unsere beste Figur!“ — „Was ist das, ein ‚hannoveranischer Judas‘?“ — „Pst!“ machte der Sachse und deutete auf den Vorhang, der sich soeben erhoben hatte.

Kreuztragung

Eine weite kahle Heide. Auf dem Boden hie und da etwas buschiges Gras, dessen breite, prachtvoll grüne Halme, wie mir schien, in Schweinfurtergrün getaucht und mit Silberpuder bestreut waren. Keine Seele auf der weiten Fläche. Ob dieses Feld in der Nähe von Jerusalem war, ob der Zug nach Golgatha hier vorüber mußte, ob vorausssprengende

römische Kriegsknechte jeden Moment zu erwarten waren, oder ob es das Stelldichein einer friedlichen Szene werden würde, ob die schöne Magdalene hier vor dem Publikum ihre blonden Flechten auseinanderwickeln werde, um sie mit ihren Tränen zu waschen, das alles wußte kein Mensch, da ja im Vorausgehenden die Direktion bewiesen hatte, daß sie sich unmöglich, weder in der Aufeinanderfolge der Szene, noch in den Einzelheiten des jeweilig Dargestellten, wortgetreu an den Text der synoptischen Evangelien halten könne. Aber Stimmung machte schon diese weite, grünumflossene Ebene, die von den acht Lampen hinter der Verschalung grell beleuchtet wurde. — Und plötzlich näherte sich aus der rechten Kulisse eine große Maschine, deren Schatten die Soffittenbeleuchtung zu früh auf der hinteren Szenenwand zu Gesicht brachte. Man wußte noch nicht, was es war. Es schien nur ein kolossales Ding. Jetzt kam es näher. Und plötzlich erschien ein Balken, der hinunterging; dann kam ein Balken, der hinaufging; dann die Vereinigung der beiden Balken, und dann ein Kopf. Ein wachsbleicher Kopf mit wunderschönen blonden Haaren, die auf dem Scheitel geteilt waren. Es war wieder der weiße Lord. Es war Christus, der in ein großes, bauschiges, helles Gewand gehüllt, unter dem Kreuz zusammengeknickt, auf der Szene vorüberzog. Doch bewegte er die Füße nicht. Im Gegenteil, alles war starr und steif. Und dieses vermehrte noch das Eindrucksvolle. Offenbar wurde durch einen Bühneneinschnitt über die ganze Breite der Bühne hin die im Souterrain genügend befestigte Figur hindurchgezogen. Der Rücken war wohl gekrümmt, und überhaupt die ganze Gestalt so tragisch und gebrechlich wie möglich hingestellt; trotzdem war der Kopf in einer ganzen Vierteldrehung nach links zum Publikum hinausgedreht und außerdem noch so weit zur Schulter hinaufgehoben, daß die Augen fast wagerecht zu liegen kamen. Er schaute nun so mit gespenstig-

bleichen, wie erstarrten, wie bei einer anderen milden Gelegenheit gefrorenen Gesichtszügen, aus denen jeder Schmerz und jede Anstrengung gewichen war, direkt aus der Bühne heraus: eine Kombination von Pose und Affekt, die in der Natur gar nicht möglich wäre, die aber hier die kolossalste Wirkung hervorbrachte. Es war nicht derselbe Christuskopf wie beim Abendmahl. Der dort war englischer, breitkiefrig, fleischig und die Perücke glatt gestriegelt. Der hier war idealer, deutscher, etwas hohlwangig, mit feinfühligem Kinn und wunderschönen blonden Locken, die auf die Schulter herniederflossen. Langsam, starr, lautlos und stet zog dies gepeinigte Christusbild wie eine Vision quer über die Bühne. Es war jetzt beiläufig in der Mitte. Der Sachse sprach kein Wort. Dies war auch gar nicht nötig. Jedermann, das kleinste Kind, wer nur aus dem Publikum jemals einen Schulkursus in deutschen Landen mitgemacht hatte, oder einmal ein Bild von einem Franziskanerpater geschenkt bekommen hatte, der wußte: das ist Christus unter dem Kreuz. Dieser stumme Religionsunterricht hatte die ungeheuerlichste Wirkung unter den Zuschauern und setzte sich in ihrer Phantasie wie eine gewaltige Macht fest. Und ich war froh, als der weiße Mann endlich zwei Drittel der Bühne zurückgelegt hatte. Auf Momente hatte ich die Empfindung, das vor Entrüstung fassungslose Publikum möchte hinausstürmen und irgendeinen zwischen den Buden ergreifen und als „Verräter" halb totgeschlagen hereinschleppen. Denn was das blonde bleiche Antlitz da droben nicht sprechen konnte, das sprach wie mit Stentorstimme im Gewissen des Publikums: „Wer hat das angerichtet! Wer ist schuld an dieser Marter! Wer ist der Teufel, der es zu verantworten hat, daß dieser wunderbare Mensch da droben so leidet!" — Wie es beim Vorüberführen von so festgegossenen Bildnissen geht: die Augen schauen, in welcher Stellung auch immer, stets den





Beschauer an. Und als der Heiland sich der linken Soffitte näherte, schauten seine wasserhellen, blauen Augen mit einem schmerzlichen, vorwurfsvollen Ausdruck zurück ins Publikum, als sprächen sie: „Folge mir nach!“, so daß einzelne Mädchen entsetzt von der äußersten Rampe, bis zu welcher das Publikum vorgehen konnte, zurückwichen. Und in der Phantasie eines Menschen, der leichter entzündbar ist als andere, mochte jetzt der Gedanke entstehen, es könnte einer, von dem zurückschauenden Blick des Heilandes verwirrt und seiner Umgebung vergessend, mit einem einzigen Satz über Rampe und Lichter hinweg auf die Bühne springen, um zerknirscht dem bleichen, wächsernen Bild zu Füßen zu sinken. Aber Gott sei Dank, alles blieb still, wie durch ein Bleigewicht in der Brust hingefesselt, starr, fasziniert. — Jetzt war die lichtumflutete, gewaltige Erscheinung dicht bis an die linke Soffitte gekommen. Eine Verzögerung schien zu entstehen. Das Bild machte halt. Hinter ihm folgte, wie eine schwarze Schlange, der riesige Kreuzbalken. Aber vorn schienen die kleinen Balkenenden, die über die Schulter hereinhingen, nicht zur Soffitte hineinzukönnen. Das Bild schwankte jetzt hin und her. Der Sachse ging vor und schaute in die Soffitte. Nur jetzt keine Katastrophe, dachte ich mir, den Menschen, die diese weiße Gestalt bis in ihr spätestes Alter mit sich in der Phantasie herumschleppen werden, noch ein Ärgernis zu bereiten! — Doch jetzt ging's wieder vorwärts. Noch ein einziger, langer, blauer Blick über die ganze Versammlung, und das blonde Haupt verschwand hinter der Soffitte, und der Vorhang fiel. Ein einziger großer Atemzug im ganzen Publikum löste die Anwesenden wie von einem lange ertragenen Alp. „Zum Besten des Maschinisten!“ sagte der Sachse und ließ einen Teller herumgehen.

Während noch alles still dastand, einige flüsterten, niemand aber die feierliche Stille zu unterbrechen wagte, hörte man plötzlich von hinter der Bühne her einen schallenden Klatsch und gleich darauf in norddeutschem Dialekt an jemanden zornig die Frage gerichtet: „Wie können Se man so dämlich sein und Christus an die Wandverkleidung anrennen lassen?" — Obwohl diese barbarische Unterbrechung, welche mit einem Schlag das ganze Komödiantenwesen aufdeckte, die feierliche Stimmung ins Gegenteil zu verkehren geeignet war, so zeigte sich doch im Publikum keine Neigung, auf die Komik des Vorgangs einzugehen. Die Macht der weißen Christuserscheinung, die mit ihren hellen, kolossalen Umrissen in der Phantasie nachzitterte, war doch stärker als diese Lappalie. Nur der Sachse lachte verstohlen in seinen Teller hinein. Er kannte offenbar den Schlingel, der die Christusfigur im letzten Moment ihres Verschwindens, als sie ins Wanken kam, schlecht dirigiert oder die Soffitte nicht richtig gestellt hatte. — „Sie scheinen stark auf die Nerven Ihres Publikums zu rechnen!" sagte ich zum Sachsen, als er zum Einsammeln zu mir kam, indem ich durch eine Silbermünze seine Aufmerksamkeit mir aufs neue zu sichern suchte. Bei dieser Gelegenheit bemerkte ich, daß seine Ernte an Geldstücken eine ganz überraschend reiche war. — „Wir müssen darauf halten," antwortete er, „mit dem Entree könnten wir knapp die Platzmiete bezahlen!" — „Sind während der letzten Nummer noch keine Unfälle vorgekommen?" fragte ich weiter. — „Manche bekommen ihre hinfallende Krankheit, — aber in England tut man ja noch viel mehr!" — „?" — „Die englischen Figuren sind viel derber und ungenierter; — sie hauen auf den Tisch und machen sich Fäuste, als wollten sie boxen; — einen englischen Christus habe ich gesehen, der Ihnen wunderschönes Blut schwitzte; — und die Truppe, von der wir den Jakobus in dem schottischen Kleid

haben, brachte eine Nummer vor der Kreuzigung, in der sich Judas in einem Obstgarten an einem verdorrten Baum erhängt, — aber da, sage ich Ihnen, da fliegen die Sovereigns, und der Strick wird in zehn bis fünfzehn Teile geteilt! Für eine Christuslocke wird fünf Pfund geboten!" — „In Deutschland ist dies alles wohl verboten?" — „Ach, die Behörden haben ja gar kein Verständnis für diese Dinge; bei uns steckt noch alles in den Kinderschuhen! Nur unsere Köpfe sind besser." — Diese Unterredung wurde halblaut zwischen uns geführt. Ich wollte mich nur noch betreffs des „hannoveranischen Judas" erkundigen, als hinter der Bühne ein Zeichen gegeben wurde, worauf sich der Sachse entfernte. Alsogleich ging der Vorhang auf.

Golgatha

Die Bühne füllte eine große Menge von Personen, von denen es zunächst auffiel, daß ein Teil lebte, die anderen aus Wachs waren. Links vorn auf einer Seitenestrade saß der kurzgeschorene Pilatus mit etwas mürrischem Gesicht und wusch seine Hände in einem zinnernen Becken. Korrespondierend rechts stand der Hohepriester Kaiphas, im reichen Ornat, den mit der Mitra geschmückten Kopf so den Bühnenvorgängen zugewendet, daß man vom Gesicht nur Nase und den glänzendschwarzen Vollbart sah. Er zuckte in rhythmischer Weise fortwährend mit der Achsel, wobei sein mit Steinen geziertes Priestergewand jedesmal in rasselnde Bewegung kam, als wollte er sagen: „Ja, ich kann nicht helfen, — wenn es das Volk so will!" — Beide Figuren, der Jude und der Römer, schienen selbsttätige Mechanismen zu sein, die zu ihrer Ingangsetzung keine weitere Bedienung nötig hatten. Die Waschbewegung war ganz vortrefflich in Idee wie Ausführung. Der fortwährend stumme Protest, wie: „Mich geht eure Sache nichts an!" der in diesem allegorischen Händewaschen lag, war

eine vorzügliche Charakteristik für den formellen römischen Beamten und bildete einen wirksamen Gegensatz zu der blutigen Handlung, die sich unter ihm abspielte. Mechanisch betrachtet war aber die kreisförmige, stets sich ineinander verwickelnde Bewegung der Wachshände eine Kunstleistung ersten Ranges; übrigens, wie ich später erfuhr, französische Arbeit. Weniger erträglich auf die Dauer war das Achselzucken des Kaiphas; aber was war zu wollen! Die Figur war aufgezogen; besser, sie zuckte, als daß sie gar nichts machte; so bekam man wenigstens eine Vorstellung von der Meinungsrichtung dieser einflußreichsten Persönlichkeit im „Hohen Rat".

Im Hintergrunde der Bühne standen drei Kreuze; das mittlere leer; an den zwei äußeren die zwei Schächer. Diese beiden, alte, schlechte Holzfiguren, mit ein paar farbigen Fetzen ausgestattet, waren mit Absicht, wie mir schien, außerhalb der Beleuchtung gerückt, um das Publikum ihre Zerstörtheit nicht zu sehr merken zu lassen, und überhaupt sehr vernachlässigt. — Am mittleren Kreuz, welches bereits die Inschrift trug, wurde soeben Christus aufgezogen. Er hatte bereits die Dornenkrone auf und war nackt bis auf die Lendenbinde. Der Oberkörper war anatomisch so schön in Wachs modelliert, daß er jedem Museum zur Zierde gereicht hätte. Die Hauptschwierigkeit lag aber in der Behandlung des Kopfes; zwar bewegte er sich anstandslos auf und ab, nach rechts und links, konnte auch die Lider halb senken und das Auge nach oben schlagen, aber was nicht zu erreichen war: die beiden Hauptempfindungen, die des Schmerzes, zu Anfang der Kreuzigung, und die der seligen Ruhe bei eingetretenem Tod, welche sich, physiognomisch betrachtet, kontradiktorisch gegenüberstehen, konnten nicht auf ein und demselben festmodellierten Kopfe zur Darstellung gebracht werden. Und zwei Köpfe konnte man doch nicht verwenden. Übrigens kam

dies jetzt, wo noch alles mit Aufmerksamkeit bei dem Akt des Aufzuges engagiert war, noch nicht so zum Ausdruck, wie später, nachdem einmal die Leiche hing. — Was nun dieses Aufziehen am Kreuz selbst anlangt, so war es klar, daß eine so komplizierte Arbeit nicht von Wachsfiguren, und wären es englische gewesen, verrichtet werden konnte. Man hatte deshalb als Kriegsknechte, welche dies zu besorgen hatten, zwei Statisten der Truppe verwendet. Leider war aber der eine ein lümmelhafter, himmellanger Mensch, der fast bis zum Querholz des Kreuzes reichte, mit einem häßlichen, schrecklich bärtigen Gesicht; der andere schielte, war kurz und breitschultrig und steckte immer den Kopf hinein, da er, wie ich zu sehen glaubte, noch immer eine verblaßte blaue Krawatte von seinem Werktaganzug an hatte. Schon dies mußte auf das Publikum revoltierend wirken. Die beiden Burschen standen hinter dem Kreuz und zogen an Stricken, die über das Querholz liefen, den Christuskörper, der noch eben vor dem Kreuz ausgestreckt am Boden gelegen hatte, in die Höhe. Vor dem Kreuz stand mit dem Rücken gegen das Publikum ein großer Mensch mit Samtmantel und turbanähnlicher Kopfbedeckung, der, wenn ich nicht irre, Nikodemus vorstellen sollte, und der den eben jetzt oben am Kreuzesstamm erscheinenden Christus an den Füßen hielt. Abgesehen nun davon, daß Nikodemus hier bei der Kreuzigung noch gar nichts zu tun hatte, kam es mir sonderbar vor, daß die beiden Kerls hinter dem Kreuz mit solch übertriebener Vorsicht und einstudierter Langsamkeit, ganz gegen ihr eigenes Naturell und den Charakter ihrer Rolle, den Aufzug bewerkstelligten. Ich habe Grund zu glauben, daß der Direktor, der für seine Wachsfigur fürchtete, dazu Auftrag gab, und daß eben den Nikodemus der Direktor machte, um diesen Aufzug besser überwachen zu können. Doch war das Publikum voll Teilnahme und Spannung und ganz auf der

Höhe der tragischen Situation. Lautlos hing alles an der schwebenden Christusfigur. Links wusch fleißig Pilatus seine Hände; und rechts zuckte Kaiphas, dessen Blick jetzt gerade auf die Kreuzeshöhe gerichtet war, mit den Schultern, als sagte er: „Es war wirklich nicht zu ändern. Ich bin im Rat überstimmt worden."

Als endlich die Figur fest am Kreuz angekommen war, ließ Nikodemus die Füße los, trat einen Schritt zurück und machte eine verkehrtbrünstige Bewegung, indem er die Hände weit ausstreckte und wieder zusammenklatschte und dabei den Kopf etwas auf die linke Schulter fallen ließ, so den langgestreckten Christus unverwandt anstarrend. Als nun aber die beiden Kriegsknechte, die ihre Seile irgendwo angebunden hatten, hervorkamen, die Leiter ansetzten, hinaufstiegen und mit etwas übetriebener Wucht und gemachter Roheit die Nägel durch Christi Hände schlugen, deren rotgeränderte Wunden mit dem herabfließenden Blut übrigens schon vorgezeichnet waren, entstand im Publikum eine heftige Bewegung. Man hörte einige laute Schreie ausstoßen, die Vordersten wichen von der Barriere zurück, und einige drohende Hände fuhren bei dem Zwielicht der Beleuchtung wie Schatten durch die Luft. Der Sachse, wie mir schien, an solche Dinge gewöhnt, rief mit ruhiger, plärrender Stimme: „Ich ersuche das hochverehrliche Publikum im Namen der Direktion, keine Schmähungen gegen die weniger beliebten Persönlichkeiten der heiligen Handlung auszustoßen! Es ist ja alles nur von Wachs; es ist ja nur ein Vorgang; das alles hat ja vor zweitausend Jahren stattgefunden! Ich bitte das verehrliche Publikum, sich ruhig zu verhalten; der Direktor hat von der hochverehrlichen königlichen Polizeidirektion den Befehl, die Vorstellung sofort zu schließen, wenn Ungehörigkeiten vorkommen. Vor vierzehn Tagen hat jemand aus dem Publikum mit harten Brotrinden nach dem Judas geworfen und den Judas schwer verletzt.

Das geht doch nicht; so ein Kopf kostet uns über zweihundert Gulden!" — Diese Rede hatte aber nur teilweise die gewünschte besänftigende Wirkung; denn nachdem jetzt die Kriegsknechte mit den Leitern sich entfernt, und Christus, dessen wunderschöner Kopf in vollste Beleuchtung gerückt war, mit schmelzendem Augenaufschlag und gebrochener Stimme, von der ich nicht wußte, woher sie kam, die „Worte am Kreuz" stammelte, hörte man im Publikum vielfach schluchzen. Nikodemus ließ sich nun auf ein Knie nieder, um dem Publikum die Blickrichtung über ihn hinweg zu ermöglichen, und unter das Kreuz traten jetzt Maria, Magdalena und Johannes. Maria und Johannes symmetrisch rechts und links vom Kreuz; während Magdalena, eine hübsche üppige Person, stark dekolletiert, mit aufgelösten blonden Flechten, in kniender Stellung und mit brünstiger Gebärde den Kreuzesstamm umfaßte. Es war die Kassiererin, der ich draußen beim Eingang der Bude begegnet war, und welche jetzt, da die Vorstellung zu Ende ging, zur Mitwirkung auf der Bühne verwendet werden konnte. Auch Maria und Johannes waren, wie Magdalena, keine Wachspuppen, sondern wirkliche Personen. Maria, schrecklich mager und heruntergekommen, machte trotz einer höchst gewählten Toilette in Dunkelblau keinen günstigen Eindruck hinsichtlich der Ernährungsverhältnisse der Truppe, auf welche Maria Magdalena erst in so vorteilhafter Weise hinzudeuten schien. Und bei Johannes, der auf der rechten Seite stand, einem jungen, etwas hageren Menschen, mit braunen Locken, fiel mir eine rechtsseitige Gesichtsröte nebst tränendem Auge auf derselben Seite auf. Da die Tränen kaum auf die Handlung sich bezogen, weil er sonst künstlich mit beiden Augen geweint hätte, er auch ein etwas verdutztes Gesicht machte, so fiel mir unwillkürlich der schallende Schlag ein, der in der vorigen Pause hinter dem Vorhang gefallen war. Und wenn ich an

die breite Hand des Nikodemus dachte, wie er sie vorhin, die Arme gegen das Kreuz erhebend, gezeigt hatte, so war die kausale Verbindung der halbseitigen Gesichtsröte des Johannes mit früheren Momenten zwar nicht sichergestellt, aber doch angedeutet.

Eine ziemliche Schar „Volks" drängte sich jetzt auch, aus dem Hintergrund kommend, zu beiden Seiten gegen das Kreuz vor. Es waren meist Nürnberger Straßenjungen und Mädchen, bei denen es sich nicht bezahlt machte, sie erst in lange Kaftans zu stecken. Ihre Aufgabe war, mit großen Augen und erstaunten Mienen zum Kreuz hinaufzuschauen. Und so gaben sie auch ein vortrefflich eindruckvolles Moment ab. Im Publikum war alles mäuschenstill. Alles sah in atemloser Spannung auf die prächtige Christusleiche. Und obwohl es wahrhaftig an Einzelheiten nicht gefehlt hatte, um die ganze Vorführung nur als höchst ärmliche Komödie zu erkennen, so konnte sich doch kein Mensch von der wunderbaren Symbolik, die je ärmlicher, um so inniger war, losreißen. Als nun gar die Lampen heruntergeschraubt wurden, und der Kopf des Heilandes durch eine vom Schnürboden aus wirkende elektrische Lampe in magische Beleuchtung gerückt wurde, und Christus mit den Worten: „Eli, Eli, lama asabthani!" das Haupt emporrichtete und mit schmerzlichem Augenaufschlag den Blick gegen Himmel wandte, entstand jenes fröstelnde Atmen unter den Zuschauern, welches auf eine zurückgehaltene, aber tiefe Bewegung schließen läßt. Aber es war kein „Lump" da, den man hätte fassen können; kein Judas und dergleichen, den man für die Tragik verantwortlich machen konnte, sonst hätte ihn sich das Publikum auf der Bühne oder im Zuschauerraum schon herausgeholt.

Bis dahin war alles gut gegangen. Und es wäre auch weiterhin gut gegangen, wenn nicht die Direktion durch einen unbegreiflichen Mißgriff eine Kollission geradezu heraufbe-

schworen hätte. Nachdem nämlich Christus bald darauf mit einem letzten Schrei verschieden, sein Haupt schlenkernd auf die Brust herabgefallen, die elektrische Lampe oben erloschen, alles mit feiner Berechnung entsetzt vom Kreuz zurückgewichen und durch mäßiges Aufschrauben der acht Lampen eine Dämmerstimmung über der ganzen Szene ausgebreitet war, kam der obenerwähnte langbeinige Kriegsknecht, der sowieso beim Publikum nicht besonders beliebt war, nahm eine Lanze und stach Christus in die rechte Seite, wo unter dem Wachsmodell höchst geschickt eine Blutblase angebracht worden war, so daß eine ziemliche Menge roter Flüssigkeit sprudelnd über den Körper sich ergoß, über die weiße Lendenbinde und bis zu den Schenkeln hinabfloß. Im Zuschauerraum wurde ein vielstimmiger Ausruf des Erstaunens und des Grausens laut. Nun hatte dieser Kriegsknecht die unglückselige Idee, auf diesen Ruf hin sich umzukehren, und da sein bärtiges Gesicht auch ohne jeden Affekt immer den Eindruck machte, als lache es, oder vielmehr, als grinse es, so glaubten die Zuschauer sich verhöhnt, fühlten sich als Juden, die Christo beim Einzug zugejubelt hatten, und machten in diversen „Oh! Oh! — Pfui!" und ähnlichen Ausrufen ihrem Unwillen Luft. Das zahnlückige Weib zu meiner Rechten glaubte sich zur Stimmführerin der allgemeinen Mißstimmung berufen. Mit einem „Hundsknochen, elendiger!" sprang es kreischend bis zur Bühne vor und hob gegen den lanzenführenden Kriegsknecht die geballte Faust empor, aus deren bläulichverwittertem Aussehen ich entnehmen zu dürfen glaubte, daß sie eine Wäscherin war. Nun fing der Kriegsknecht wirklich hellauf zu lachen an. Andererseits aber brachte die ungehörige Äußerung dieses Weibes das übrige Publikum zur Besinnung; man erkannte, daß man nur in einer Komödie war. Die Frau, welche in ihrer lebhaften Empfindung jedenfalls an die Wirklichkeit dieses Vorgangs geglaubt hatte,

wurde unter lauten Äußerungen der Entrüstung zurückgerissen. Aber die Wäscherin, welche inzwischen vermutlich auch wieder nüchtern geworden war, wurde nun durch die Opposition gereizt. Und da sie sehr mager und gelenkig war, so gelang es nicht, sie zu bändigen. „Ihr seid auch nichts Besseres als Christusschinder!" gilfte sie vor Zorn heraus. Während sie aber vielleicht nichts weiter bezweckte als loszukommen und nach Haus zu ihren Kindern zurückzukehren, brachte sie durch ihren Widerstand das ganze Publikum in Unordnung und Aufregung, welches glaubte, sie wolle sich zur Bühne drängen. Jetzt begannen auch die Darsteller sich dreinzumischen. Maria Magdalena trat ganz vorn an die Rampe zwischen Pilatus, der ruhig seine Hände weiterwusch, und Kaiphas, der noch immer gegen das Kreuz hin seine Zuckungen machte, und mit vorgestreckten nackten Armen beschwor sie das Publikum um Ruhe. Der Lanzenträger stand starr da, keiner Bewegung fähig. Allmählich kam die ganze Nürnberger Straßenjugend vor, welche als „Haufen Volks" figuriert hatte; wie sie vorher mit großen Augen das Kreuz angestarrt hatten, so starrten sie jetzt auf die Vorgänge im Zuschauerraum. Dort war es inzwischen nun zu einer förmlichen Rauferei gekommen. Die Wäscherin lag am Boden. Der Sachse, den ich nicht mehr sah, muß nicht weit von ihr gewesen sein. Da sie aber einen höchst abgewetzten, bläulichen Drillichrock an hatte und sonst nichts, so gelang es nur sehr schwer, sie zu fassen. Sie quiekste und gilfte in einem fort. Auf einmal ertönte eine tiefe Baßstimme mit norddeutschem Timbre von der Bühne herab. Es war, in seinem samtnen Gelehrtentalar, Nikodemus, welcher den Turban vom erhitzten Kopf nahm und das „hochverehrte Publikum" inständigst bat, doch Ruhe zu halten. Auch Josef kam vor, um zu beschwichtigen; da er aber fast keine Stimme hatte, begnügte er sich mit Sisematenten und Gestikulationen. Er kam gerade neben

dem unentwegt weiterwaschenden Pilatus zu stehen, und diese beiden Figuren bildeten in ihren zwangsmäßigen und gewollten Gesten ein merkwürdiges Quodlibet. Nur Maria hielt sich unbeteiligt im Hintergrunde. Sie schien in der Tat leidend zu sein. Ich weiß nicht, wie lange noch diese fatale Situation gedauert hätte, und was noch daraus geworden wäre, denn einige Unbeteiligte lagen bereits am Boden und waren, nach den Hilferufen zu schließen, in Gefahr, ertreten zu werden, wenn nicht einer Frau auf der Bühne ein rettender Gedanke gekommen wäre. Maria Magdalena erschien plötzlich mit fliegenden Haaren vorn am Eingang der Bude, wo immer ihr Platz als Kassiererin gewesen war, und indem sie den Vorhang, welcher das Licht vom Zuschauerraum abschloß, weit zurückriß, rief sie laut ins Publikum hinein: „Meine Herrschaften, die Vorstellung ist zu Ende!" Dies wirkte. Alle ließen voneinander ab. Die am Boden Liegenden erhoben sich. Merkwürdigerweise war die Wäscherin die erste, welche mit einigen fluchtähnlichen Sätzen über die Eingangsrampe der Bude hinweg sich auf und davon machte. Der Sachse, welcher jetzt auch hervorkroch, war abgemattet wie ein Hund; offenbar hatte er gegen die Wäscherin verloren. Alles atmete nun erleichtert auf. Man wandte sich dem Ausgang zu, wo Maria Magdalena immer noch den Vorhang hielt. Ihre nackten Arme, auf denen wunderschön geheilte Impfnarben zu sehen waren, zitterten heftig; man wußte nicht: vor Erregung oder wegen der naßkalten Luft, der sie besonders ausgesetzt war. Man sah, sie hatte etwas Zorniges auf den Lippen; aber sie schwieg. Und während drinnen auf der Bühne Nikodemus zwischen den ruhelos weitermanövrierenden Pilatus und Kaiphas auf und nieder ging und für seine Erregung keine weiteren Worte fand als die ewige Wiederholung von: „Nein, dieses Publikum! Ein solches Publikum! Nein, da haben wir in Norddeutschland ein an-

deres Publikum!“ — und von hinten aus dem nun ganz verfinsterten Bühnenraum die Christusleiche starr und wächsern hervorglänzte — verließen die letzten das Wachsfiguren-kabinett.

Ein kriminelles Geschlecht

„Er wußte nichts von den Geschlechtsunterschieden der Menschen und unterschied die Leute nur nach den Kleidern."

Bericht über Kaspar Hauser. (1828.)

Es war um die Zeit, als ich in dem von Deutschland neugewonnenen Straßburg studierte, daß ich eines Tages einem Kriminalkommissarius vorgestellt wurde, der bei der damals kurz nach dem Deutsch-Französischen Kriege notwendig gewordenen Neuordnung der Dinge aus dem Norden Deutschlands hierher versetzt worden war. Wir trafen uns öfter. Es war ein äußerst verschlossener Mann; akkurat, streng gegen sich und andere, aufrichtig, wahrheitsliebend, gottesfürchtig, von fast puritanischer Gesinnung, dabei gescheit, bis zum Grüblerischen schlau und mißtrauisch, aber, wie mir schien, ohne jede weltmännische Bildung, von der er sich absichtlich zu entfernen schien. Er mußte ausgezeichnete Zeugnisse besessen haben, die ihn, vielleicht einen Vierziger, auf diesen einflußreichen Posten gelangen ließen. Er war unverheiratet und protestantisch.

Eines Sonntagnachmittags auf einem unserer Spaziergänge, als die Unterhaltung, wie schon so oft, zu stocken schien — da er immer in sich hinein horchte und dem Gesprochenen nur halbes Ohr lieh — konnte ich mich nicht enthalten, an ihn die etwas vorlaute Frage zu richten, sintemal er viel älter war wie ich: „Herr Kommissar, Sie scheinen mit außerordentlichen Schwierigkeiten hier betraut zu sein, und Ihr neuer Posten muß ganz absonderliche Aufgaben an Sie stellen, da Ihre Zerstreutheit, fast Geistesabwesenheit . . .?" — Bei diesen letzten Worten sah der Kommissar scharf zu mir herüber, halb mißtrauisch, halb erschrocken darüber, daß ich versuchte, sein Inneres zu durchforschen. Da ich seinen Blick naiv auf mir ruhen ließ, so sah er weg und ging schweigend mit auf den Rücken gelegten Armen einige Zeit neben mir her. Dann sah er mich noch einmal scharf durchdringend an und begann, von der Prüfung scheinbar zufriedengestellt, folgenden Diskurs: „Mein lieber Studiosus, Sie sind noch jung, aber ich glaube, ich darf Ihnen etwa vertrauen. —

In der Tat, es sind ganz absonderliche Aufgaben, vor die meine Regierung mich gestellt hat. — Ich komme hoch aus dem Norden, aus einem kleinen Bezirksstädtchen, wo ein paar Vagabunden und Felddiebe unsere einzige Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen... Ich hätte nicht geglaubt, daß die Welt so kompliziert ist; ich konnte mir nicht denken, daß hier unten, wo die Völkermischung eine größere ist, so unerhörte Dinge sich im geheimen abspielen . . ." — Mein Begleiter, der sehr rasch sprach, unterbrach sich hier. Ich hatte die Empfindung, als begänne eine große Last sich von dem Herzen des in seinem Innersten erschütterten Beamten loszuwälzen, und vermied es daher, ihm in die Rede zu fallen. — „... Es ist nur so schwer," begann er wieder, „das in Worte zu kleiden, das, was ich Ihnen sagen will, Ihnen mit den bisherigen Hilfsmitteln der deutschen Sprache begreiflich zu machen. Sie sind Mediziner, — Sie werden vielleicht manches besser verstehen, mir vielleicht sogar in manchem einen Wink geben können . . ." — „Sind es sanitäre Maßregeln, mit denen Sie hier betraut wurden?" wagte ich anzudeuten. — „Sanitär? — Ja, gewiß, sanitär, — aber sanitär ist zu wenig, sanitär drückt die Sache zu mild aus; es ist weit mehr kriminell! . . ." — „?" — Auf mein fragendes Zaudern wandte der Kommissar seinen Kopf zu mir herüber und schaute mich wieder mit jenem seltsamen Blicke an, der mir vorhin schon aufgefallen war. Doch war diesmal weniger Furcht, ob er mir vertrauen könne, als ein Auskundschaften, was ich wohl zu seinen bisherigen Worten meine. — „Ja — so, glaube ich, kann ich's Ihnen am besten begreiflich machen," fuhr mein Begleiter dann fort, „denken Sie sich, ich bin von der Regierung beauftragt worden, einer kriminellen Vereinigung, einer betrügerischen Sippe, einem Geschlecht nachzuforschen, welches sich hier seit Aufhebung der Belagerung umhertreibt, aus Frankreich herüberkommt, sich in bestimmten Schlupfwinkeln

festgesetzt hat und rücksichtslos im geheimen sein Zerstörungswerk verrichtet!" — Der Kommissar hatte diesen Satz mit der größten Sorgfalt, den Finger an die Nase gelegt, konstruiert und Wort für Wort vorgetragen, als handle es sich um eine wissenschaftliche Definition, oder als fürchte er, durch eine einzige Umstellung oder ein unvorsichtiges Adjektiv mir eine unrichtige Vorstellung von dem zu geben, was in seinem Innern selbst noch nicht ganz klar erkannt worden war. Dann warf er den Kopf wieder plötzlich zu mir herüber, um sich auf meinem Gesicht zu orientieren. — „Hm!" sagte ich, „ist die Vereinigung politischer Natur?" — „Nein!" replizierte der Kommissar mit einer fast schnalzenden Lebhaftigkeit, als freue er sich, daß ich diesen Einwurf machte. Er brachte nun auch die andere Hand hinter dem Rücken hervor, um sie mit einer heftigen Gestikulation nach vorne zu werfen. — „Nein!" wiederholte er noch einmal mit einem eigentümlich saccadierten Laut, um dann beide Zahnreihen längere Zeit auf dem „n" ruhen zu lassen. — „Politisch ist sie nicht, sonst wäre sie leichter zu fassen; leider ist sie gar nicht politisch, sie ist sogar politisch indifferent. Sie ist die persönlichste und subjektivste Geheimkoalition, die mir vorgekommen ist, dabei von einem Egoismus, von einer Sicherheit des Egoismus, von einer Tadellosigkeit der Geschäftspraktik, daß sie unter sich gar keiner Verständigungsmittel, keiner Parole, keines Augenzwinkerns bedarf. Sie ist dazu von einer Untrügbarkeit des Erfolges, daß man meinen könnte, eine neue Rasse, ausgestattet mit den unfehlbarsten Organen ihres Handwerkes, sei auf die Welt gekommen!" — „Ach, mein Gott," sagte ich nach einiger Überlegung fast enttäuscht, „meinen Sie die Juden?" — „Nein!" rief er wieder lebhaft und wie vorbereitet auch auf diesen Einwurf. „Die sind es nicht, die wären mild! Es ist eine geheimnisvoll vorgehende Vereinigung, die lautlos und unbeachtet, unbe-

achtbar und unfaßbar sowohl für unsere Landesgesetze als für unsere Polizeiorgane ihre Tätigkeit ausübt, ja, die sich fast unserem Denken entzieht . . .!" — „. . . Die sich unserem Denken entzieht?" wiederholte ich ganz perplex. — „. . . Die sich unserer denkenden Erwägung entzieht . . .!" erklärte es der Kommissar ausführlicher. — „Die sich unserer denkenden Erwägung entzieht?" syllabierte ich nochmals Wort für Wort vor mich hin. — „. . . hinsichtlich," nahm der Kommissar nochmals den Satz auf, „hinsichtlich ihrer geheimen Triebfedern, ihrer letzten Motive, sich unserem Denken entzieht!" — „. . . hinsichtlich ihrer geheimen Triebfedern und letzten Motive sich unserem Denken entzieht!" sagte ich auch diese letzte Fassung zu meiner eigenen Bestärkung mir nochmals vor. — Dabei fühlte ich, ohne hinzusehen, wie die Augen dieses Mannes heftig auf mich hingerichtet waren; wie dieser Mann angstvoll irgendein Wort von mir erwartete, welches ihn in seiner eigenen Gedankenführung bestärken konnte. Ich fühlte, wie dieser Mensch, der sich seit zehn Minuten vollständig verändert hatte, dessen Miene, Bewegungen, Atmung, Schläfe, Blick eine ungeheure Erregung verrieten, an einem Problem herumlaborierte, welches selbst für die ungewöhnliche Intensität seines Geistes zu hoch schien.

„Arbeitet diese von Ihnen überwachte Vereinigung mit geistigen oder physischen Waffen?" fragte ich endlich, um auf eine vernünftige Spur zu kommen. — „Mit physischen, realen, recht eigentümlich körperlichen Waffen, d. h. dem äußeren Anschein nach. Wenn nicht noch etwas dahinter steckt, wie ich stark vermute." — „Sie sagen, aus Frankreich komme diese neue polizeiwidrige Clique?" — „So lautet meine Instruktion; ich war ja vorher nicht hier. Jedenfalls die Mehrzahl, und zwar die gefährlichsten, kommen aus Frankreich." — „Du lieber Himmel!" sagte ich und wandte mich freundschaftlich zu meinem Nachbar, „sind es vielleicht

Franktireurs?" — „Ha!" rief der Kommissar mit einer gellenden Lache. „So einfach müssen Sie sich die Sache nicht vorstellen." — Dann nach einer Pause: „Ich sage Ihnen, die Gesellschaft ist unfaßbar und unkontrollierbar; Franktireurs kann man auf der Tat erwischen und vor ein Kriegsgericht stellen; diese lassen sich fast nie in flagranti ertappen; in einem Hui ist alles vorbei. Und Verrat ist von dem Komplizen, den sie im Moment der Tathandlung eben erst zum Komplizen machen, nicht zu befürchten, weil der Betreffende sofort sich als zu dem Bunde gehörig fühlt, sofort eo ipso in die Kaste eintritt. Und — und darin möchte ich gerade Ihr Urteil als Mediziner hören — bei der Ausübung ihrer Handlungen ist fast nur ihr Körper beteiligt. Obwohl ich Grund habe zu vermuten, daß ihr Geist dahinter zittert und bebt, ist fast nur ihr Körper beteiligt, und auch das nur mit ein paar Rucken. So zwar, daß, wenn die Kleider geschickt geordnet sind, es fast unsichtbar hinter den Kleidern vor sich gehen kann. Daher die Schwierigkeit!" — „Mein Gott," sagte ich, von einer plötzlichen Ahnung erfaßt, „sind es Männer oder Weiber?" — „Es ist ganz gleich, ob es Männer oder Weiber sind," replizierte der Kommissar sofort, sichtbar ärgerlich, über diesen Punkt gefragt zu werden. „Verbrecher sind Verbrecher; der Staat kann keine zweierlei Gesetze für Männer und für Weiber machen. Mir ist es überhaupt unerfindlich, wie man wegen eines winzigen Anhängsels solche generellen Unterschiede aufstellen kann und die Menschheit in die Zwangsjacke von Unterrock und Hose einschnüren mag, die noch dazu von Tag zu Tag mit der Mode wechseln! — Das eine hat ein Anhängsel, das andere hat keins; und da macht man einen Hauptstrich durch die Menschheit, und sagt: Ihr heißt euch so und müßt euch so kleiden, und ihr heißt euch so, und müßt euch anders kleiden?! — Welche Willkür! — Da könnte man ebensogut die Nasen hernehmen — der eine hat 'ne Ab-

lernase, der andere hat 'ne platte Nase — und zu den Leuten sagen: ihr heißt euch mit Rücksicht auf eure Nase so und kleidet euch danach; und zu anderen: und ihr heißt euch, weil ihr 'ne gequetschte Nase habt, anders, und kleidet euch anders. Oder die Ohrläppchen hernehmen und die Menschheit nach den Ohrläppchen einteilen und ihr mit Rücksicht darauf Namen und Kleidermoden vorschreiben! — Männer oder Weiber?! — Nach dieser Seite ist mir das sonst recht rationelle Weltganze immer unverständlich geblieben, immer als eine Tollheit, als ein Mißgriff erschienen. — Verbrecher ist Verbrecher! — Doch dies nebenbei." — „Nein, lieber Doktor," fuhr der Kommissar fort, sichtlich zufrieden mit seiner Expektoration und direkter zu mir gewandt, „das möchte ich von Ihnen als Mediziner wissen: wie eine solche Clique es dahin bringen kann, mit solchem Raffinement, mit solcher Wuppdizität, die physiologische Anlage ihres Leibes zu geheimen, destruktiven Umtrieben zu benützen!?" — „Ja, bei allen Heiligen!" rief ich, fast unwillig und im Begriff, den Verstand über diese Auseinandersetzungen zu verlieren. „Was tun denn die Leute?" — „Was sie tun?" rief der Kommissar. — „Ja, wenn ich das so mir nichts dir nichts sagen könnte, was sie tun? Darüber habe ich seit Wochen Tag und Nacht sinniert. Was sie tun?" wiederholte der Kommissar und preßte die Hände vor die Stirn. — „Wenn man das in einer umfassenden Definition nur klipp und klar aussprechen könnte! Was die Leute tun? Wenn Sie's hören wollen, wie ich mir die Sache zurechtgelegt habe: sie treiben kriminelle Fabrikation mit ihrem Körper!" — „Kriminelle Fabrikation mit ihrem Körper?!" wiederholte ich und platzte, wie von einer Bombe getroffen, zurück. — Wir waren beide unwillkürlich stehengeblieben, hatten Front gemacht und starrten uns nun gegenseitig an. Der Mann sah aus wie ein Schauspieler, der sein bestes Stichwort losgelassen, seinen wirksamsten Coup absol-

viert hat und jetzt auf den Applaus der Zuschauer wartet, aber noch nicht weiß, ob es eingeschlagen hat. Fiebernd, zitternd, überhitzt, die mageren Hände noch wie zu einer pathetischen Geste erhoben, der Augenstern vibrierend und in seinem Kesler wie zerfahren, die natürliche Gesichtsfaltung vertieft und lederartig eingeschnürt, der ganze Mann ein Bild der Sorge und das Opfer eines kranken Gedankengangs, so stand der Kommissar vor mir. Der verschlossene, ruhige Beamte von ehedem war kaum wiederzuerkennen. Und der Grundzug, der durch diese stumme Situation ging, war die Angst, was wohl ich, der Harmlose, der Unbeteiligte, der Gesunde, dazu sagen werde. Ich hatte eine innere Scheu, die Diskussion jetzt da fortzusetzen, wo sie stehengeblieben war. Am liebsten hätte ich den braven Mann ruhig nach Hause geleitet. — „Kriminelle Fabrikation mit ihrem Körper," wiederholte ich flüsternd für mich, um den Mann nicht zu beleidigen, und setzte gleichzeitig schlürfend meinen Weg fort. — „Kriminelle Fabrikation mit ihrem Körper treiben die, die dieser Sicherheitsbeamte als destruktive Gesellschaft aufspüren und aufheben soll!" sagte ich leise in meinem Innern, unschlüssig, wie die Peinlichkeit dieser Szene zu beendigen sei. — „Hat," fuhr ich dann laut fort zu meinem Begleiter, der mir zögernd gefolgt war, „hat Ihre Regierung sich dieser Wendung, der von Ihnen soeben gebrauchten Worte, bedient zur Charakterisierung der betreffenden staatsgefährlichen Koalition?" — „Nein," antwortete der Kommissar schlagfertig, wie ein Fechter, der auf die Parade wartet. „Die Regierung drückt sich vorsichtig, allgemein, andeutend, sogar versteckt aus. Der Gegenstand scheint ihr zu diffizil zu sein, sie hat wohl auch keine intimere Kenntnis der betreffenden Vorgänge. Hier hat eben der Beamte einzugreifen. Bei uns wird in solcher Stellung viel verlangt. — Nein, Doktor, die Wendung stammt von mir, sie schien mir die bureau-





kratisch zuverlässigste, dabei korrekteste, bei der Dunkelheit der Vorgänge genügend andeutende und dazu alle betreffenden Bestrebungen umfassende, ich sage Ihnen, Herr Studiosus, der Gegenstand ist eine Tarnkappe, langen Sie zu, haben Sie einen Frosch oder eine Schlange in der Hand, und wissen nicht einmal, ob auch die echt sind." — Der Kommissar sprach jetzt wieder viel freier. Man fühlte aus seinem Redefluß heraus, daß er sich, wie man sagt, redressiert habe. Er saß jetzt wieder fester auf dem Gaul; nachdem er seine Definition losgelassen, nachdem er den wundesten Punkt seines Systems geoffenbart und die Diskussion darüber nicht zu Fall gekommen war, hatte er neue Kraft geschöpft. Man merkte: er suchte durch breitere, erschöpfende Darstellung das an Boden zu gewinnen, was er vorhin moralisch bei seinem Partner durch Angst und Unsicherheit eingebüßt. — Ich war unentschlossen, ob ich die Unterredung über den Gegenstand weiterführen sollte. Sie auf ein anderes Thema vorsichtig überzuleiten, wäre wohl das beste gewesen, wenn dies nur einem so mißtrauischen Menschen, wie meinem Begleiter gegenüber, Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Wir waren inzwischen außerhalb der Stadt gekommen; vor einer Stunde hatte ich keine Hoffnung, mich anständigerweise von ihm entfernen zu können. — In der ganzen Erörterung gab es nur einen Punkt, gab es eine Stelle, die für mich geradezu undiskutabel war, die, um mich vorsichtig auszudrücken, ganz auf Rechnung der eigentümlichen Gehirnarbeit dieses Mannes kam. Ich weiß nicht, ob der Leser hier das gleiche Gefühl hat wie ich; aber es schien mir ganz gut möglich, ja fast zweifellos, daß die neue Regierung dem eifrigen und als spürsichtig bekannten Beamten Andeutungen und diskretionäre Vorschriften zur Aufhebung einer geheimen Gesellschaft gab, die ihr, der Regierung, bei der Reorganisation der Dinge in den neuerworbenen Landesteilen unangenehm im Wege stand. Aber so, wie der Kom-

missar seinen Gegenstand vortrug, hatte man den Eindruck, als ob dieser Mann, durch die Schwierigkeit angeeifert und bei dem Mangel an Tatsächlichem ganz auf seine Kombinationen angewiesen, nach irgendeiner Richtung in seinen Denkoperationen sich so verrannt habe, daß das Endresultat mit dem ursprünglichen Auftrag seiner Regierung in schreiendem Widerspruch stand. Und dann schien es mir wieder, als ob ein einziger Punkt, den vielleicht ein Kind hätte finden können, genügend beachtet, der ganzen vertrackten und bureaukratischen Salbaderei und Geheimtuerei eine Wendung geben könne, die dann alles im hellsten Licht würde erscheinen lassen. Aber das war eben der Punkt, den unser Beamter infolge seiner Verranntheit, Verstocktheit und mangelhaften Kenntnis der geheimen Triebfedern im Menschen nicht fand. — Ich war noch mit diesen Gedanken beschäftigt, als ich plötzlich dicht vor mir die Nase und darüber die scharf vigilierenden Augen des Kommissars mit solcher Intensität und solchem Mißtrauen auf mich gerichtet sah, daß ich unwillkürlich zurückfuhr und dann stotterte: „Mein Gott, Herr N., Sie überraschen mich, ich dachte gerade darüber nach, wie..."

„Ja, denken Sie nur," antwortete mein Begleiter mit fast höhnischem Ton, „Sie kommen zu keinem anderen Resultat; die Angelegenheit ist unentwirrbar, unauffindbar, sie entzieht sich unseren tastenden Händen, und", setzte er in verzweifelndem Ton hinzu, „ich verliere noch meinen Posten darüber!" — Mich erfaßte jetzt Mitleid für den Mann, und ich beschloß, mit Rücksicht auf ihn, mich der weiteren Diskussion nicht zu entziehen. — „Was Sie da kriminelle Fabrikation nennen," begann ich zögernd, und selbst im unklaren, wie ich die Sache wenden solle, „das muß doch in irgendeiner Weise zutage treten!" — „Das tut es auch, schrecklich, unsagbar, destruktiv!" — „Aber Sie sagen, daß es im geheimen geschieht; wie soll es denn so klar zutage treten?" — „Das

Übel schleicht im Verborgenen; die Konsequenzen werden schließlich offenbar und schreien durch ihre Gräßlichkeit gen Himmel!" — „Ja, aber was tun denn die Betreffenden," fragte ich ungeduldig und eindringlich, „was fabrizieren sie denn?" — „Einen Stoff!" — „Einen Stoff?" — „Ja, einen Stoff!" — „Ist es ein Gift?" – „Wenn Sie wollen, ein Gift, aber ein angenehmes Gift, ein Gift, dessen Produktion ihnen Vergnügen macht, zu dessen Verwendung sie aber noch einen Nebenmenschen brauchen!" — „Und vergiften sie also ihre Nebenmenschen?" — „Ja, wenn Sie es so bezeichnen wollen, — aber nicht im gewöhnlichen Sinne des Vergiftens. — Der Vergiftete oder zu Vergiftende muß einverstanden sein, und es scheint auch diesem die Aufnahme des Giftes unaussprechliches Vergnügen zu bereiten, da beide zusammen ein Komplott bilden und keiner den anderen verrät." — „Mein Gott, sind es Branntweinschenken, wo die arbeitende Bevölkerung durch Fusel langsam zugrunde gerichtet wird?" — „Oh, sie sind hundert Meilen weit entfernt! Sie gäben einen schlechten Kommissarius!" — „Ja, wo liegt die Sache denn dann? Was ist das für ein Gift, dessen Produktion dem Giftmischer wie dem Opfer Vergnügen gewährt, so daß beide ihre Handlung..."— „Ihre staatsgefährliche, kriminelle Handlung!" interpellierte der Kommissar mit gewichtigem Pathos. — „Nicht verraten?" ergänzte ich. „Was ist das für ein Stoff? Ist es eine Essenz?" — „Essenz ist kein schlechtes Wort. Fluidum ist vielleicht besser; das Regierungsreskript drückt sich hier höchst reserviert aus. Ich mußte da fast alles neu schaffen, die Terminologie dieses neuen Verbrechens ist von mir, leider stehen wir noch fast in den Anfängen." — „Also ein Fluidum ist dieses merkwürdige Gift?" — „So scheint es." — „Und es wird von den Geheimbündlern mit ihrem eigenen Körper fabriziert?" — „Verbrecherischerweise fabriziert!" — „Und unter den Kleidern, sagten Sie?" — „In der Tat, mit ko-

lossaler Wuppdizität, die Augen werden nur ein wenig glasig dabei.“ — „Nun, und mit diesem Fluidum vergiftet das eine den anderen?“ — „Das Fluidum — vielleicht ist es nur ein Hauch! — wird von dem einen auf den anderen übertragen; ohne daß viel dabei gesprochen wird; es ist fast ein Muß!“ — „Ein Muß?!“ — „Es gehen einige Blicke vorher, einige Gestikulationen, etwas saccadiertes Atmen, etwas Glossolalie, dummes Gepappel — und dann ist es geschehen.“ — „Was ist dann geschehen?“ — „Der andere ist dann so gut wie bezaubert und muß sich willenlos der Vergiftung stellen!“ — „Nun, und?“ — „Diese wird dann rasch vom ersteren vollzogen, und — der andere windet sich in Krämpfen!“ — „Höchst merkwürdig!“ — „Das ist nicht alles! — Die Leute verbinden mit dem Ganzen eine Art Kultus, eine Art Religion; — ein nie vorher dagewesener Enthusiasmus durchglüht ihre Brust; sie sprechen unhaltbare Schwüre aus, geloben sich unverbrüchliches Stillschweigen, entziehen sich ihren einfachsten Verpflichtungen und geben sich oft den Tod!“ — „Das ist ja die allermerkwürdigste Religionsgesellschaft, die existiert; es sind doch keine Quäker?“ — „O nein! — Sie haben kein transzendentales System. Ihr Glaube ist auf rein irdischen Materialismus gegründet!“ — „Aber worin besteht nun ihre Staatsgefährlichkeit?“ — „Sie hindern den glatten Vollzug der vom Staat gestatteten Privatverbindung zweier Personen in der sogenannten Ehe!“ — „Wieso das? Was hat die Ehe mit dieser Geheimbündelei zu tun?“ — „Je nachdem der eine oder andere Teil der Ehegatten in diese Vergiftungssphäre gerät, die Verzückungsübungen dieser geheimen Gesellschaft mitmacht, wird er zu Hause unfähig zu der vom Staat in der sogenannten Ehe gestatteten und dem Staate erwünschten physiologischen Körperleistung!“ — „Wieso?“ — „Er wird für seine häusliche, eheliche Pflicht unfähig! sinkt zu den kraftlosen Bewegungen

einer Puppe herab; vollführt gleichsam nur das Schema seiner legalen Empfindungen." — „Das ist ja die merkwürdigste Einwirkung, die man sich denken kann!" — „Ja, es liegt eine förmliche Vergiftung vor. — Und meist ist es der andere Eheteil, durch den die Sache zur Anzeige kommt. Da er aber bei dem eigentlichen Verbrechen nie dabei ist, also auch keine Aussagen machen kann, da ferner die eigentlichen Kriminellen aber durch ungeheure Schwüre sich Stillschweigen auferlegen, so ist der Staat fast nur auf Kombinationen angewiesen und muß hilflos einem Korruptionsverfahren zusehen, welches in dieser Gegend tausendmal schlimmer wirken soll als die Opiumkneipen in China und London!" — „Und Franzosen, sagen Sie, sind vorwiegend dabei beteiligt?" — „Ja, die Völkermischung hier und die Freizügigkeit und die mangelhafte Ordnung in den neuen Verhältnissen hat die Sache entsetzlich verschlimmert!"

Wir gingen lange Zeit wieder schweigend nebeneinander einher. Die letzten Erörterungen hatten mir den Kopf so voll gemacht, daß ich keine Veranlassung hatte, weiter zu fragen, oder wenigstens nicht so lange, als ich nicht das merkwürdige Verhältnis dieser Geheimbündler zur Ehe und die intimsten Vorgänge dabei einigermaßen verdaut hatte. — Wir waren schon auf dem Rückweg begriffen; die Stadt mit ihrem schönen Münsterturm lag vor uns. Mein Begleiter, der für landschaftliche Reize kein Interesse zu haben schien und immer den Kopf zur Erde steckte, holte plötzlich ein Notizbuch heraus, in das er rasch eine Aufzeichnung machte.

„Ich habe da einen neuen Gedanken," sagte er, als er merkte, daß ich ihn verwundert ansah, und fügte dann gleich hinzu, „es ist nur so schade, daß man fast gar nichts aus persönlicher Anschauung feststellen kann, sondern alles im Kopfe erst konstruieren und ausrechnen muß." — „Ist Ihnen nie einer von den Kriminellen zu Gesicht gekommen?" fragte

ich, an diese eigentümliche Äußerung anschließend. — „Vermutungsweise. Ich schaue auf der Straße jeden darauf an und vigiliere in allen Lokalen seit Monaten!“ Bei diesen Worten nahm mich der Kommissar scharf ins Auge, um gleich darauf mit Lächeln seine Prüfung aufzugeben. „Mein Gott,“ sagte ich, „die Betreffenden müssen doch faßbar sein, es sind doch Menschen!“ — Erst nach einer längeren Pause antwortete mein Begleiter: „Menschen, das wohl!“ mit einem Ton, als wäre es ihm lieber gewesen, wenn es keine wären, sondern etwas anderes, Tieferstehendes, setzte dann aber doch hinzu: „Sie sollen sehr schön sein!“ — „Ich muß noch einmal, Herr Kommissar,“ bemerkte ich jetzt, um einen neuen Faden anzufangen, „die Frage an Sie richten: Sind es Männer oder Weiber? Ich glaube, hier kommt man zuerst auf die Spur. Sie kennen als gewiegter Kriminalbeamter gewiß den alten französischen Grundsatz: Où est la femme?“

Schon bei den ersten Worten hatte der Beamte seine Miene zu einem Essiggesicht zusammengezogen und heftig mit der rechten Hand abgewehrt. „Ach,“ fing er dann endlich an, „ich glaube, Sie sind auf der falschen Spur; aber um Ihnen zu willfahren, kann ich Ihnen sagen: es sind Männer und Weiber, obwohl Sie wissen, wie gering ich da die Unterschiede anschlage.“ — „Männer und Weiber!“ fragte ich. — „Männer sowohl wie Weiber!“ — „Haben Sie denn nie mit einem Kollegen darüber gesprochen, der in diesen Dingen etwas zu Hause ist, es kommen da so manche intime Vorgänge in Betracht!“ — „Ach,“ sagte er, „mit einem Kollegen über solche Sachen reden! Da gibt man das Heft schon aus der Hand. Und dann, Sie wissen ja, was ich über die zufällige Einteilung der Menschen in Männer und Weiber denke. Verbrecher ist Verbrecher; obwohl regierungsseitlich sogar ganz bestimmte Äußerungen in dieser Hinsicht vorliegen.“ — „Was meint die Regierung in diesem Punkt? Wenn es nicht unge-

schickt ist von mir, so weit in Sie zu dringen?" — „Die Regierung unterscheidet in dieser kriminellen Sache jene beiden Parteien, die sich seit altersher auf so sonderbare Weise anziehen — die Männer und die Weiber." — „So? Also doch!" bemerkte ich verwundert. — „Ja, aber", fügte der Kommissar ärgerlich hinzu, „es scheinen lediglich formelle Unterschiede zu sein." — „Welche denn?" — „Männer und Weiber arbeiten hier auf ganz getrennten Gebieten. Erstere viel geheimer und verschlagener, letztere weit offenkundiger und ausgedehnter. Beide Parteien haben übrigens keinerlei Verkehr miteinander; kennen sich nicht und sind nur durch die polizeiliche Recherche nebeneinander gebracht; auch scheint es, daß das verbrecherische Fabrikat, mit dem die Weiber operieren, weit weniger faßbar ist, fast nur ein Hauch, als das der Männer. Dagegen sind die Männer den religiösen Kämpfen mehr ausgesetzt; während bei den Weibern alles mehr formelle Übung, toter Maschinengang ist. Aber, wie gesagt, diese kleinen Unterschiede kommen nicht in Betracht; wir wollen den Verbrecher fassen, der mit seiner Mischung von religiöser Schwärmerei und körperlicher Niederträchtigkeit das Volk ansteckt und die ‚moralischen Fundamente der heutigen Gesellschaftsordnung untergräbt', wie der Regierungspassus lautet. Wer es ist, ist uns gleich. Wird aber einmal einer von ihnen gefaßt, dann lügen sie sich doch in gleicher Weise heraus und schwören und betrügen, weil sie wissen, daß ihnen das Gesetz mildernde Umstände zuerkennen wird; weil sie meinen, mit ihrer reservatio mentalis, die vielmehr eine corporalis ist, kämen sie überall durch!" — „Mein Gott, es sind doch keine Jesuiten?" fragte ich unwillkürlich. — „O nein," antwortete der Kommissar, „aber von derselben Pfiffigkeit und Geriebenheit!" und fügte dann nach einiger Zeit mit dem Tone tiefer Resignation hinzu: „Sie haben keinen Namen, sie sind namenlos, man nennt sie, wie man alle anderen

auch nennt. Oder, wenn sie Spezialnamen haben, dann wendet man diese sofort auch auf die übrige Menschheit an, und der Verwirrung ist kein Ende. In Frankreich haben sie an die fünfzig Bezeichnungen; fragt man dann auf der Straße: Wo ist ein solcher? dann deutet der Gefragte auf den nächsten besten Menschen und lacht. — Nein, diese Verschworenen und Proselytenmacher schauen sich ins Auge und geben sich die Hand, und dann wissen sie alles; und die Polizei vigiliert und zerbricht sich den Kopf und setzt Himmel und Erde in Bewegung und erfährt nichts!" — „Du lieber Himmel, das klingt ja wie Freimaurer!" — „O nein!" sagte mein Begleiter, und mir fiel das Verzweifelnde in Stimme und Gebärde auf. „Diese Sekte hat keine Kirche, diese Vereinigung hat keine Symbole, diese Verwegenen mischen Religion und Verbrechen und setzen sich mit einer einzigen kühnen Tat über gesellschaftliche Ordnung und bürgerliche Gesetze hinweg. Oh, ich fürchte," — mein Begleiter brach plötzlich in krampfhaftes Schluchzen aus und eilte laut demonstrierend und mit den Armen fuchtelnd voraus. — „Ich fürchte, diese Rotte weiß, daß ich zu ihrer Vernichtung ausgesandt bin, sie hetzt ihre Mordgesellen auf mich und wird nicht eher ruhen, bis ein kalter Stahl meiner spürenden Gedankenarbeit ein Ziel gesetzt hat...!" — „Mein Gott, Herr Kommissar," — ich eilte hinter ihm drein, — „beruhigen Sie sich!" — Wir waren bereits zu den ersten Straßen der Stadt gekommen. Einige Leute wurden auf das Gebaren des Beamten aufmerksam. Ich nahm meinen Begleiter unter den Arm, und es gelang mir, ihn unter Hinweis auf die Wichtigkeit seines tadellosen Verhaltens als Kriminalbeamter so weit zu beruhigen, daß er äußerlich ruhig neben mir herging. — Es wurde jetzt nichts mehr gesprochen. Mein Begleiter war vollständig erschöpft. Nach einer Viertelstunde etwa kamen wir an die Wohnung des Kommissars, nicht weit vom Polizeigebäude. Sie lag im vierten Stock, es

war ein kleines Stübchen, in dem außer den notwendigsten Möbeln und einigen Büchern eine große Menge älterer und neuerer selbstgefertigter Manuskripte aufgehäuft zu sehen waren. Man gewann den Eindruck des Heims eines armen, fleißigen, nüchternen, braven Junggesellen. Erst nachdem ich mich überzeugt, daß der erschütterte Mann, dessen Miene das Bild tiefer Verzweiflung bot, sich in etwas erholte, erst nachdem er mir versprochen hatte, sich sofort zu Bett zu begeben, verließ ich die Wohnung.

Es waren vielleicht sechs Wochen seit dieser Unterredung vergangen. Ich hatte nichts mehr vom Kommissar gehört und vermied es, seine Bekannten, wenn ich sie traf, nach ihm auszufragen, um nicht unnötige Aufmerksamkeit auf eine Person zu lenken, die in erster Linie Ruhe und Schonung bedurfte. Ja, ich hatte die ganze Angelegenheit in dem Mancherlei des Studentenlebens fast vergessen. — Aber eines Nachmittags begegneten wir einander auf der Place Kleber. Der Kommissar sah blühend aus. Sobald er meiner ansichtig wurde, eilte er schon von ferne auf mich zu. Er schaute mir lang ins Auge, und als er aus meinem Gesicht wohl merkte, daß die ganze Erinnerung an jenen Sonntagnachmittag in mir aufgetaucht sei, und es an ihm sei, mit einer Erklärung herauszurücken, begann er: „Nun, lieber Doktor, in der Zwischenzeit hat sich viel geändert; wir haben die Gesellschaft, wenigstens einen Teil. Aber wundern Sie sich nicht, wenn nach alldem, was ich Ihnen damals sagte, nach all den Anstrengungen, die wir damals machten, um der Sache auf die Spur zu kommen, nun eine trockene Notiz Ihnen Aufklärung geben soll über diese ungeheure kriminelle Organisation, die, wie ich jetzt zu glauben anfange, über die ganze zivilisierte Erde ausgebreitet ist." — Er zog ein Zeitungsblatt aus der Tasche und wies mir im lokalen Teil eine blau angestrichene, stark abgegriffene Stelle. „Hier lesen Sie, welche klägliche Zusam-

menschrumpfung unter dem bureaukratischen Beobachtungsglas einer nüchternen Polizeibehörde eine Sache erfährt, die ..." hier machte der Kommissar eine aufgeregte Geste und fügte dann hinzu: „Ich will mich nicht weiter ausdrücken."

Die Lokalnotiz lautete: Straßburg, den ... 187 . — Gestern wurde eine größere Anzahl französischer Dirnen aus der Umgebung von Besançon und Belfort, die zum Teil noch aus der Belagerungszeit hier waren, zum Teil mit dem Einzug der deutschen Truppen sich hier festgesetzt hatten, auf Grund des Niederlassungsgesetzes für Elsaß-Lothringen und der neuen polizeilichen Verordnungen für Straßburg, Stadt, (Sittenkontrolle) von hier ausgewiesen und per Schub über die Grenze gebracht.

„Also das war der Gegenstand Ihrer eifrigen Nachspürungen!" sagte ich nach einer Pause absichtlich verstellten Erstaunens, und fest entschlossen, kein einziges Wort mehr über diesen Gegenstand mit dem Kommissar zu verhandeln. — Er schaute mich an mit einem Gesicht, als habe er jetzt erst die Anfangsgründe einer neuen und der denkbar schwierigsten Sprache erlernt. — Und dann, nach einer Pause, als niemand eine passende Wendung zum Auseinandergehen fand, fragte ich noch: „Nun, und der andere Teil? Was ist mit den Männern?" — „Die," sagte der Kommissar mit traurigem Kopfschütteln, „die werden wir nie fassen! Die kommen selbst unter den höchsten Ständen vor! — Die ...!" (hier sagte mir der Kommissar etwas leise ins Ohr) — Dann gab er mir die Hand, und wir schieden stumm voneinander.

Indianergedanken

„Nehmet wahr der Raben;
sie säen nicht, sie ernten auch
nicht, und euer himmlischer
Vater nähret sie doch."

Lukas 12, 24.

Wer in den letzten fünf oder sechs Jahren in einer der größeren Städte des Kontinents seinen Aufenthalt hatte oder gelegentlich dort verweilte, erinnert sich vielleicht einer farbigen Truppe, die unter der Aufsicht eines weißen Unternehmers von Ort zu Ort zog, ihre Zelte aufschlug, in einem abgeschlossenen Raum ihre Künste, Kriegstänze und sonstige absonderliche Gewohnheiten vorführte, und unter denen ein geschlossenes Kontingent von etwa fünfzig bis sechzig Indianern des Sioux- und Cheyennesstamms das Hauptinteresse des Publikums herausforderte.

Als junger Arzt in einer größeren Stadt Mitteldeutschlands ansässig, hatte ich damals, um Beschäftigung zu erhalten, gegen ein Pauschale die Verpflichtung übernommen, allen durchziehenden Gesellschaften, Zirkustruppen, Angestellten bei Menagerien und Varietégesellschaften, die alle auf den Platz und das Etablissement eines und desselben Besitzers angewiesen waren, kostenlos die erste ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen. — Dieser Fall trat nun auch bei den Indianern ein, die, aus einem wärmeren Klima kommend, und mit einer feinen, auf den direkten Kontakt mit der Luft angewiesenen Haut ausgestattet, unter den ungewohnten Kleidern in unserem rauhen Klima den mannigfachsten Erkältungen ausgesetzt waren. Während meiner Besuche, die sich auf das Verordnen allgemein diätetischer Maßregeln beschränkten, lernte ich auch den Häuptling kennen, der, nicht wissend, daß ich für meine geringen Dienste bereits entlohnt sei, in jeder Hinsicht mir seinen überströmenden Dank bezeigte und mich in manche Feinheiten ihrer Sitten und Sprache einweihte. Zuletzt trat ich in ein förmlich freundschaftliches Verhältnis zu ihm.

Eines Tages saß ich nun zu Hause, als meine Aufwärterin hereinkam und mir mitteilte, draußen auf der Gasse treibe

sich ein sonderbar aufgeputzter Mensch herum, begleitet von einer Schar neugieriger Schuljugend, er scheine etwas zu suchen. Ich öffnete das Fenster. Es war mein Freund, der Häuptling. Er war überglücklich, als er mich sah. Ich bat ihn, hereinzukommen. Er hatte mich aufsuchen wollen. Meine Wohnung, in der es nach meiner Berechnung manches für ihn Wichtige und Interessante zu sehen gegeben, reizte übrigens zu meiner Verwunderung nicht im mindesten seine Neugierde. Er hatte immer nur seinen Blick freundlich aber fest auf mich gerichtet. — Eine Zigarre, die ich ihm anbot, lehnte er ab. Ebenso eine Tasse Kaffee, die ich ihm machen lassen wollte. Ein Stückchen Kautabak, von dem ich die Hälfte abbrach und in meinen Mund steckte, nahm er an. Mit Mühe vermochte ich ihn sich auf mein Sofa niederzulassen. Er stand sofort wieder auf und gab durch einen Seufzer seine Verlegenheit und Unzufriedenheit kund. Er wollte sich dann auf den Boden niederlassen. Bis ich einen gewöhnlichen, hölzernen Küchenstuhl hereinbrachte: den akzeptierte er. Der Häuptling war in voller Kriegsrüstung; auf dem Kopf den bekannten, mit starrenden Federn besetzten Kranz, dessen Enden auf die Schultern niederflossen, in den Ohren zwei große goldene Spangen. Die nackten Körperteile waren mit einer Art pompejanisches Rot prachtvoll bemalt; im Hüftgürtel, der ein kurzes enganliegendes Beinkleid zusammenhielt, stak ein kostbar gearbeitetes Tomahawk. Der ganze Mann war noch einmal eingehüllt in eine dunkelblaue, mantelartige Hülle, die aber kein indianisches Kleidungsstück, sondern eine Art Reisekleid und Schutz gegen die Unbilden des europäischen Klimas war. Der Häuptling hatte jenen misanthropischen Zug in dem mageren Gesicht, der die meisten seiner Stammesgenossen auszeichnete, und der auf eine, ich möchte sagen jahrhundertelang genährte und organisch gewordene Unzufriedenheit und Verbitterung des Gemütes hinwies. Er starrte mich lang und

durchdringend an, wie ich es von ihm nicht gewohnt war. Er sprach etwas Englisch, und so war die Möglichkeit der Verständigung gegeben. Ich vermied es, ihn auf kalteuropäische Weise zu fragen, was ihn zu mir führe, so stockte die Unterhaltung für längere Zeit. Endlich, nachdem er geraume Weile seine zwitterhaft glänzenden Augen wie spitze Pfeile auf mir hatte ruhen lassen, begann er in dem ruhigen, freundlichen Ton, den ich an ihm gewohnt war:

„Doktor, du hast mit deiner Geheimkunst meine Leute wieder zufrieden gemacht, und der große Geist, den ich gebeten habe, wird sein Auge auf dir ruhen lassen!" — „Das ist nicht der Mühe wert," meinte ich. „Durch Wärme und gute Nahrung wären sie sowieso gesund geworden." — „Aber, Doktor, diese Leute sind es nicht allein: unser ganzer Stamm ist krank!" — „Wieso," fragte ich verwundert, „was ist passiert?" — „Unser Stamm ist krank und will sterben!" wiederholte der Indianer mit unverbrüchlicher Ruhe, als wäre das der einfachste Gedanke der Welt. — „Warum wollt ihr sterben?" fragte ich mit tiefer Teilnahme. — „Doktor," sagte der Häuptling, „dein Auge gefällt mir, es ist ein See der Wahrheit. Du wirst nicht lügen, nenne mir deine Geheimkunst, und der große Geist wird sein Auge auf dir ruhen lassen!" — „Was soll ich Euch sagen! Was wollt Ihr von mir wissen?" — „Die Sioux und die Cheyennes und die Arapahons und die Dakota wollen sterben!" — „Und warum?" — „Weil wir nicht leben können!" — „Und warum?" — „Weil die Totengesichter um uns herum uns erwürgen und uns mit den Feuerschlünden zusammenschießen wie Büffel!" — „Wer sind das, die Totengesichter?" — „Die Pferdsleute um uns herum mit den dicken Knochen und der Lügenspur im Angesicht!" — „Um euch herum wohnen doch die Amerikaner?!" — „Ja, die Pferdsleute!" — „Und deshalb wollt ihr sterben?" fragte ich verwundert, und nicht wenig erschrocken

im Innern über den grauenhaften Gedankengang des Indianers. Der Häuptling saß mir gegenüber, vollständig ruhig und ohne jede Erregung, als wäre dieser Gedanke seit Jahren nach allen Seiten von ihm erwogen worden, als wäre diese Frage eine immer wiederkehrende Erörterung in den Versammlungen seines Stamms. — „Was meinst du zu Brandy, Doktor?" nahm der Indianer wieder das Wort. „Die Sioux trinken gern das Feuerwasser der Pferdsleute." — „Ja, was wollt ihr mit dem Brandy?" fragte ich erwartungsvoll. — „Wir könnten alle unsere Tierfelle, die wir noch haben, gegen Feuerwasser eintauschen und alle unsere Leute berauschen und, wenn sie wie tot daliegen, ihnen die Hälse abschneiden." — „Das wäre ja eine fürchterliche Metzelei!" — „Ja, aber wir wären schön gestorben!" — „Wieviel seid ihr da drüben?" — „Die Sioux sind fünftausend, Männer und Weiber." — „Und wieviel Kinder habt ihr?" — „Wir haben keine Kinder." — „Was?" rief ich erstaunt, „es müssen doch Kinder da sein!" — „Doktor, nein, es sind keine Kinder da; seit zehn Jahren ersticken wir sie." — „Mein Gott!" rief ich. „Wie gräßlich; so habt ihr euer Zerstörungswerk schon begonnen!" — Der Indianer schien mich nicht zu verstehen oder meine Verwunderung für gegenstandslos zu halten; wenigstens gab er mir keine Antwort. Erst nach längerer Pause des Selbstbesinnens sagte er: „Doktor, was hast du gegen den Brandy?" — „Ich habe nichts gegen den Brandy," antwortete ich halb gleichgültig; „ich finde es nur scheußlich, ein ganzes Volk so hinzumorden. Aber, wenn ihr es nun doch vorhabt, so finde ich es gräßlich, durch Schnaps zu sterben." — „Ja, Doktor," antwortete der Alte, der diesmal aufmerksam zugehört hatte, „du hast recht, der Brandy ist ein schlechtes Wasser; er macht so gemeine Grimassen — wie die der Pferdsleute . . ." — „Wie, wer?" warf ich dazwischen. — „Wie die der Pferdsleute!" betonte der Alte

nachdrücklicher und fügte hinzu: „Wie die Totengesichter mit den dicken Knochen, die um unsere Jagdgründe wohnen.“ — „Wie die Amerikaner, willst du sagen?“ fragte ich. — „Ja,“ sagte der Häuptling fast schläfrig. „Wie die Amerikaner. Nein, Doktor, der Brandy ist nichts; auch würde der große Geist uns zürnen, wenn wir in seine Jagdgründe kämen. — Doktor, nenn mir ein anderes Mittel aus deiner Geheimschachtel.“ — „Mein lieber Freund,“ sagte ich, und das furchtbare Vorhaben des Indianers zwängte mir unwillkürlich das vertrauliche Du auf die Lippen, „ein solches Verlangen ist nie an mich gestellt worden. Unser Arzneischatz hat zwar starke Gifte, aber wir teilen sie in kleine und kleinste Gaben und verdünnen sie mit viel Flüssigkeit, weil wir Segen und Heilung damit wirken wollen. — Übrigens,“ fuhr ich nach einigem Besinnen fort, „ihr habt ja selbst tödlich wirkende Kräuter; ihr habt ja das Pfeilgift — —“ „Doktor!“ fiel der Indianer mir langsam und schlau blinzelnd ins Wort, „du hast keinen so scharfsinnigen Gott wie wir! Der große Geist kennt das Gift unserer Pfeile, er würde es riechen; und wir kämen nicht in die ewigen Jagdgründe! — Doktor, nenn mir ein anderes Mittel aus deiner Geheimschachtel, und du sollst einstmals neben mir deine Pfeile in den leuchtenden Jagdgründen des großen Geistes abschießen!“ — „Warum paktiert ihr nicht mit den Amerikanern, mit den Pferdsleuten, wie ihr sie nennt,“ versuchte ich dem Gedankengang des unheimlich gleichgültigen Indianers eine andere Richtung zu geben, „grenzt euer Gebiet ab; es ist ja noch so viel Platz da drüben.“ — „Doktor, spricht auch der Hirsch mit dem Jäger über die Bedingungen des Lebenbleibens?!“ — Dann, nach einer Pause: „Nein, Doktor, wir müssen sterben; aber weil wir keine Hirsche sind, sondern doch jedenfalls Sioux, Cheyennes und Dakota sind, wollen wir sterben; wir wollen wie flinkfüßige Hirsche den Pferdsleuten zuvorkommen und





schneller sterben, als es ihnen lieb ist . . ." — „Der Plan ist teuflisch, der Plan ist infernal," rief ich voll Entsetzen, „welches Scheusal unter euch hat diesen Plan ausgeheckt!" — „. . . Doktor," fuhr der Häuptling fort, indem er das letzte entweder überhörte oder nicht würdigen wollte, „was hältst du vom Tabak?" — „Ich halte nichts vom Tabak!" erwiderte ich unmutig, „der Tabak ist ein langsames Gift, er umwirbelt euren Geist; er täuscht euch, aber er tötet euch nicht." — „. . . Und er macht die Menschen im Innern so schmutzig!" ergänzte der rotfarbige Schlaukopf, der diesmal scharf aufgepaßt hatte. „Auch würden die Weiber den scharfen Saft spüren, Verdacht schöpfen und zu kreischen anfangen! . . . Unsere Weiber wissen nichts . . . ihre Seele ist zu klein. . . . Nein, Doktor, — aber ich habe gehört, die Schachtel des weißen Medizinmanns habe Gifte, so stark, daß ein hohler Zahn voll genüge, um Tausende zu morden! Und man riecht nichts und schmeckt nichts, und es färbt sich nichts und bleibt alles inwendig wie auswendig! Doktor, zeige dein Herz so rein, wie dein Aug' ist, und hilf deinem Freund, den großen Geist betrügen!" — „Berühmter Häuptling," entgegnete ich, „was du hier von unseren Giften behauptet hast, ist nicht so wörtlich zu nehmen, vielleicht hat es einer von den Unseren einmal ausgerechnet. Aber so viel Gift bereiten wir nicht im voraus, weil wir nicht Tausende hinmorden; der tausendste Teil dessen, was unter einen Fingernagel geht, hat schon heilkräftige Wirkung; woher einen Zentner Gift auf einmal herholen, um die drei Stämme zu vernichten!?" — Der Häuptling schaute mich mit dem pfeilspitzen Blick seines zugekniffenen Auges an. Alles, was ich vorgebracht hatte, war nicht ganz wahr. Vielleicht gibt es in unserem Gesicht eine feine Reaktion der Unwahrheit, welche diese fremden Völker erkennen und welche eintritt, wenn sie mit dem Griffel ihres stahlharten Auges die Probe machen; ich fühlte: der Häupt-

ling wußte, daß ich Ausflüchte suchte. Als er aber meine Verlegenheit merkte und sah, daß ich mich durchschaut fühlte, da schonte er mich und schaute weg. — „Wir Sioux und Cheyennes", fügte er dann nach längerem Besinnen hinzu, „sind doch noch zu sehr Menschen; wären wir Tiere! ... Dem Tier verhüllt man das Auge und treibt ihm einen Stachel durch das Hirn; aber die Sioux sind doch noch Menschen. Welches Unglück, zwischen Pferdsleuten und Tieren in der Mitte zu stehen! ..." Dann nach einer längeren Pause: „Wir könnten auf allen vieren im Wald herumlaufen, uns Hörner aufsetzen, wie die Hirsche schreien und uns zusammenschießen lassen! ... Aber schließlich würden die Pferdsleute dahinterkommen, sich enttäuscht von unseren blutenden Körpern zurückziehen, und wir müßten hilflos im Wald verrecken." — „Häuptling," entgegnete ich, „deine Phantasie ist schrecklich; was du vorhast, ist das Unerhörteste in der Geschichte der Völker; und wie du es vorhast, ist es eine Grausamkeit, die an Wahnsinn grenzt! — Wenn ihr durchaus sterben wollt, warum ergreift ihr nicht die Waffen, und stürzt euch geschmückt und bemalt mit wildem Kriegsgeschrei auf eure Feinde, vernichtend und niedermetzelnd, was sich euch in den Weg stellt, und zuletzt der Übermacht erliegend? Wäre das nicht der schönste Tod für den Krieger?" — „Doktor," entgegnete mit großer Schläfrigkeit der Indianer, „warum grundlos so viel Blut vergießen?! Wir haben unsere Skalpe! Jeder Sioux muß so viel Skalpe genommen haben, als er Finger hat; seit vierzig Jahren haben wir gesammelt, die Stärkeren haben für die Schwachen gearbeitet. Die Skalpe unserer Feinde liegen vertrocknet tief im Wald aufgehäuft, und die Blaßgesichter haben auf der Reise in die Ewigkeit ihre nackten Schädel dem großen Geist vorgezeigt, er hat sie gezählt. Den Sioux steht also der Weg zu den großen Jagdgründen offen! Warum jetzt noch schmutziges Blut vergießen?

Nein! Doktor, du kennst nicht das Gefühl der Sioux und Dakota! Wir sind wie ein verwundetes Tier, das weiß, daß es sterben muß und sich tief im Gebüsch verkriechen möchte, um das dumme, unreinliche Geschäft allein und unentdeckt zu vollbringen. Aber ein tiefer, alter Gedanke will uns immer wieder hindern und uns daran erinnern, daß wir mehr wie Tiere sind! . . ." Nach längerem Besinnen: „Unser Fleisch soll sehr gut schmecken!" — „Was meinst du, Häuptling?" entgegnete ich, „habt ihr gutes Wild und reiche Jagdreviere?" — „Nein, unser Fleisch soll gut schmecken!" — „Wessen Fleisch? Euer Fleisch! Ihr seid doch keine Menschenfresser?!" — „O nein, der Sioux müßte ausspeien! Aber wir könnten unsere jungen Mädchen und Jünglinge sehr sorgfältig braten und mit Kräutern und Lorbeer geschmückt den Pferdsleuten hinüberschicken! Unser Fleisch ist besser als das des Ebers! Und die anderen würden sich inzwischen im tiefsten Wald aufhängen. Die Bleichgesichter würden dann erkennen, daß unsere Religion uns erlaubt, großmütiger zu sein als ihr an einem Balken aufgehängter, toter Gott! . . ." — In diesem Augenblick wurde der rote, kriegsgeschmückte Mann vor mir auf dem Holzstuhl von heftigem Zittern und Schluchzen befallen; er reckte und dehnte die mageren Arme vor sich zwischen den Knien und verbarg das verrunzelte, wie in einem Krampfanfall zusammengekniffene Gesicht gegen die Brust hin. War es ein Anfall von Schmerz oder die indianische Weise zu weinen? Keine Träne stahl sich über sein Gesicht. Aber gleich darauf sprang er plötzlich mit einem einzigen Satz und einem Schrei in die Höhe, als sei er von einem schrecklichen Gedanken erlöst worden, wobei ich zu meinem höchsten Erstaunen bemerkte, daß er den funkelnden Tomahawk in der hoch emporgehaltenen Rechten hielt. „Doktor," sagte der Häuptling, „der große Geist hat sein Auge auf dich gerichtet und deinen Weg behütet." — Dann wurde der Alte

wieder sehr ruhig und still, setzte sich wieder auf einen Moment hin, sah mich mit einer freien, fast freudigen Miene an, musterte jetzt erst mit einiger Neugierde mein Zimmer, brach dann seinen Besuch ab und empfahl sich zuletzt mit derselben Freundlichkeit und Ehrerbietung, mit der er mich immer in seinem Lager ausgezeichnet hatte. Er schloß: „Well, Doctor, we shall see about all that, when we are coming home."

Ein Kapitel aus der Pastoralmedizin

„Und sahen, daß sie nackt waren."
1. Mose 3, 7.

In Innsbruck, wo ich im Jahre 1859 als blutjunger Student der Theologie obzuliegen hatte, galt als eine der gefeiertsten Autoritäten der dortigen Universität Professor Süpfli, Benediktinerpater, Hausprälat Pius' IX. und Ordinarius für Pastoralmedizin. Seine Abhandlung „De conceptionis sexualis humanae causa transcendentali", sowie seine scharfsinnige Untersuchung „Über den sittlichen Boden bei den Fröschen" waren damals in aller Händen. Und die wichtige Frage, die wohl alle Gemüter beschäftigte, über den Einfluß der Todsünden auf die Blutmischung — da die ganze Lehre von der Erbsünde von ihr beeinflußt zu werden schien — ruhte sozusagen in Süpflis Händen. Süpfli locutus est! hieß es damals; und die Sache war damit entschieden. —

Ein älterer Student, dem ich mich angeschlossen hatte, veranlaßte mich, einmal dem Kolleg Süpflis über Pastoralmedizin beizuwohnen, „bei Süpfli zu schinden," sagte man in der Studentensprache. Und dies in doppelter Weise: denn nicht nur durfte man eine Vorlesung, welche man nicht belegt hatte, nicht besuchen, sondern Studenten jüngerer Semester war es überhaupt verboten, Kollegs von so vorgeschrittener Weisheit beizuwohnen. — Mit dampfendem Gehirn und aufgesträubten Haaren kam ich heraus; und eine Woche lang hatte ich das Gefühl, eine Kugel spanischen Pfeffers verschluckt zu haben, die sich langsam auflöst und Blut und Gedanken, alle Nahrungssäfte mit ihrem penetranten Rot durchsetzte, bis das fabelhafte Gift glücklich wieder ausgeschieden war. — Ich hoffe, der Leser ist in dieser Beziehung rüstiger und von größerer Widerstandskraft. —

Wir kamen etwas zu spät. Das Kolleg hatte bereits begonnen. Über fünfzig kurzgeschnittene Köpfe mit der talergroßen Tonsur in der Mitte hinweg, alle niedergebeugt und die raschelnde Feder an der rechten Schläfe, sahen wir den

langen hageren Süpfli hoch auf dem Katheder thronen und mit etwas belegter Stimme, mit leichten, nach rechts und links austeilenden Handbewegungen vortragen. Süpfli sprach ein eigentümlich gemildertes Schweizer Deutsch. Wir waren damals verpflichtet, jedes vorgetragene Wort des Lehrers zu stenographieren und später ins reine zu schreiben. Als Zuspätgekommene drückten wir uns schnell in eine Ecke. Der Vortrag hatte bereits begonnen. Ich tat, was alle anderen taten: zog Bleistift und Papier heraus und begann zu schreiben. Das Stenogramm bringt alles, Dialektlaute wie Gedankengang mit gleicher Treue. Und so bringe ich denn auch, was ich auf dem Papier hatte, hier wieder, sine ira et studio, Konstruktionsfehler und lapsus loquendi, Ungeheuerlichkeiten und Bestialitäten durcheinander gemischt. —

Süpfli loquitur:

„. . . a seller Zuschtand isch immer schlimmer worda; die Zahl der Chrankheite isch schröckli groß worda; der Düfel, net dermit z'friede, de mänschliche Körper ganz ußere materielle Subschtanz darg'schtellt z'sehe, wellt en no weiter ruiniere. Alle Chrankheite, die de mänschliche Körper befalle, sind d' Folge vo der Erbsünde, die sie immer vermehrt, und immer vermehrt; eso daß gar kei Hoffnung uf Bess'rung verhande z'sei scheint. Instatt gottähnlicher werda mer immer düfelsähnlicher. Und die letzt' Ursach', zwege der die Erbsünd' in immer größerer Menge uf uns chommen isch, isch seller Zuschtand, ime dem wir eh'mals usem Paradies vertrieb'n worda: die Nacktheit. Durch die Nacktheit wird in den Mänschen die Kubiditas und die Konkubiszenschia wachgerufen; selle führen zur Sünde; die Sünde wird uf die Nachkomme in unwiderschtehlicher Gewalt übertrage, und häuft sie immer mehr; und isch bis usem heutige Tag zure schröckeli Gewalt worda. Zwar hat ma Chlider über die Scham konschtruiert, um die Nacktheit zu verberge. Aber leider sind die Chli-

der verschieblich. Und selle Verschieblichkeit hat in de letschte Jahrhunderte grûseli zug'nomma. Ma verschiebt sie alle Augenblick ohne Zweck. Und leider chônna sie ganz abg'nomma werda. Dadurch chônna d' Mânsche zu jeder Zeit ihre Nackt-heit inne werda und sie betrachte. Die einzige Möglichkeit us diesem sündhaften Zuschtand heruszuchumma, war — as e Z'rückversetze i de paradiesische Zuschtand der Sündlosigkeit zur Zit nût denkbar, die Verwachsung der Chlider mit der Kôrper-oberflâche. Sell isch de Zweck der Paschtoralmedizin. Uf wellem Weg isch aber dies zu erreiche? Do müesse me z'rückgehe bis zur erschten Entschtehung der Nacktheit beim Mânschen; sell isch bis zur Geburt. As die Ars obschtetrizia aposchtolica, die paschtorale Geburtshilfe, us lehrt, isch die Erzeugung des Mânschen zur Zeit eine sit fascht sechstausend Jahre fortge-setzte Beschtialitât; irrgeleitet gegen den ursprüngliche Wille des Hôchschten; entgegengesetzt dem ganze urschprüngliche Schôpfungsplan. Als uns Scotus Erigena schon im neunten Jahrhundert gezeigt het, war der Zuschtand des erschten Mânschen im Paradies e rein gôttlicher, spiritualischer, sera-phischer, immaterieller, frei von Konkubiszenschia und sexu-aler Kognitio. Die Vervielfâltigung und Weiterzeugung wâr' vor sich ganga iner rein idealer Weise, durch Selbscht-An-schauung, wie ebba die der Engel, und in Myriade von flecken-lose Individuen. Erscht durch de Sündefall ging selle sideri-sche Geschtalt verlore. De erscht Mânsch bekam e sinnliche, materielle, fleischliche Kôrper, de geschlechtliche Zwiteilung er-folgte; und de Chliderfabrik begann. As die Sach' heut' schteht, müsseme uns geduldе, und miteme Dreck abfinde. Aber die aposchtolische Geburtshilfe muß doch konschtatiere, daß mit jedem Kinde, das us Mutterlip usschlüpft, e Dûfels-fratz uns entgegegrinzt, in wellem der gôttliche Sunke fascht erloschen isch, e haarlose Beschtie, e Gottrescht, dem zur ewi-gen Schande der wizengelbe Charakter der Nacktheit zuge-





teilt worde. Und sit der Zit senner durch fortwährendes tieferes Verschtricktwerda in die Netze des Düfels zuneme ohnmächtige, flaischliche, konkubischzente G'schlecht usgeartet. — Was isch nu z'tun? Was isch d'hütige Ufgabe der Paschtoralmedizin, die Ufgabe der paschtorale Geburtshilfe? D'Nacktheit chönna mer nüt ändere. D'Nacktheit isch aber z'schame mit der G'schlechtsvertilung uf zwe Individue die Quelle aller Schande, aller libido, aller volubtasch, und ebbe dadurch die Quelle der immer schröcklicher uf uns chumene Erbsünde. Die Chlider verhülla die Nacktheit. Aber die Chlider sind verschieblich, tilbar, ablegbar, mousselinehaft, schlüpfrig und täuschungsrich. Mit Leim chönna merse nüt de Mönsche ufen Lib feschtkleba. Wenn'sch aber g'linget, d'Mänsche in Chlider gebore werda z'lasse, war allem Übel a'g'holfe! In Chlider, diene Anschauung der Nacktheit unmögliche mache! Dann war e Vermehrung der Erbsünde nimmer möglich. Welches Wunder! Ma söll's nüt für möglich halte. Und doch isch sell Wunder amol vor sich gange:

In Verona isch im siebezehnte Jahrhundert e frommes Ehepaar g'si, die händ kei Chinder gha. Er stammte usere vornehme Familie. Sie isch e armes frommes Mädla gsi. Durch's Los isch si si Frau worda. Zerscht welletse e christlichs, gottseligs, chinderloses Leba führe. Aberne Stimme hat ihn an sine Pflicht erinnert. E Konzeptschio is sine ulla libidine neene cubiditate z'schtand chumme. As die Schtund der Wehen isch näher chumme, sen sechs Priester Dach und Nacht ans Bett der Wöchneri hi gechniet, und händ ihr heißes Flehen ebba im Sinn von sellem ideale Ziel vereinigt, von dem ich oba g'sprochn hab, und das unschre Disziplin, die ars obschtetrizia aposchtolica verfolgt. Es verganga bange, schwer Schtunde. D'Hebam isch g'weiht gsi, und hat d' Kommunion z'wor empfange gha. Ändli gegen Oba, as sich's Leibestor öffnet, was meinad er, isch chumma?! E Mänschle, e Büeble

isch usi chomma, inema Frack, in braune, runzliche Hösli, e Schilee het's ang'het mit schöne, gliche, glanzige Knöpfli, Zylinder, Manschette und sehr zarte Stiefeli, die erscht an der Luft hart worda sind; g'lacht hat's mit rothi Bäckli, mit freundlich blinzelnde Äugli, hat sie gruseli g'freut und isch mit sime feine Schpazierstöckli usi stapft ufem wiße Leintuch . . ."

In diesem Augenblick machte es: „Tim, Tim, Tim, Tim, Tim . . ." zehnmal. Es war zehn Uhr. Professor Süpfli schlug einen großen Folianten zu und sagte: „s nächschte Mol Mehres über selle Materie!"

Das Verbrechen in Tavistock-Square

Hüten wir uns, immer nur allein den Menschen schuldig zu finden; überall, in der gesamten Natur, steckt, unter einem feinen Schleier verborgen, die Sünde.

Swedenborg.

Vor etwa zehn Jahren sandte mich mein Vater, der mich in der englischen Rechtspflege sowohl als in der englischen Sprache ausgebildet zu sehen wünschte, nach London. Durch einige Empfehlungsschreiben, die nicht ganz ohne Einfluß waren, gelang es mir, in den Schutz eines Staatssekretärs im Justizministerium zu gelangen, der, wie ich wohl wußte, vortreffliche Beziehungen zum Minister selbst unterhielt. — „Junger Mann!" sagte der Herr am Schluß einer Audienz zu mir, „ich weiß, daß Sie als Deutscher vor allem nach Bildung streben. Und da Sie die niedere Gerichtspraxis in erster Linie bei uns kennen lernen sollen, so habe ich Sie an Sir Edward Thomackßin, den Vorstand der Metropolitan police-station in der Marylebone-Street, verwiesen. Lassen Sie sich die paar Schrullen des alten Herrn nicht kümmern; er ist ein Mann von gründlichem Wissen und kennt ein wenig Ihre Verhältnisse drüben. Sie werden dort in der kürzesten und einfachsten Weise das Verfahren unserer niederen Rechtspflege kennen lernen können. Und damit leben Sie wohl!" — Ich verbeugte mich, und die Audienz war zu Ende. — Für den, der die englischen Verhältnisse nicht näher kennt, möchte ich nur kurz bemerken, daß jedes Vergehen in England, das einfachste und schwerste, das Vergehen und Verbrechen, zunächst vor die Police-station des betreffenden Bezirks gebracht wird. Dort wird entschieden, ob es sich zu eigener Behandlung eignet oder vor den höheren Gerichtshof, den Justice-court, unser Schwurgericht, gebracht werden muß. Ist es einfacher Natur, so wird sofort abgeurteilt und damit die wichtige Frage entschieden, ob der Täter verhaftet oder auf freiem Fuße belassen werden kann. Ist es schwererer Natur, so wird der Täter meist sofort in Haft behalten und das Ganze dem höheren Gerichtshof hinübergegeben.

Mr. Edward Thomackßin — oder wie man dort drüben sagt, Sir Edward — war ein Original im besten Sinne des

Wortes. Dieser Mann war für mich eine Fundgrube für den englischen Charakter, weit mehr als für die englische Gerichtsbarkeit, die, ich darf wohl sagen, nach vierzehn Tagen mich nicht mehr interessierte als die Gerichtsbarkeit irgendeines anderen Landes. Er war ein langer, ausgemergelter Mensch mit glattrasiertem Gesicht, mit dünnem, schnappendem Fischmaul, einer langen großlöcherigen Nase und graublauen vigilierenden Augen, die einen heißen stets besonderen Gedankenschatz hinter sich verbargen. Immer in dem gleichen, alten, abgeschabten schwarzen Rock erscheinend, war sein ganzes dienstliches Bestreben, weniger nach Recht und Gerechtigkeit zu urteilen, als Material für seine speziellen Ansichten und Bestrebungen hinsichtlich der Anlage und Erziehungsfähigkeit des menschlichen Herzens zu sammeln. Dieser rein immaterielle Gesichtspunkt ließ ihn manche Willkür in seinem Dienst entschuldbar erscheinen. Er war Inquisitor. Und nicht die Strafe eines Menschen zur Besserung war ihm so wichtig als die Analyse der innersten Triebfedern einer Persönlichkeit. Als ich ihm zum erstenmal meine Aufwartung machte, schaute er mich fast grimmig einige Minuten starr an und sagte dann lauernden Blicks, zögernd und mit scharfer Betonung: „Ich weiß nicht, ob Ihr Auge, mein junger Freund, genügend reinen Sinn verspricht, um der moralischen Aufgabe, die Ihrer hier wartet, gewachsen zu sein!" — Diese erste Ansprache machte mich nicht wenig perplex, und die nächsten Tage brachten dann noch mehr derartige Überraschungen. Doch bald hatte ich mich an die Eigentümlichkeit seiner Ausdrucksweise gewöhnt. Mit der Offenherzigkeit, die den Engländer auszeichnet, hatte er mich im Lauf der ersten Wochen in seine gesamten Anschauungen eingeweiht. Er war Swedenborgianer. Er glaubte an einen fortschreitenden Reinigungsprozeß der Menschheit bis zur endlichen Gottähnlichkeit. Er hatte aber seine höchst persönlichen Meinungen und

Vorschläge zur Erreichung dieses Zieles. Nach ihm war es vor allem die Wollust und was drum und dran hing, die ihm auf dem Wege zur angestrebten Vergeistigung der Menschheit im Wege stand. Die „lust", wie er es nannte, war das Ziel seiner Vernichtungspläne. Wenn er das Wort „lust" aussprach, gewann sein Gesicht einen unsäglich harten, wilden Ausdruck; mit den grauen erbarmungslosen Augen schaute er wie mit Marmelsteinen zu mir herüber, und die geöffneten Lippen zeigten die Härte eines Henkers. — „Junger Mann!" sagte er mir eines Tages in einer Stunde vertrautesten Gesprächs, in dem er mir seine letzten Gedanken mitzuteilen schien, „wenn ich den Wollustfaktor aus dem Kalkül der Menschenerzeugung entfernen könnte, dann hätten wir gewonnen. Swedenborg war ein braver Mann; aber seine Ziele hingen in der Luft; das intensivste Mittel zur Erreichung höchstmöglicher Gottgleichheit glaube ich konstruktionsweise am sichersten angedeutet zu haben. Ich bin jetzt nahe an die Siebzig und halte meine Lebensaufgabe für vollendet, wenn ich weiß, daß meine Mitmenschen den von mir gewiesenen Pfad betreten. Wir müssen die ‚lust', den bestialischen Komponenten, aus dem Zeugungsakt entfernen, ohne die Fortpflanzung selbst zu stören; durch diese zwei engen Felsen muß unser Weg gehen . . . Studieren Sie, junger Mann, studieren Sie, um unser Ziel zu erreichen! Meine mathematische und naturwissenschaftliche Bibliothek steht Ihnen zur Verfügung, dazu meine sämtlichen Manuskripte."

Im übrigen war Mr. Thomackſin ein milder, freundlicher Mann von der größten Herzensgüte. Über Delikte konnte er mit der größten Herzensgüte hinweggehen; aber wehe, wenn ein Fall das sexuelle Leben oder dessen Ausschreitungen betraf! Hier ließ er die volle Gesetzesstrenge walten; ich glaube, er ging sogar über das gesetzlich zulässige Maß hinaus. Diebe behandelte er mit rührender Nachsicht. Wer einen Laib Brot

gestohlen hatte, ging straflos aus, wofern er nur arm war. „Er hat recht!“ sagte er mir einmal während der Gerichtssitzung, als er einen Brotdieb aus der Mincing Lane nicht nur freisprach, sondern ihm noch ein Geldgeschenk machte, „er hat ganz recht, er muß doch leben und essen, weil er sonst nicht denken kann! Um besser zu werden, muß er doch zunächst vorzüglich denken! Er hat ganz recht! Warum bakken die Bäcker ihre Brote mit so verlockender Rinde! Es war mir lieb, daß er einen feinen Laden erwischt hat.“

Bevor ich auf den kuriosen Fall, den die gegenwärtige Erzählung zum Gegenstand hat, näher eingehe, muß ich noch mit wenigen Strichen eine Persönlichkeit aus der Umgebung des Sir Edward zeichnen, die zwar eine untergeordnete Stellung im Polizeiwesen, aber keine untergeordnete Rolle in der vorliegenden Episode innehat. Jonathan war unter dem niederen Polizeipersonal, das den Aufsichtsdienst in dem betreffenden Bezirke zu besorgen hatte, ein feiner junger, blonder Bursche, von zartem Aussehen, mit großen leuchtenden Augen, einer mädchenhaften, einschmeichelnden Stimme, weißen, schöngebauten Händen, kurz einer von jener Sorte Menschen, die sich auf den ersten Anblick als aus besserem Menschenmaterial gebaut erweist. Er stach auffällig gegen die übrigen Polizisten roheren Schlages ab. Wie ich hörte, hatte Sir Edward den jungen Mann aus einer nebensächlichen Lebensstellung veranlaßt, in seinem Revier als policeman Dienst zu nehmen. Tatsache war, daß mein Chef mit niemandem dienstlich lieber verkehrte als mit Jonathan; und daß dieser, dessen Lebensgewohnheiten gänzlich von denen der Leute niederer Gattung abwichen, nur dadurch sich bei seinen Kameraden zu halten vermochte, daß er durch seine Fürsprache bei Sir Edward diesen manche dienstliche Vorteile und Erleichterungen verschaffte, die sonst sicher ausgeblieben wären. Und wenn ich einer inneren Empfindung Gehör gab,

so schien es mir, als sei Jonathan nicht nur ein gehorsamer und pflichtgetreuer Untergebener, sondern hätte auch mit einem gewissen Enthusiasmus die eigentümlichen Anschauungen seines Herrn in sich aufgenommen.

Es mochten wohl sechs oder acht Wochen her sein, daß ich den Vorgängen in den Gerichtszimmern der Marylebone-Street tagtäglich mit großem Interesse gefolgt war. Weniger der schwierigen Rechtsfragen wegen, die etwa hier unter den großen und kleinen Bagatellen einer Großstadtvagabondage zum Ausdruck kamen, als wegen der originellen Entscheidungen, die mein Chef oft entgegen der allgemeinen Meinung und den Vorschriften der Gesetzbücher sich zu treffen erlaubte. Und nicht selten hatte ich Gelegenheit, über den feinen Instinkt und den großen Scharfsinn des Mr. Thomacksin zu staunen, der namentlich verstockte und sich aufs Leugnen verlegende Missetäter mit einer ganz bestimmten, nie fehlenden, sicheren Methode zu entwaffnen verstand. — Meist konnte man schon aus den Gesichtern der Polizisten und den im Vorzimmer unter ihnen geführten Reden auf die Art des Falles schließen. Denn dort, im Vorzimmer, gab meist der Beamte vom Dienst oder der eben von einem Patrouillengang Zurückkehrende seinen Kameraden mit wenigen Schlagworten die kriminelle Neuigkeit kund. Dann waren da meist einige ältere Sergeanten, die ein unfehlbares Urteil über die Person des Vorgeführten fällten, welche, wenn das Verhör vor Sir Edward endlich stattfand, bereits eine Art Stimmung, eine Art Dunstkreis um den unsichtbaren und der Aufklärung bedürftigen Kern des verzwickten Vorfalls gebildet hatten. —

Mr. Thomacksin und ich waren eines Nachmittags im Gerichtszimmer im eifrigen Gespräch begriffen, wie immer, wenn nichts Neues und Wesentliches vorlag, und die Bureauzeit noch nicht abgelaufen war. Es war um Frühlingssom-

merwende, aber es wurde noch früh dunkel. Und die Gasflammen, bedeckt mit riesigen Schirmen, die den Chef wie den Meldetuenden in dunkle Schatten warfen, waren gerade angezündet worden. Mein Chef hatte wieder sein altes Thema vorgenommen: Swedenborg! Seine guten Ideen, aber seine Halbheiten, sobald es sich um Ausführung handelt; vollständige Unklarheit hinsichtlich der Mittel und Wege, die er, Mister Edward Thomacksin, nach gründlichen Studien aufs genaueste verstand. „Schneiden Sie sie aus, die Wollust, diesen Dorn, an dem sich alle blutig ritzen, und alles wird gut gehen," rief er mit Emphase aus und begann ein längeres Kapital aus Darwin zu zitieren, wonach eine Funktion, die durch jahrhundertelanges Gehenlassen ungeahnte Dimensionen angenommen hat, innerhalb weniger Jahrzehnte durch planmäßiges Ersticken ausgerottet werden könne . . . In diesem Augenblick drang verworrenes Gemurmel aus dem Vorzimmer zu uns herüber. „Don't! Don't! Don't tell us stories! Don't slander! . . ." Etwa: „Um Gottes willen, Freund, halt ein! Schwätz keinen Unsinn! Hör' auf!" . . . In dieser Art schienen sich die Meinungen zwischen einem Beamten und dem Rest der Polizisten hin und her zu schieben und auszugleichen. Mein Chef runzelte die Stirn wegen der Störung. Endlich ging die Tür auf und Jonathan in vorschriftsmäßiger Ausrüstung mit dem schwarzen Tuchhelm, dem Handpickel im Gürtel und die Blendlaterne in der Hand trat ein. Sir Edward wandte sich um. Gegen Jonathan war er immer milder als gegen die anderen. — „Was ist los?" rief er; dann fügte er hinzu: „Ich habe hier mit meinem jungen Freund Wichtiges zu besprechen; stört mich nicht mit Kleinigkeiten! . . . Hat wieder einer in eine falsche Hosentasche gelangt?" . . . „No, Sir!" sagte Jonathan in tiefer Erregung, „es hat sich etwas Außerordentliches zugetragen!" Sir Edward wandte sich jetzt dem Sprecher voll zu. Der Brustton,

mit dem der Polizist sprach, und das Vibrierende in seiner Stimme waren Symptome, die einem Menschenkenner, wie mein Chef es war, nicht entgehen konnten! — „Wo kommt Ihr her, Jonathan?“ fragte er. — „Ich komme von meiner Privatwohnung, Sir“ antwortete der junge Mann, „ich habe den ganzen Tag gezaudert und überlegt, ob ich meine Beobachtung von vergangener Nacht amtlich mitteilen soll! — Aber das Vertrauen auf Eure Lordschaft, das Vertrauen auf Eure Weisheit, Sir, und meine Pflicht, ich mußte es zur Anzeige bringen!“ — „Was ist passiert? Heraus mit der Sprache!“ rief Mr. Thomackson und setzte sich in Positur. — Draußen im Vorzimmer hörte man leises Gemurmel und unterdrücktes Gekicher. — „Sir,“ begann Jonathan, „als ich gestern nacht auf meiner Ronde durch Tavistock-Square kam und meine Blendlaterne durch die Zweige gleiten ließ, sah ich, wie soll ich es nennen, es ist nicht zum Sagen, Sir ...“ „Hol' dich der Henker mit deiner Laterne, wenn du nichts gesehen hast!“ — „Ich hab' etwas gesehen!“ — „Was hast du gesehen?“ — „Es war im südlichen Eck des Parks, wo eine Gruppe Rosen und Magnolien beieinander stehen!“ — „Was war dort los? Hast du jemand drunter gesehen?“ — „Ich habe niemand drunter gesehen, Sir, die Gruppe stand frei.“ — „Beim Henker, was war denn dort los?“ — „Sir, es drang Gekicher aus den Hecken!“ — „Es drang Gekicher aus den Hecken? Gut, hast du die Kichernden erwischt?!“ — „Nein, Sir!“ — „Wollt' es dir auch nicht raten, Jonny! Jedermann darf in England unter Rosen und Magnolien kichern, wenn er Lust dazu hat.“ — „Sir, es war nicht das! Es war kein menschliches Gekicher; es war etwas Verdächtiges! Glänzende Stoffe fielen aus den großen Magnolienkelchen zur Erde, und ein unkeuscher Geruch verbreitete sich! Ein Blitz, Sir, fuhr mir gleich durch den Kopf!“ — „Jonathan, ich verstehe dich nicht. Besinne dich, was du sprichst!“

— Der Polizist stand fiebernd vor Erregung, seine Augen strahlten. In dem rohen schwarzen Polizeikittel sah der blonde, zarte Mensch aus wie ein junger Prediger. — „Sir, es war ein unbegreiflicher Vorgang!“ fuhr der Polizist fort. „Ich kann vielleicht nicht alles angeben, um meine Meinung zu stützen.“ — „Nenn mir deine Meinung, Jonathan, und laß die Einzelheiten!“ — Der Polizist rang im Kampf mit sich selbst und fuhr heraus: „Ich kann nicht!“ — „Du kannst mir ruhig deine Meinung sagen, Jonathan,“ sagte Mr. Thomacksin. — „Sir, die englische Sprache ist nicht ausreichend, um die Scheußlichkeit zu umfassen!“ Sir Edward wandte hier den Kopf zu mir herüber und zeigte mir die zwei entblößten Reihen Zähne, dann fügte er leise hinzu: „Sehen Sie, solche Leute haben wir! Welche klassische Ausdrucksweise! Ein wunderbarer Kerl! Wie? . . . Ich habe ihn mit Mühe erzogen!“ Dann laut zu Jonathan gewendet: „Also mein Junge, jetzt frisch sag' mir, was du gesehen hast!“ — „Sir,“ fieberte der junge Polizist wieder, „es war unter den Rosen und Magnolien . . .“ — „Das weiß ich schon, Jonathan; was geschah dann?“ — „. . . Bewegungen, wie sie . . . Polizisten oft nachts auf der Pritsche machen . . .“ — „Jonny,“ sagte mein Chef mit väterlicher Milde zu seinem Untergebenen, „Lokomotiven machen bestimmte Bewegungen und Polizisten machen wieder besondere Bewegungen nachts auf der Pritsche! Das alles ist kein Maßstab, du mußt dich genauer ausdrücken. Was hast du gesehen?“ — „Sir — es war zum Grausen! Es war ein Verbrechen wider die Natur! Ich stand wie angewurzelt, ich konnte mir nicht helfen!“ — „Hast du denn deine Pfeife nicht gezogen?“ — „Sir — da war nichts zu pfeifen!“ — „Du konntest doch immerhin pfeifen!“ — „Sir — es war kein Fall zum Pfeifen!“ — „Aber bei der Merkwürdigkeit des Vorfalls war es doch immer geraten, durch die Pfeife deine Kameraden an der nächsten Ecke wenigstens

zu benachrichtigen!" — „Sir — der Vorfall war so wenig nach der Richtung geeignet, daß er die Möglichkeit der Anwendung der Pfeife sogar ausschloß!" — „Jonny, paß auf! Die Art des Vorfalles steht doch in keinem Verhältnis zu der Möglichkeit der Inbewegungsetzung der Pfeife!" — „Sehr wohl, Sir, die Möglichkeit des Pfeifens war nicht ausgeschlossen; aber ich hielt einerseits den Gegenstand nicht für wertvoll genug, um mir durch die Pfeife materiellen Beistand zu sichern; andererseits ging er doch weit über die Bedeutung des Pfeifens hinaus: Mit anderen Worten: er war extraordinary, aber nicht gefahrdrohend! — Abgesehen davon wäre mir der Ton beim Versuch in der Kehle steckengeblieben!" — Hier wandte mir der Richter sein Gesicht wieder mit jenem eigentümlichen Zug zu, wobei er die beiden Reihen Backenzähne entblößte. Er sagte leise: „Es ist ein Prachtkerl! Der Bursch' paßt zum Theologen, zum Sophisten, zum Swedenborgianer, zu allem! — Ich halte seine Karriere noch nicht für abgeschlossen! — Haben Sie Ähnliches in Deutschland?" — Ich verneinte kopfschüttelnd. — Sir Edward fuhr dann laut zum Polizisten gewandt weiter: „Also, Jonny, gepfiffen hast du nicht, so viel scheint festzustehen; jetzt mach' deine Sache kurz, und sag' uns, was du gesehen hast?" — „Sir — ich muß darauf zurückkommen, was ich schon gesagt habe, es . . ." — „Was du bis jetzt gesagt hast," unterbrach der Richter, „ist gar nichts; da wird keine Katze draus klug. Du mußt uns den Fall in seiner Materie auseinandersetzen, du mußt uns vor allem die Spitzbuben nennen!" — „Sir — um Spitzbuben in dem gewöhnlichen Sinne dieses Wortes handelte es sich hier nicht!" — „In welchem Sinn denn!" fügte mein Chef gleich mit Nachdruck hinzu. — „Im Sinne des Großartig-Unmenschlichen!" — Wieder Kopfbewegung von Sir Edward zu mir herüber, und die Flüsterbemerkung: „Das ist Swedenborg!" — „Ich fürchtete sie zu





stören, Sir. Ich wollte die vollendete Scheußlichkeit erst konstatieren!" — „Welche Scheußlichkeit?" — „Das weiß ich nicht!" — „Worin bestand sie?" — „Es waren Tollheiten." — „Was für Tollheiten?" — „Es waren Berührungen, Sir," rief der Polizist und holte tief Atem, „wie sie vor Gott und der Welt nicht erlaubt sind, es waren Liebkosungen, Entblößungen, Entleerungen, es war ein Gekicher, ein Schleifen, ein Von-sich-geben, ein Umranken, eine Art Küssen ... ein Küssen, Sir ..." — „Ja, in drei Teufels Namen, hast du denn niemanden gesehen? Zogst du nicht deine Blendlaterne heraus?" — „Sir, es war niemand da. Die Rosen und Magnolien waren unter sich! Auch waren die Geräusche und Berührungen nicht menschliche." — „Nicht menschliche?" fragte mein Chef, „ja, was waren sie dann?" — „Sir," schrie und schluchzte der junge, fanatische Polizist, „die Rosen und Magnolien im Tavistock-Park trieben Selbstbefleckung! — Es war veritable Pflanzenonanie!"

In diesem Moment sprang Mister Edward Thomacksin, Vorstand der police-station of Marylebone-Street, wie von einer Tarantel gestochen in die Höhe. Einen Augenblick starrte der alte ausgemergelte Mann, der, wie mir schien, in seinen Erwägungen hinsichtlich der Angaben des jungen Jonathan sich in einer ganz anderen Richtung bewegt hatte, mit glasigen Augen den kühnen Polizisten an. Dann, als er sah, daß hier keine Täuschung mehr möglich war, streckte der verzweifelte Swedenborgianer krampfhaft die Hände empor, und mit einer veränderten heulenden Stimme, wie ich sie niemals von ihm gehört, schrie er zur Decke hinauf: „Lord, Holy Lord, wende ab dein Auge von der Schöpfung! Das scheußlichste Verbrechen haben jetzt die Rosen, die keuschesten Blumen, glücklich den Menschen abgeguckt! Lord, sie warten nicht mehr auf deine Erlaubnis für den infernalen Akt! Du hast ihnen die Fähigkeit verliehen, sich zu vermehren! Aber das genügt

ihnen nicht. Sie wollen um jeden Preis sündigen. Lord, schicke eine neue Sündflut und verderbe deine Schöpfung, oder die Welt geht aus ihren Fugen!" — Dann stürzte Thomackſin, dessen Gesicht wie Mörtel geworden war, schluchzend zusammen. Er mußte fortgetragen werden.

Ich kam bald nach diesem Vorfall von London weg und hatte die Affäre wohl schon vergessen. Erst mehrere Jahre später bekam ich durch Zufall Gelegenheit, mit einem Freund mich über Londoner Neuigkeiten zu unterhalten. Sir Edward, so hörte ich, bekam bald eine höchst einflußreiche und wohl dotierte Oberrichterstelle und befand sich sehr wohl. Er war auch sehr dick geworden. Nur der arme Jonathan kam ins Irrenhaus.

Zum Epilog: ein paar Worte des Herausgebers

Jede Arbeit, die ein anderer ebensogut machen kann, wie ich selbst, überlasse ich gerne dem anderen. Dennoch: das einleitende Essay über Oskar Panizza hätte ich gern selbst geschrieben. Und ich werde es noch auch einmal tun, wenn es — hoffentlich bald — mir gelingen wird, die „Gesammelten Werke" des unglückseligen Dichters herauszugeben.

Immerhin: in diesem Falle schien es mir nötig, zurückzustehen; ist doch das Dokument eines, der mit dem Dichter in naher persönlicher Verbindung war, im letzten Grunde immer wichtiger als die Meinungen und Anschauungen eines Dritten. Hannes Ruch (Professor H. R. Weinhöppel), der ausgezeichnete Komponist, der durch zwanzig gute Jahre mit allen führenden Geistern Münchens in engster Fühlung stand, schien mir besonders geeignet, die Persönlichkeit Panizzas dem Leser näher zu bringen; so ließ ich ihm das Wort.

Es ist meine Pflicht, an dieser Stelle meinen Dank denen auszusprechen, die mir die Herausgabe dieses Buches ermöglichten: der betagten Mutter des Dichters und seinen Vormündern. Es ist sehr wohl verständlich und menschlich nur zu begreiflich, daß ihnen die Erlaubnis, die sie mir gaben, hart genug ankam, brachte doch, wie kaum einem anderen deutschen Dichter, Oskar Panizza seine Kunst statt Ruhm und Reichtum nur — Elend, Krankheit, Gefängnis und eine Sintflut gemeiner Beschimpfungen. Paul Verlaine hätte in seine „Poètes maudits" Panizza mit mehr Recht einreihen können

wie einen der anderen: kein Dichter seiner Zeit trug das „Kainsmal des Verfluchten“ so flammend auf der Stirn wie er! — Um so anerkennenswerter ist es, wenn die Familie auf meine immer erneuten Bitten und Vorstellungen hin sich nach langem Schwanken doch endlich entschloß, die Herausgabe zu gestatten und mir so die Möglichkeit zu geben, Oskar Panizza der Vergessenheit zu entreißen. Und, wie ich glaube, mir die Herausgabe des Gesamtwerkes des Grafen Villiers de l'Isle-Adam — an die kein französischer Verleger sich bisher wagte — zu einigem Verdienste anrechnen zu dürfen, so glaube ich das in noch höherem Maße bei dem Dichter des genialen „Liebeskonzil“ — der ein Deutscher ist.

Tiefer und gründlicher noch als Oskar Wilde versuchte die Mitwelt Panizza zu „ignorieren“. Der englische Oskar stand vor seinem Sturze auf glänzender Höhe, war der Mittelpunkt des geistigen Lebens Londons, war überall in der ganzen gebildeten Welt bekannt — so erregte sein Prozeß das Interesse der Welt. Oskar Panizza war unbekannt, als er vor die bayerischen Geschworenen trat, dazu galt der Prozeß nicht dem Menschen, sondern dem Dichter: eben sein „Liebeskonzil“ war Gegenstand der Anklage. So kam es, daß dieser skandalöse Prozeß, der dem Dichter wegen „Vergehens wider die Religion“ ein Jahr Gefängnis und sofortige Verhaftung eintrug, im Ausland überhaupt keinen, in Deutschland nur einen geringen Widerhall fand. Ein paar protestierende Aufsätze liberaler Blätter, viele unflätige Beschimpfungen der klerikalen Presse — — das war alles! Und das merkwürdige dabei: das corpus delictum, das „Liebeskonzil“, war den meisten der Artikelschreiber auf der einen wie auf der anderen Seite völlig unbekannt: sie urteilten nur „aus dem Prinzip heraus“.

Beschlagnahme des Buches, Verhaftung des Autors, dann Exil, dann Krankheit, endlich Irrenhaus — — ist es da ein





Wunder, daß Panizzas Lebenswerk der Vergessenheit anheimfiel? Der Name des noch Lebenden ist der Allgemeinheit verloren, und nur die Antiquare freuen sich über die absonderlich hohen Preise, die einige wenige Kenner für die schwer zu beschaffenden Bücher des Dichters bezahlen. Seine Freunde wollten oder konnten nichts tun, und die nachwachsende Generation kannte ihn nicht mehr.

Daß aber seine „Geschichten" — es sind zwei Bände: „Visionen" und „Dämmerungsstücke", beide vor „Liebeskonzil" geschrieben — bei ihrem Erscheinen so gar keinen Erfolg hatten, hat wohl zwei Gründe. Einmal ging Panizza so völlig seine eigenen Wege, daß er bei der „Schule", mit der er befreundet war, kaum Anerkennung finden konnte. Er stand durchaus für sich allein und die Mit-ihm-Kämpfenden mußten ihn letzten Grundes ablehnen, mochten sie auch persönlich noch so eng mit ihm befreundet sein. Einmal trat — in einem Aufsatze der Gesellschaft — der liebenswürdige O. J. Bierbaum für ihn ein. Er gibt sich da alle große Mühe, dem Freunde gerecht zu werden — — und es ist geradezu erstaunlich, zu sehen, wie völlig ihm das mißlingt! Nicht in einem kleinen Punkte vermag er das Geniale in der Art Panizzas zu entdecken, geschweige denn, es zu verstehen und zu würdigen.

Dann aber ist da noch ein anderes Moment — ein recht peinliches! Es nutzt nichts darum herum zu reden — und Oskar Panizza erscheint mir groß genug, selbst seine schlimmsten Mängel schonungslos zu zeigen. Also: seit Luther hat nie ein deutscher Dichter seine Sprache so mißhandelt, wie Panizza! Seine Sprachbehandlung ist so jämmerlich, so niederschmetternd schlecht, daß man oft seinen eigenen Augen nicht traut! Hier — und nur hier — ist er „Anhänger der Schule", ist er der alte Naturalist! Er schreibt, wie er spricht — — und er spricht abscheulich! Salopper wie Panizza hat nie ein

anderer gearbeitet, dazu hat er nie Korrektur gelesen, hat alles so stehen lassen, wie es die Feder schrieb. Nimmt man hinzu, daß der Setzer noch das Seinige an häßlichen Entstellungen hinzutat, so mag man sich einen Begriff von dem Tohuwabohu machen, das da manchmal entstand. Sätze von drei Seiten sind nichts Ungewöhnliches, dazu wechselt Objekt und Subjekt wie Kraut und Rüben. Die abenteuerlichsten Fremdwörter übersteigen sich und sie sind zum Überfluß noch häufig falsch geschrieben. Die Interpunktion ist oft ganz sinnwidrig, die Tempora sind stets falsch angewandt, die Grammatik ist in der schlimmsten Weise mißhandelt. Für einen Freudianer mögen diese Panizza-Ausgaben eine Fundgrube sein: es ist gewiß leicht, an Einzelheiten festzustellen, wie schon hier zeitweise irgend etwas im Gehirn aussetzte. So will Panizza für „nachdenken" — „sinnieren" sagen; er schreibt aber nicht „sinnieren", sondern „simulieren" und bildet dann den Satz: „Er simulierte Tag und Nacht nach!" — und das ist kein Druckfehler, es kommt öfter so vor! Oder er schreibt: „Ein gelbkittener Mann" und es bedarf schon einiger Überlegung, um herauszufinden, daß er einen „quittengelben Mann" meint.

Ich darf wohl sagen, daß einige Liebe zu dem Dichter dazu gehörte, hier zu reinigen. Seite für Seite, ja Zeile für Zeile mußte durchgefeilt werden, um wenigstens die gröbsten Schnitzer herauszubringen. Dennoch habe ich an keiner kleinsten Stelle irgendwie „verbessert", meine Änderungen sind stets nur solche, die jeder gute Setzer — wenn es einen gäbe! — von sich aus machen mußte; sie sind also alle rein äußerlich. Und es scheint mir, daß jetzt erst der eigentliche „Stil" Panizzas in seiner oft lapidaren Wucht, seiner breiten holzschnittartigen Kraft voll herausgekommen ist.

Merkwürdig, daß der andere deutsche Schriftsteller, der Panizzas Zeitgenosse war und der in seinem Vaterlande —

genau so wenig vergessen zu werden brauchte, weil er eben nie bekannt war, daß Robert Reitzel in diesem Punkte ein so völliger Antipode von Panizza war. Reitzel, der „arme Teufel", der in Detroit lebte und Anarchist war (man bekreuze sich!), der in Deutschland aus dem Zuchthause nicht herausgekommen wäre, von allen Amerikadeutschen aber vergöttert wurde — war „nur" ein Journalist — — Panizza war ein Dichter. Und der Dichter Panizza mißhandelte seine Sprache, während der Journalist Reitzel — übrigens einer der wenigen, die ihn verstanden — mit hohem Stolz von sich sagen konnte: „Ich habe der deutschen Sprache in fremdem Lande einen goldenen Tempel errichtet." — Nur: er konnte froh sein, daß dieser „goldene Tempel" — sein Blatt: „Der arme Teufel" — in Amerika stand: bei uns in Deutschland wäre es ihm von Grund aus zerstört worden! Wir haben das Mittelalter trotz aller Zeppeline und Flugmaschinen noch lange nicht überwunden! Bei uns konnte noch 1895 — und kann es heute noch — ein genialer Dichter wegen „Vergehens wider die Religion, verübt durch die Presse" zu einem Jahre Gefängnis verurteilt werden — und muß noch froh sein über die „Milde" dieses Urteils! Die Herren Geschworenen selbst hätten ihn sehr gern schärfer mitgenommen, erklärte doch einer dieser ehrenwerten Männer während der Münchener Verhandlung: „Wenn der Hund in Niederbayern verhandelt würde — der käm' nicht lebendig vom Platz!"

Freilich schrieb zur selben Zeit Detlev von Liliencron an den Dichter: „Kolossal! Nochmals: Geradezu kolossal!" Liliencron, der anerkannteste Dichter seiner Tage, der aber nebenbei preußischer Hauptmann war und sicher ein guter Deutscher und braver Staatsbürger. Ein Mann von uraltem Adel und von streng konservativer Gesinnung: das Gegenteil von einem Umstürzler! Der fand dasselbe Werk „geradezu kolossal", für das sein niederbayerischer Richter den armen Autor

wie einen Hund totzuschlagen wünschte! — Gibt es einen grimmigeren Witz in der deutschen Literaturgeschichte?

Montevideo (Uruguay), Mai 1914.

Hanns Heinz Ewers.

